Oecon.
1432

Oec. 1432.

Oeconomia. Opera varia
oeconomiam illustrantia A3.

Oec. gen. No 70

Gottlieb Rammelt
Kunstgärtners in Beuchlitz, und Mitgliedes der
ökonomischen Gesellschaft in Leipzig

vermischte ökonomische Abhandlungen

zum Besten
der
Landwirthschaft und Gärtnerey

aus eigener Erfahrung
und angestellten Versuchen mitgetheilet.

Erster Theil.

HALLE,
bey Johann Gottfried Trampe.
1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An sämtliche

Hochansehnliche Mitglieder

der

ökonomischen Gesellschaft

zu Leipzig.

Hochgebohrne
Hochwohlgebohrne
Wohl- und Hochedelgebohrne
auch Hochedle,

Gnädige, Hochgebietende
und Hochgeehrteste
Herren!

Da ich mich seit länger als
funfzig Jahren mit der Gärtnerey
und Landwirthschaft beschäftiget,

und die Erfahrung mit der Lesung guter Bücher verbunden habe: so sind daraus einige Beobachtungen entstanden, welche der Band enthält, den ich Ew. Excellenzen, Hochwohl- Wohl- und Hochedelgebohrnen auch Hochedlen zu überreichen mich unterstehe. Der Nutzen meines Nächsten, die Begierde, den Ungrund mancher vorgefaßter Meinungen zu zeigen, und

zu

zu einigen, in der Landwirthschaft und Gärtnerey möglichen Verbesse-rungen eine Anweisung zu geben, sind die einzigen Bewegungsgründe meiner ohne Eigennutz unternom-menen Arbeit; sie enthalten zu-gleich die Ursachen, auf welche ich die Hofnung der hochgeneigten Auf-nahme dieser Bogen stütze. Ich werde nie aufhören, mit der grö-sesten Verehrung, und der voll-

kommensten Hochachtung mich zu

nennen

Ew. Excellenzen,

Hochwohl = Wohl und

Hochedelgebohrnen

auch Hochedlen

Beuchlitz, im Stifte Merseburg.
1767 den 20sten Dec.

gehorsamster und ergebenster
Diener
Gottlieb Rammelt.

Vorrede.

Ich habe durch eine lange Erfahrung einige Hauptursachen bemerket, welche hindern, daß der Ackerbau, die Viehzucht, und die Gärtnerey nicht mit mehrerm Eifer betrieben, und so nutzbar gemacht werden, als sie wol seyn können.

Die vorgefaßte Meinungen, welche von vielen mit der weniger anstößigen Benennung des alten Herkommens, und

der gemeinen Weise beleget werden, hindern die Ausführung der besten und leichtesten zur Verbesserung dienenden Unternehmungen. Der wichtige Vorwand der meisten Landwirthe ist jederzeit dieser, daß es unsere Voreltern eben so gemachet, und durch eine unzählbare Reihe von Jahren den Nutzen eingesehen. Dieses ist die Schutzrede der Faulheit, und hält sie ab, neue Versuche zu machen, deren Nutzen ihnen durch nicht zweifelhafte Erfahrungen vor Augen gelegt wird. Entschliessen sie sich ja zu einem Versuche, und derselbe mißlingt durch eigene Schuld oder widrige Witterung: so erheben sie die Einsichten der Voreltern, verachten ohne Unterschied alle Erfindungen der Neuern, und sind an

keine

keine fernere Verbesserungen zu bringen.

Demnächst macht die zu oft wiederholte Aenderung der Wirthschaftsbedienten ein eben so grosses Hinderniß. Verwalter, Gärtner, Knechte und Mägde bleiben öfters kaum ein Jahr im Dienst, man glaubt sich durch Abschaffung derselben zu verbessern, und man verschlimmert dadurch wirklich den Zustand der Wirthschaft. Der im Dienst einer so sehr veränderlichen Herrschaft stehende, wird selten mit Eifer auf Verbesserungen denken, deren guter Erfolg in der kurzen Zeit seines Daseyns nicht zu erwarten ist; er wird nicht alles thun, was er thun könnte, und er kann es auch oft um deshalb nicht unternehmen, weil ihm

nicht möglich ist, in so kurzer Zeit die Güte und Beschaffenheit des Erdreichs, die erst durch Erfahrungen gelernet werden muß, zu kennen. Ich will nicht einmal gedenken, daß eine sehr uneigennützige Gedenkungsart dazu gehöret, wenn man sich die Mühe geben soll, Verbesserungen zu machen, deren glücklicher Erfolg erst nach mehrern Jahren zu erwarten ist, und sodann auf die Rechnung eines andern geschrieben wird, mithin nicht dem Urheber Belohnung oder Beyfall bringet.

Endlich hindert auch die gewöhnliche Strenge mancher Hauswirthe vieles Gute. Die Bedienten werden in Kost und Lohn aus einer übel angebrachten Sparsamkeit schlecht gehalten, Schläge

oder Schimpfworte sind Belohnungen ihres Eifers, oder sollen sie anhalten, ihre Dienste gewissenhaft zu verrichten. Wer das menschliche Herz kennet, weiß, daß die härteste Begegnung eine knechtische Furcht hervorbringt, aber niemals Liebe. Der Umfang der Pflichten ist dem gemeinen Mann durch die Fehler der Erziehung eben sowol, als aus Mangel der Einsicht verborgen. Er wird durch Strenge getrieben, und aus Tücke des Herzens nur den in die Augen fallenden Schaden zu vermeiden suchen, niemals alles das thun, was er zu leisten im Stande ist, seinem Herrn nie durch Verbesserungen, die von ihm abhängen, nützlich werden, und so bald es möglich ist, den Dienst gestrenger Herren verlassen. Nur die Zuneigung oder Liebe

der

der Herrschaft machet die Arbeiter thätig, und diese wird durch gütiges Betragen erweckt, durch ausserordentliche Belohnungen gereizt, durch Härte aber unterdrückt.

Die Samlung ökonomischer Abhandlungen, denen dieses zur Vorrede dienen soll, enthält Anweisungen, um mögliche Verbesserungen bey dem Garten- und Ackerbau, wie auch der Viehzucht zu machen, und ich kann sie, auf eine lange Erfahrung mich gründend, allen denen mit Versprechung des glücklichen Erfolgs empfehlen, welche den vorgefaßten Meinungen entsagen, und denen, die sie zur Arbeit brauchen, mit Sanftmuth begegnen werden.

Ein grosser Theil dieser Abhandlungen findet sich in der nunmehro zu drey

und

und dreyßig Theilen angewachsenen Samlung des Herrn Prof. D. Schreber zu Leipzig, dem ich sie von Zeit zu Zeit zugesendet. Ich habe sie aber von neuem durchgesehen und an vielen Orten vermehret, oder gebessert, auch sind eine gute Anzahl neuer Abhandlungen hinzu gekommen. Da es nicht jedermanns Umstände erlauben, eine aus drey und dreyßig Theilen bestehende Samlung zu kaufen oder durchzulesen: so habe ich dem Rath verschiedener Gönner zufolge, diejenige Abhandlungen, deren Urheber ich bin, zusammen drucken lassen, und es sollen, wenn Gott Leben und Gesundheit schenket, viele auserlesene, und noch nie herausgekommene Gartenfragen, nebst deren gründlichen Beantwortung, wie auch eine Anweisung zu vielerley

Arten

Vorrede.

Arten der Vermehrung der Gewächse folgen. Um den Inhalt der in diesem Bande befindlichen Abhandlungen auf einmal übersehen zu können, habe ich solchen auf den neben stehenden Seiten ausgezeichnet. Mein Alter und Berufsarbeit haben bishero den Abdruck verzögert, und ich hoffe, daß die verehrungswürdige Gönner und Freunde, welche aus entfernten und nahen Orten bald schriftlich, bald mündlich mich zur Herausgabe ermuntert, diese Entschuldigung, welche eben so wahr als wichtig ist, geneigt annehmen werden.

Beuchlitz, den 20 Dec. 1767.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt
derer in dieser Sammlung vorkommenden Abhandlungen.

Seite

Von der Ursache des Brandes im Weitzen, und den Mitteln dagegen. 1-6

Fernerer Erweis, daß der Brand im Weitzen von unvollkommenen Körnern entstehe. 7-17

Von dem Treisp und dessen Ausartung, wie auch von den Mitteln wider dieses Unkraut. 18-23

Von den so genannten Läusen an den Nelken. 24-27

Anzeige der wahren Ursache des Verderbens vieler schönen Nelken im Jahre 1755. 28-31

Ursachen der Unfruchtbarkeit mancher Zwergbäume, und Mittel dagegen. 31-36

Von den Ursachen, warum die Erbsen in manchen Jahre nicht weich kochen, den Mitteln dagegen, und der allerfrühesten Erbse. 36-42

Beantwortung der Aufgabe, wie Bäume mitten im Sommer zu versetzen. 42-45

Versuch, wie die Disteln und Brombeerstöcke aus den Aeckern zu bringen. 45-48

Vorschlag zu einem frühzeitigen Futterkraute für das Rindvieh. 49-53

Ein anders sehr diensames und frühzeitiges Futterkraut. 53-57

Von einer neuen und vortheilhaften Anlage des Spargels. 57-63

Inhalt.

	Seite
Vom Baue des Sommerrübsaamens,	63=74
Von Anlegung zwoer vortheilhaften Arten von Hecken.	74=80
Von Schneckenbergen	81=84
Erstes Schreiben an den Herrn Prof. Schreber, die gemachte Versuche mit der engländischen Frühbohne nnd dem genannten Mohrhirse betreffend.	85=87
Zweytes Schreiben an den Herrn Prof. Schreber vom Sommer= und Winterkraute, ingleichen früzeitigen Kohle.	87=91
Vom Nutzen wilder Beumschulen.	91=96
Vom Kernobste.	96=108
Von Baumschulen.	101'108
Versuche und Anmerkungen über Küfners neuerfundene Baukunst von lebendigen Bäumen.	108=114
Von der Behandlung des Weinstocks, nach des Herrn Pastor Wahls Angeben.	114=118
Von grossen Gartenerdbeeren.	118=125
Von der rechten Zeit, den Sommerrübsaamen zu säen.	125=131
Vom Roste an den Nelken, der Ursache desselben. und den Mitteln dagegen.	131=137
Vom Abblaten der Bänme und Weinstöcke, in wie ferne es schädlich und nützlich sey?	138=145
Gedanken von Baummoose und den Mitteln dagegen.	145=150
Von der Unfruchtbarkeit von der hochstämmigen Bäume.	150=153
Vom Schröpfen der Bäume.	153=155
Vom Blauwerden der Milch.	156=158
Mittel dawider.	211
Von Satzweiden und deren vortheilhaften Anpflanzung.	158=166
Gedanken über die ausserordentlichen Baumblüten.	166=171
Anmerkungen über den Winter des Jahres 1763.	171=178
Vermischte öconomische Anmerkungen vom polnischen Weitzen.	179=182

Von

Inhalt.

	Seite
Von dem engländischen Weitzen.	182
Vom ägyptischen Korne.	183
Vom nackten Hafer.	183
Vom Weitzenspelt.	184
Von Linsen.	184
Von dem Leine von Ancona.	184
Von Bestellung des Leins und Hanfs über Winter.	185-187
Vom hohen und niedrigen Wuchse der Wacholderbeerstauden.	187-189
Von Brechschöben.	190
Vom Rohr.	191-192
Von dem Krauthacken.	192-194
Vom Ausarten der gesteckten Obstkerne.	194-196
Von den nackenden Schnecken.	196-198
Was hat man zu beobachten, wenn man junge Bäume an die Stellen, wo alte Bäume gestanden, fortbringen will?	198-200
Von der gelbblühenden Luzerne.	200-201
Von dem Düngesalze.	201
Von Abtreibung des Buschholzes.	202
Von gehängten Bäumen.	203-206
Von der so genannten Linsengerste.	207
Vom ägyptischen Korne.	207
Nochmalige Vorstellung wider die todte Zäune.	208
Von besserer Behandlung der Kopfweiden.	209-210
Von einzelnen Backöfen auf dem Lande.	211-213
Von den so genannten Rangers.	213-214
Von den Erdcastanien.	214-215
Vom öftern Umpfropfen der Bäume.	215-219
Vom Rosenäpfeln und Oculiren der Rosen.	220-225
Beantwortung, den Cythisus (Geisklee) betreffend.	225
Beschreibung, was die so genannte Brechbohne für eine Art sey und, worin ihr Vorzug bestehe.	226-227
Bestätigter Ungrund der Verwandlung des Hafers im Weitzen, nebst einer Nachricht vom Winterhafer.	227-229
Von einer neuen Vermehrungsart der Weinstöcke und Pfirschbäume.	220-232
Vom Begiessen und den Vortheilen dabey.	232-238

Inhalt.

	Seite
Bestätigung des Spargelbaues.	239
Von Lagermerrettigpflanzen.	240=243
Von Möhren.	14?=245
Von Pfropfreisen.	245:250
Vom Gebrauche der Erlenasche zum Flachse.	250
Von Düngung mit der Asche beym Ackerbaue.	251=257
Von Anlegung wilder Baumschulen.	258=277
Antwort auf die Frage: wie ist es anzufangen, wenn man junge Bäume an die Stelle, wo alte gestanden, fortbringen will?	277=280
Vom Tiefpflügen, einer in der Wirthschaft sehr nützlichen Arbeit.	281=285
Von Feldmäusen und deren Vertilgung.	286=288
Schreiben an einen Freund, und Gedanken über die Verdorrung einiger Pflaumenbäume.	289=291
Von Verbesserung der Wiesen.	292=300
Ob man auf Ebereschen Arlesbeeren und Weißdornen pfropfen kann?	300=303
Von Baumraupen.	303=310
Gedanken von den in den Baumknospen befindlichen Raupen.	311=116
Von Vermehrung der Weinstöcke durch den Saamen.	316=317
Von Vertilgung des Unkrauts bey angesäeten Holzplätzen.	318=323
Von Ebereschen, Arlesbeeren und Weißdorn.	323=325
Von Erdflöhen und den Mitteln dagegen.	325=332
Von Quecken.	332=338
Von holländischen Zwiebelgewächsen	338=340
Von Kichern und deren Nutzen.	340=344
Vom Reygrase.	345=347
Von Levkojen.	347=353
Von Wartung und Erziehung der Nelken.	353=362
Von Anlegung eines ökonomischen Gartens.	362=364

Von

Von der Ursache des Brandes im Weitzen, und den Mitteln dagegen.

Der so genannte Brand im Weitzen ist ein Uebel, das denen, die Landwirthschaft treiben, seiner Würkung nach, nur allzubekant ist, und wovon viele in den beyden Jahren 1754 und 1755 in hiesigen Gegenden Schaden genug erlitten haben; woher es aber entstehe, darüber sind selbst die Gelehrten noch nicht einerley Meinung, geschweige denn diejenigen, so Landwirthschaft treiben, gründlich unterrichtet: doch stimmen, meiner wenigen Belesenheit nach, die mehresten, so davon geschrieben haben, darinn überein, daß die Ursache in dem Saamenkorne zu suchen sey. Ich bin eben dieser Meinung, und durch die Erfahrung überzeuget, daß nichts an

ders, als der unvollkommene Saame, daran schuld seyn könne.

Diejenigen, so in der Gärtnerey erfahren sind, werden wissen, daß sich bey saamentragenden Gewächsen gemeiniglich auf einem Stengel vollkommener und unvollkommener Saamen beysammen befinden. Beyde gehen auf, wenn sie bald wieder ausgesäet worden; aber der Erfolg ist nicht einerley. Der letztere unterscheidet sich gar merklich, zumal wenn widrige Zufälle, als schlechte Witterung, mageres Land und andere Irregularitäten dazu kommen, welche auch wohl dem guten Saamen schädlich seyn können. Ich will zum Beweise nur den Hanf und Spinat anführen. Beyde Arten setzen ihren Saamen an ihre Stengel von unten an, bis in die Spitze. Der unterste ist groß und vollkommen, der obere, nach der Spitze zu, kleiner und unvollkommen. Und was wird man wohl dazu sagen, wenn ich behaupte, daß von dem geringen und unvollkommenen Saamen die so genannte Hänfin, *) und beym Spinat das so genannte Weibchen, oder diejenige Stengel entstehen, die keinen Saamen tragen. Vielleicht hat noch niemand Versuche damit gemacht, wie ich gethan habe, um mich von der Gewißheit der Sache zu überzeugen. Wer weiß nicht, daß, wenn man von gefüllten Blumen, als Nelken, Mohn und dergleichen den Saamen zu einer Zeit in einerley Land säet, dennoch

*) Diese Benennung ist nach den heutigen vornehmsten Botanisten falsch, indem diese keinen Saamen tragen, sondern Staudpflanzen und männlich sind.

dennoch nicht alle Blumen gefüllet werden. Von diesem Erfolg ist nur der unvollkommene Saamen die Ursache.

Mit dem Weitzen ist es eben so beschaffen, daß man gar oft in einer Aehre vollkommene und unvollkommene Körner beysammen findet. Dieses kann durch mancherley Umstände verursachet werden; z. B. wenn er nicht Zeit genug um völlig zu reiffen oder auch nicht die erforderliche Wärme hat, ingleichen wenn er zu stark geschrappet wird, u. s. f. Säet man nun solchen mangelhaften Weitzen bald hernach, wenn er eingeerntet ist, wieder aus; so kann nichts anders, als eine schadhafte Frucht daher entstehen.

Vor einigen Jahren befand ich bey Besichtigung eines Weitzenackers, daß alle brandigte Stauden in jedem Stengel auch Brand hatten. Nach langen Suchen traf ich noch einen Busch an, der zweyerley, gute und brandigte Stengel hatte. Ich grub ihn aus, untersuchte seine Wurzel, und fand, daß sie sich absondern ließ. Ich konnte hieraus schliessen, daß zwey Körner, ein gutes und schlechtes, neben einander gefallen, und beyde zusammen aufgegangen waren. Um mich mehr davon zu versichern, machte ich einen Versuch, und steckte schöne und vollkommene Weitzenkörner, so dann auch geringe und flache in einer Stunde und in einerley Land, und der Erfolg zeigte mir, daß die guten Körner keinen Brand, die geringen aber alle Brand hatten. Dieses schien mir Beweises genug zu seyn, meine Meinung zu bestärken.

Alle Landwirthe wissen es, oder sollten es doch wissen, daß man alten Weitzen, der recht reif, auf dem Boden fleißig umgewendet, und also recht trocken geworden, zum Saamen erwählen muß, wenn man beym Weitzenbaue wohl fahren will. Wenn sie sich nun allezeit gehörig darnach achteten, würden sie sich über den Brand nicht so sehr zu beklagen haben. Die Ursach ist leicht zu finden. Wenn der unter dem vollkommenen mit befindliche unvollkommene Saamen, der wenig Oel hat, ein Jahr auf dem Boden lieget: so wird er vollends ausgetrocknet, mithin gehet er mit dem vollkommenen nicht auf. Daher kommt es, daß der alte Weitzen allezeit dünner als der neue aufgehet. Gehen aber lauter vollkommene Körner auf: so hat man keinen Brand zu befürchten; ja man hat auch vollkommene Früchte wieder zu erwarten, wenn anders der Weitzen nicht durch allzu geitziges Schrappen verdorben wird, und wenn nicht schlechteres Land oder widrige Witterung verursachet, daß die Frucht nicht durchgehends zu ihrer völligen Reiffe gelangen kann. Das dünnere Aufgehen des alten Saamens ist deswegen dienlich, weil er sich desto besser bestauden, Luft und Sonne auch besser hinein würken, und die Reife befördern kann.

Ein gewisser Bauer konnte sich rühmen, bey seiner langen Wirthschaft niemahls Brand in seinem Weitzen gehabt zu haben. Man beschuldigte ihn, daß er ein besonderes Geheimniß haben müsse, sich dafür zu verwahren. Er entdeckte es auf vieles Bitten einigen seiner Freunde, und es

bestand darinn: er schwemmete seinen Saamen vorher, ehe er ihn aussäen wollte, in einer Mistpfütze, steckte ihn in solche Säcke, die er nie zu etwas anders, als zum Saamen brauchte, säete ihn auch aus einem Tuche, das er nur zum Weitzen aufhob. Man wird leicht erkennen, daß die mit den Säcken und Tuche beobachtete Sorgfalt auf Aberglauben hinausläuft. Die Mistpfütze ist ebenfalls, meiner Meinug nach, überflüßig, und man weiß wohl, daß die vermeinte Schwämmung des Saamens nicht weit her ist. Das Schwemmen aber, welches auch im Wasser geschehen kann, beweiset meinen Satz. Es geschiehet dadurch, daß der gute und vollkommene Saamen zu Boden fällt, der leichte und unvollkommene aber oben auf schwimmet, da man ihn so dann abnimmt und nicht mit säet, folglich lauter guten Saamen in die Erde bringet, von welchem kein Brand zu erwarten ist.

Ich will noch einen Beweis anführen. Wir hatten vor einigen Jahren flachen und welkkörnigten unzeitigen Weitzen erbauet. Ich gab einem Verwalter den Rath, keinen von diesen Weitzen aussäen zu lassen, sondern fremden und guten alten Saamen zu kaufen. Er that es. Als dieser aber nicht völlig zureichte, nahm er etwas von seinem unvollkommenen Saamen mit zu Hülfe, und säete ihn besonders auf das Stücke an den guten an, damit es über und über bestellet werden konnte. Vielleicht that er es auch aus Neubegierde, um zu sehen, ob es eintreffen würde, was ich ihm vorher gesaget hatte, nemlich, daß er von

diesem unvollkommenen Saamen brandigten Weitzen bekommen würde. Es traf ein. Der Weitzen von dem zugekauften alten Saamen war rein; der von dem eigenen unvollkommenen Saamen erwachsene aber, hatte zur Hälfte Brand.

Es gedenket zwar der Herr Pastor **Orth** in einer von seinen Schriften, er habe den Versuch erst mit ein Paar flachen Gerstenkörnern gemacht, welche brandigte Gerste gebracht; nachher habe er es mit 40 andern dergleichen Körnern versuchet, von diesen habe er gute Gerste bekommen: allein kann hier nicht eine günstige Witterung Ursache an dem glücklichen Erfolg gewesen seyn? und lässet sich auch wohl von der Gerste auf den Weitzen ohne Unterscheid schlieſſen?

Ich bin eben nicht der Meinung, daß ein flaches oder unvollkommenes Korn allezeit Brand und nicht auch zuweilen gute Früchte bringen könne, wenn der Acker gut und die Witterung recht günstig ist: indessen handelt man doch vorsichtiger, wenn man jährigen vollkommenen Saamen zur Aussaat erwählet, und ihn entweder vorher in Wasser schwemmet, oder auf eine andere Art, z. B. durch Drathsiebe oder Staubrollen, die schlechten von den guten Körnern abzusondern suchet.

Fernerer Erweis, daß der Brand im Weitzen von unvollkommenen Körnern entstehe.

Ich habe meine Meinung von Entstehung des Brandes im Weitzen im vorhergehenden eröfnet und gezeiget, daß der schlechte und unvollkommene Saame daran Schuld sey, ich habe nachhero, da dieses schon lange in den beliebten Schreberischen Sammlungen abgedruckt worden, unterschiedene Abhandlungen davon gelesen, und daraus ersehen, daß die mehresten mit meinen Gedanken übereinstimmen, ob es gleich nicht auf eine allzu deutliche Art geschiehet, ich will solche zum fernern Beweiß anführen, und Anmerkungen dazu machen.

Die erste ist in des Herrn M. **Küttner** Pastor zu Eutritz. Dieser weiß die Ursachen aus Erfahrung nicht zu finden, als im Saamen, daß solcher nicht zur Reife gekommen, oder durch überflüßige Feuchtigkeit verderbet werde, das sicherste Mittel wäre, daß man reifen und trockenen Saamen habe, solchen vor Moder bewahre, und daß man solchen sogleich forschele, wurfeln und auf einem lüftigen Boden verwahre, ferner daß man ihn 3 bis 4 mal durch ein Trespsieb fege, das leichte abnehme, damit die unvollkommenen Körner abkommen, er sagt ferner mit Recht, daß alter Weitzen keinen Brand bringe, und daß das Einkälken dennoch Brand bringe.

Anmerkung.

Diese Erfahrung stimmt mit meiner völlig überein, ich suche das Uebel in den schlechten Körnern, und dieser Verfasser auch, dahero rathet er an, daß man ihn 3 bis 4 mal durch ein Sieb lauffen lasse, und die leichte Körner abnehmen sollte. Daß alter Weitzen keinen Brand bringe, ist allen Hauswirthen bekannt, warum es aber nicht ist, sehen die mehreste Hauswirthe nicht ein, oder wollen es vielleicht nicht einsehen. Ich habe schon in vorherstehender Abhandlung die Ursachen davon gezeiget und gesagt, daß die schelchten und unvollkommenen Körner, da sie fast ein ganzes Jahr auf dem Kornboden liegen, ihre sehr wenige Bestandtheilgen verliehren und austrocknen, folglich zum Aufgehen untüchtig sind, dahero der alte Weitzen sehr dünne aufgehet, und der in der Physic unerfahrne Landman nicht weiß, wie es zu gehet. Würde er aber die Vorsicht gebrauchen, und seinen alten Weitzen erst schwemmen und waschen, und die oben schwimmende leichte Körner abnehmen; so würde er sehen, daß sein alter Weitzen eben so dicke aufgehet, als der neue, und doch kein Brand hinein kommt.

Daß man ihn sogleich forscheln und wurfeln lassen sollte, wie der Herr M. Küttner verlangt, bestätiget meinen Satz. Denn durch das Forscheln oder Vorschlagen, so nicht heftig ist, und in den noch gebundenen Garben geschiehet, werden nur die besten und vollkommenen Körner herausspringen, indem die schlechten mehr Gewalt haben wollen, dahero ein schwedischer Hauswirth

Herr

Herr **Salberg** haben will, daß wenn der beym Einfahren von sich selber ausgefallene Weitzen zum Saamen genommen werde, kein Brand zu befürchten sey. Er hat nach meiner Meinung vollkommen recht, nur will solches bey grosser Aussaat nicht zureichend seyn. Daß das Einkälken nicht allemal helfe, ist wahr, und wissen es viele Hauswirthe, aber nur wenn es nicht recht gemacht wird. Daß es aber auch helfe, wird unten dargethan werden.

Die zweyte ist eine aus dem **Gentlemans Magazin** übersetzte Abhandlung, die ich in den Hannöverischen nützlichen Sammlungen des 1760 Jahres auf der 582 S. gelesen habe, da heißt es, ein gewisser Hauswirth hätte Weitzen aus England kommen lassen, er hätte ihn in ein Pöckelfaß schütten lassen, der 6te Theil habe oben geschwommen, diesen hätte er alleine abnehmen lassen, und das untergesunkene als das schwereste auch alleine, er hätte beydes besonders säen lassen, von dem ersten, als dem leichtesten, wäre meistentheils Brand geworden, von dem letztern aber kein einziger, er hätte auch wahrgenommen, daß, wo ein Stengel auf einer Staude brandigt, die andern alle so gewesen, dahingegen, wo mehrere Stengel auf einem Stock gesund, die andern alle so gewesen, er schliesset hieraus, daß, wenn ein Theil (Bestandtheile) an dem Korne mangle, es den Wachsthum der Pflanzen Wurzel verhindere, die den Nahrungssaft zu führen soll, sie hätte sodenn mehr Kraft, also daß sie Stengel und Aehren hervorbrächte, hingegen

könnte sie nicht gnugsame Nahrungskräfte sammlen, die Körner hervor zu bringen, er giebt den Rath allen Hauswirthen, daß sie eine starke Pöckel machen, ihren Saamenweitzen darinn thun, die oben schwimmende Körner wegnehmen, und nur die untersten zum Saamen behalten sollen, dadurch sie von Brand gesichert seyn würden, jedoch müsse man die oben schwimmende gleich abnehmen, denn wenn er lange weichte, zöge sich solcher voll Wasser, würde schwer und sinkte unter, welches seine Richtigkeit hat. Ich setze noch dieses als ein nothwendiges Stück dazu, daß man solchen etliche mal umrühre: als denn schwimmet der leichte oben, den man geschwinde abnehmen muß, ja man muß ihn mit den Händen etwas reiben, und dieses befördert und erleichtert diese Arbeit.

Anmerkung.

Auch dieses beweiset meine Meinung, daß von schlechten Körnern Brand entstehe, daß es am Korne liege, giebet Gelegenheit zu glauben, daß alle Aehren auf einem Stocke Brand, und im Gegentheil auf einem guten Stocke lauter gute sich finden, welches ich auch behaupte und aus der Erfahrung habe.

Die dritte ist Herr **Mortimer** in seiner Feld- und Ackerbaus-Wissenschaft im 2ten Theil S. 124. da er eine Lauge angiebet, worin man den Weitzen einweichen soll, die ich, da sie schon bekannt, nicht nöthig erachte anzuführen, ich berühre nur, daß er haben will, man solle den

Wei-

Weitzen zuvor 3 bis 4 mal in Wasser waschen, wohl umrühren, und das leichte oben allemal abnehmen, und nur das unterste zum Einweichen brauchen.

Anmerkung.

Eben dieses beweiset meinen Satz, und ich glaube, daß dieses 3 bis 4 mal Waschen, Umrühren und Abnehmen genug wäre, das Einweichen aber überflüßig sey.

Das vierte ist, da ein Ungenanter in der leipziger Sammlung des 12ten Bandes S. 366 sagt, die wahre Ursache des Brandes läge am Korne, da es entweder nicht recht zur Reife gekommen, oder sonst Schaden gelitten, ein solches schadhaftes Korn zu verbessern wäre vergeblich. Das Sicherste wäre, rechten guten reinen und vollkommenen Saamen zu nehmen, und beym Dreschen den schweren und leichten abzusondern.

Anmerkung.

Auch dieser Ungenannte ist meiner Meinung, Herr **Leopold** in seinem Wirthschaftsbuche ist eben der Meinung, und in den braunschweigischen Anzeigen finden sich etliche Aufsätze, so den Brand in unreifen Körnern mit Recht suchen, sie rathen an, alten Weitzen zu säen, indem die schlechten Körner, wie ich schon oben erwehnet habe, wegen ihrer wenigen Bestandtheile vertrocknen und nicht aufgehen. Herr **Möller** der berühmte Oeconomus hat die Entstehung des Brandes in einer Pressung der Kappe gesucht. Zufälliger Weise könnte es geschehen, denn weil, wie oben gesagt, einem solchen

chen unvollkommenen Saamenkorne, die fernern Nahrungssäfte fehlen: so müssen solche freylich im Wachsthum stille stehen und zusammenschrumpfen, denn durch den zufliessenden Saft werden ja die Gefässe aus einander getrieben, und kann keine Pressung entstehen, er giebt gleichfals den Rath, alten Weitzen zu säen, weil er nicht so starken Trieb hätte, allein von diesem Nutzen habe ich schon oben gedacht.

Der Herr Obriste **Plummen** sagt in der Schreberischen Sammlung 5 Th. S. 229 bey Beschreibung seines Recepts wieder den Brand, man solle den Saamen in einer grossen Küpe 3 bis 4 mal waschen, ihn wohl umrühren, und die oben schwimmende Körner wegnehmen, ehe man solche in die von ihm angegebene Lauge thäte.

Was will diß Waschen anders sagen? als daß die oben schwimmende leichte unvollkommene Körner davon abgesondert, folglich die guten und schweren zum Saamen erhalten werden. Ich sehe also nicht, was das Einweichen in die beschriebene Lauge nöthig ist, sie müste denn die beym Waschen nach zurückgebliebenen schlechte Körner zum Aufgehen untüchtig machen.

Aus diesem nun erhellet, daß meine Gedanken von Entstehung des Brandes im schlechten Korne liegen, und keinesweges weder von einem Thau noch einem Inseckt, wie Herr **Tillet** will, herrühre, der doch den Preis von dieser Aufgabe von der Societät zu Bourdeaux erhalten hat, die gelehrte Naturforscher haben durch die Vergrösserungsgläser beobachtet, daß in dem Saamenkorne

die

die ganze Pflanze völlig eingewickelt, ist nun dieses; (wie es denn gewiß ist) so fragt sich, wenn ein Korn nicht vollkommen oder sonsten Schaden gelitten, warum nicht auch die im Korne eingewickelte Pflanze nicht auch unvollkommen erscheine? Die Erfahrungen beym Gartenbaue überzeugen mich, daß ich ja dazu sagen muß, denn warum werden nicht alle Blumen, die man doch von gefüllten Saamen nimmt, in einerley Erde und zu gleicher Stunde säet, gefüllt, muß es nicht am Saamenkorne liegen, und muß es nicht einigen Körnern an den ihnen gehörigen Bestandtheilgen fehlen, welches aber bey aller unserer Klugheit und Wissenschaft uns dennoch verborgen bleibt. Wenn wir solche Körner genau kenneten; so würden wir die falschen zurücklassen, und nur die tüchtigen säen, folglich würden wir viel glücklicher in unser Bearbeitung der Gewächse seyn, ich weiß nicht, ob ich hier ausgeschweift habe, ich glaube aber doch, daß es zu meinem Zweck gehöre, Einsichts volle Leser werden mir Recht wiederfahren lassen.

Ein erfahrner landedelmann in Thüringen hatte niemals Brand in seinem Weitzen, ohngeachtet seine Nachbaren und Unterthanen damit geplaget wurden, er machte es aber also, er säete alle Jahr etwas alten Weitzen, (man merke es, was ich oben gesaget habe,) wenn dieser eingeerndtet, ließ er ihn sogleich forscheln und wurfeln, den vordersten und schweren nahm er hinweg, und säete davon diesen Herbst, was er nun von diesem schweren übrig hatte, schüttete er auf den Boden, und ließ ihn den Winter und Sommer über liegen bis

zur

zur Saatzeit, und davon säete er wieder alten Weitzen, und von diesem nahm er wieder neuen Weitzen zum Saamen, und so verfuhr er alle Jahr, ich weiß nicht, ob man mich recht verstanden hat, ich glaube daß es kluge Hauswirthe einsehen werden.

Anmerkung.

Da der alte Weitzen, wie schon gedacht, aus gewissen und vorher gezeigten natürlichen Ursachen dünne aufgehet: so folgt, daß die Stöcke sich stark bestauden, zumal in guten Aeckern und dabey erfolgter günstiger Witterung, da nun solcher nicht zu dicke stehet, kann Luft und Sonne ihre kräftige Würkungen an ihn erweisen, es werden dahero lauter schöne vollkommene Körner, welches dieser besagte Edelmann wol wußte, zumal da er die Vorsicht brauchte, und ihn, so bald er in die Scheuren kam, forscheln, wurfeln, und den Vorsprung wegnehmen ließ, auch dieses bestärket meine Meinung, und da ich die Ehre hatte mit diesem Herrn unterschiedene mal über ökonomische Sachen mich zu besprechen: so hat er auch dieses mir anvertrauet, vom Einkälken, zumal wie es die Bauren alda machten, hielt er nichts, was kälken, was kälken, sagte er, man säe nur guten Weitzen, wie ich es mache, gebe ihm gut land und bitte den Himmel um gute Witterung und seinen Seegen.

Ich bin überzeuget und wünsche, daß meine Ueberzeugung bey allen Hauswirthen Eingang finden möge, allein ich bin auch schon versichert,

sichert, daß ich vielen tauben Ohren predigen und der gemeine Schländrian doch die Oberhand behalten wird, denn dieses Unding hat sich so feste gesetzet, daß es fast unmöglich solches auszurotten, ich bin überzeuget und bleibe also bey meiner Meinung, daß schlechte und unvollkommene Körner Brand bringen, wollte doch nur ein Hauswirth den Versuch machen, so bald er seinen Weitzen in die Scheune bringt ehe er sich auf einander erhitze, sogleich forscheln, wurfeln, und den Vorsprung zum Saamen nehmen, solchen hernach etliche mal waschen und schwemmen, damit die leichten Körner oben abgenommen werden könten, folglich die guten und schweren zu Boden gesunken zum Saamen zu brauchen, solche auf den Boden fein dünne ausbreiten, daß er abtrockne bis zur Saatzeit, wollte man diesem noch nicht trauen, so kann ich solches geschehen lassen, daß selbiger gehörig eingebeitzet würde, ich sage gehörig, denn es könnte doch geschehen, daß einige unvollkommene Körner nach dem Schwemmen mit darunter blieben, diese würden von der Beitze, wenn sie gehörig bereitet, vollends so zu sagen todt gebissen und zum Aufgehen untüchtig gemachet werden, man hüte sich aber, daß die Beitze nicht gar zu ätzend sey, damit die guten und vollkommenen Körner nicht Schaden leiden, eine Mäßigung muß hier beobachtet werden, ist die Beitze zu gelinde, hilft es nichts, dahero sagt mancher, ich habe meinen Weitzen in eine so sehr geräucherte Lauge eingeweichet, und habe doch meinen Zweck nicht erhalten, ich muß hier antworten, vielleicht habt

ihr

ihr die gehörige Verhältniß nicht beobachtet, ich verachte die Beitze nicht, sondern! preise sie vielmehr denjenigen an, so meinem Vorschlag nicht trauen wollen, nur muß sie wohl getroffen seyn, die besten sind wol in des Herrr D. und Professor **Schrebers** Sammlung im 2ten Theil S. 339 und in des Herrn **Mortimers** Ackerbaus Wissenschaft im 2ten Theile auf der 124 Seite befindlich. Da ich dieses schreibe: so bekam ich des berühmten und gelehrten Herrn Professor **Gleditsch** physicalisch- botanisch- und ökonomische gelehrte Abhandlung zu lesen, und dieser sehr unermüdete in dem Reiche der Vegetabilen sehr wohl erfahrne Mann, weiß keine andere Ursache von Entstehung des Brandes zu finden, als in dem fehlerhaften Saamenkorne, nur daß man es nicht kenne, und der Landmann es nicht davor halten wolle, er sagt S. 156, da er verschiedene Versuche anführet, daß man endlich geurtheilet, und zwar mit aller Wahrscheinlichkeit, daß der Saame von zeitigen oder auch unzeitigen ungleich getrockneten, naß eingebrachten und erhitzten, dumpfigt gewordenen Getreyde, die Gelegenheit zu Erzeugung des Brandes geben müsse, und auch wirklich gebe, man hätte hernach ganze Striche Ackers liegen lassen, und die Reife des Weitzens und Gerste, die man zur Saat brauchen wollen, gehörig abgewartet, welches ordentlich getrocknet in die Scheure gebracht, und durch diese Anstalt wäre der Brand nach und nach seltner geworden, er giebet auch zu, daß Brand zufälliger Weise von gutem Korne entstehen könne, es hat auch seine Richtigkeit.

Noch

Noch eins, meine einfältige und in der Naturlehre unerfahrene Magd bestärkte mich vor einigen Tagen in meinen Gedanken, da sie nebst noch einer andern Weibsperson Weitzen wusch, der in die Mühle sollte gebracht werden, sie hatte ein Gefäß mit Wasser angefüllt, in dieses that sie nach und nach etwas Weitzen, so schwomm das leichte gleich oben, welches sie behutsam abnahm, hernach mit den Händen darinne herumfuhr, und solchen zwischen den Händen rieb, so sammlete sich allemal was leichtes oben, welches sie sorgfältig abnahm, und so verfuhr sie, bis sich nichts mehr oben zeigte. Bey meinem Zusehen sagte sie: so muß man den Weitzen waschen, wenn man ihn säen und keinen Brand haben will, sie hätte 7 Jahr bey einem Bauer gedienet, der es also hätte machen lassen, und niemals Brand in seinem Weitzen gehabt, man habe ihm dißfalls ein grossen Geheimnisses, ja so gar Hexerey Schuld gegeben, die andre Weibsperson bestätigte solches, und sagte: es wäre wahr, wenn alle Bauren im ganzen Dorfe Brand gehabt hätten, wäre dieser davon frey geblieben, und noch jetzo hätte sein Sohn den allerbesten Weitzen, ich hörte solches mit Vergnügen an, weil es zur Bestätigung meines Satzes dienete. In diesem Jahre wird unser zu Versuchen aufgelegter Verwalter nach meiner Angabe mit dem Säen des Weitzens verfahren, und ich will den glücklichen Erfolg davon künftig bekannt machen.

Von dem Tresp und dessen Ausartung, wie auch von den Mitteln wider dieses Unkraut.

Als ich neulich in des Herrn **Denffers** Discurs von der Fruchtbarkeit der Erde Seite 35 und 36 las, daß von einigen vorgegeben würde, der Tresp verwandele sich in guten Rocken, kam mir solches ziemlich fremde und widernatürlich vor. In meinem Vaterlande wird gerade das Gegentheil behauptet. Beydes ist ungegründet. Dieses schädliche Unkraut (lolium temulentum) welches, wenn es unterm Rocken in Menge befindlich, und im Brodte mitgegessen wird, die schlimmesten Krankheiten nach sich ziehen kann, wächset immer in einer Gegend stärker, als in der andern. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mir die Beschaffenheit desselben bekannt zu machen, weil in der Gegend, wo ich erzogen worden, und die Gärtnerey erlernet, auch die Wirthschaft getrieben, jährlich etliche tausend Scheffel Tresp wieder Willen des Landmannes erbauet wurden. Diese Gegend ist ein Strich Landes in Thüringen, welcher die Finne genannt wird. Er fängt sich bey dem churfächsischen Amte Eckartsberge an, und endiget sich bey dem zum Amte Heldrungen gehörigen Dorfe Hauterode; wie wohl ihn einige weiter ausdehnen wollen. Diese Länge erstreckt sich ohngefehr auf 3 Meilen; jede Breite aber ist 2, an manchen Orten auch 3 Stunden. Er liegt auf einer grossen Anhöhe, so daß man

zur

zur rechten und linken Hand einen grossen Berg hinunter steigen muß, und auf allen Seiten ist er mit Wäldern umgeben, ja ich wollte fast sagen, daß die Hälfte Wald sey. Wie nun diese Gegend hoch lieget: so ist auch die Luft alda sehr kalt. Wenn es unten im Thale an der Unstrut im Frühlinge und Herbste regnet: so schneyet es oben, und so ist es auch auf der andern Seite beschaffen: wenn man nur eine Stunde weit gehet, so ist es schon wärmer. Wie die Luft, so ist auch der Erdboden beschaffen. Es ist ein kaltes, flüßigtes, dabey hungeriges mit Thon und Leim vermischtes Erdreich, deswegen alles später daselbst hervor wächset, als an den nahe liegenden Oertern: für den Tresp hingegen ist es ein überaus vortheilhafter Boden, der meiste aber wächset, wenn ein nasser Winter und Frühling sich ereignet, zumal bey nachläßigen Hauswirthen, die ihren Acker nicht gehörig düngen und bearbeiten. Und eben diese sind es vornemlich, welche vorgeben, daß aus gutem Korne Tresp würde. Man findet sonsten den Tresp auf hohen Wiesen häufig wachsen; wiewohl er daselbst nicht so sehr in die Höhe gehet, als in den Feldern. Ich glaube, daß er an vielen Orten zuerst von den Wiesen durch das Futter des Viehes in den Mist, und mit selbigem auf die Felder gekommen sey und noch komme. Es ist ein hartes Gewächs, welches die größte Kälte verträgt, und da am liebsten wächset, wo es naß, jedoch nicht sumpfigt ist. Der Saamen kann sich 2 bis 3 Jahre in der Erde erhalten, und dennoch bey günstigen Wetter noch aufgehen.

Wenn er mit den Rocken im Herbste gesäet wird: so gehet er erst im April des folgenden Jahres auf: derjenige aber, so bereits im Acker steckt, kommt eher, nemlich im späten Herbste, hervor, weil der Saamen mehr Zeit und Wärme gehabt hat, aufzuschwellen und in die Höhe zu gehen. Er kann aber nicht allein mit dem Miste in den Acker gebracht werden: sondern er wird auch bey Einerndtung der Früchte, so vorher auf dem Acker gestanden, leicht abgeschlagen, ja gar vom Winde abgewehet, wenn er recht reif ist. Dieser ausgefallene Saamen bleibt auf dem Acker, weil ihn kein Vogel oder anderes Thier frißt, liegen, bis er mit untergepflüget wird. Ich habe gesehen, daß in derjenigen Erde, so das Wasser zur Winterszeit von den Feldern auf die darunter liegende Wiesen geschlemmet, der Tresp haufenweise hervor gewachsen, und bin dadurch in meiner Meinung augenscheinlich bestärket worden, daß der Saamen oft in grosser Menge im Ackerfelde liege, ohne zu verderben.

Woher kommt es aber, daß schlechte Landwirthe den mehresten Tresp einerndten? Sie sind selbst Schuld daran. Sie bearbeiten ihren Acker nicht gehörig, düngen ihn sehr schlecht, und bestellen ihn zu späte. Solcher Acker ist für den Tresp recht gut. Wird solcher Acker späte bestellet: so kann man sich leicht einbilden, daß sich das Korn nicht recht bestocken kann. Kommt nun widrige Witterung, insonderheit ein nasser Winter und Frühling dazu: so gehet der Rocken meistentheils verlohren: dem Tresp aber schadet

das

das nichts, welches desto mehr Raum und Luft zu seinem Wachsthume bekommt. Wo zumal Senken sind, wie man es dort zu lande nennet, da nemlich das Wasser, so nicht ablaufen, oder sich in die Tiefe verlieren kann, stehen bleibt, da bleibet öfters gar kein Rocken, aber Tresp in grosser Menge. Und da meinet der in der Narurlehre gar nicht unterrichtete Bauer, sein Rocken habe sich in Tresp verwandelt. Wenn nun mit Tresp vermengter Rocken wieder ausgesäet wird, (und wie schwer hält es nicht, beydes von einander abzusondern?) so ist es gar nicht zu verwundern, daß solche Landwirthe den Tresp aus ihren Rocken nicht loß werden. Wer im Gegentheil alles genau in Acht nimmt, was zum Ackerbaue erfordert wird, der wird über den Tresp nicht Ursache zu klagen haben. Dazu gehöret fleißiges Umpflügen des Ackerfeldes, guter Dünger, reiner Saamen und zeitiges Bestellen. Oefters Pflugarbeit ist das erste Mittel, diesem Unkraute, wenn es vor der Einsaat des guten Saamens schon im Acker stecket, Abbruch zu thun. Was den Dünger anbetrift: so hüten sich gute Wirthe gar sehr, trespigt Stroh in den Mist zu bringen: denn sie wissen schon, was er für eine Würkung hat. Ist man nicht vollkommen versichert, daß der Dünger ganz vom Tresp reine sey: so erwähle man einmal Seiffensieder- oder andere Holzasche. Vor etwa 40 Jahren wuste man in der oben beschriebenen thüringischen Gegend nichts von der Aschendüngung, und man sahe damals viele Aecker wüste liegen; seit dem aber solche im Ge-

brauch gekommen, haben die, welche sich derselben bedienet, und sonst das Nöthige in Obacht genommen, das schönste reine Korn gewonnen, und man findet auch keine wüsten Aecker mehr. Die Bauren meinen, die Asche fresse den Tresp hinweg: allein das ist falsch. Die Asche, welche für solche kalte und flüßige Aecker ungemein dienlich ist, macht nur, daß der Rocken frischer aufwachsen kann, ehe der Tresp herankommt, welcher hernach von dem Rocken erstickt wird. Den Saamen belangend: so schafften sich gute Landwirthe in der beschriebenen Gegend, welche alle Mittel zur Vertilgung des Tresp gehörig anwendeten, anfänglich von andern Orten, wo man gar keinen Tresp hatte, dergleichen reinen Saamen an, und dieses thaten sie alle 3 Jahr, so hatten sie immer reines Korn. Es gehöret aber auch noch zeitiges Bestellen dazu. Zwo Wochen vor Michael sind die besten Tage. Der Rocken bestocket sich sodann besser, und kann den Winter eher ausstehen. Eine allzukleine Pflanze verdirbt leichter, und dann behält der Tresp den Platz. Wenn aber auch an einer Staude von 3 bis 4 Nebenästgen, eins oder zwey im Winter verderben: so bleibt doch eins oder zwey gut; und wenn der Acker in der Besserung erhalten ist: so gewinnet die Staude wohl andere Zweige wieder, breitet sich aus, ehe der Tresp aufgehet, und ersticket ihn. Der Augenschein hat es gar vielmahls gelehret, daß schlechte Landwirthe, die ihren Acker nicht auf obige Art bearbeitet, und späte bestellet, einen Theil Rocken und drey Theile Tresp bekommen; dagegen

andere,

andere, welche die angezeigten Regeln beobachtet, nach und nach ganz frey von diesem schädlichen Unkraut geworden. Man kann auch in den Tiefen oder sogenannten Senken, wo das Wasser bey nassem Wetter im Frühjahre stehen bleibet, den Wachsthum des Tresps schon verhindern. Viele dergleichen Grundstücke sind so beschaffen, daß sie gar füglich erhöhet werden können. Ich hatte selbst unter meinen wenigen Aeckern an dem Fusse derselben einige solche Vertiefungen, wo das Wasser in den Furchen herabfloß, und unten stehen blieb, worauf das gute Korn ersoff, und hernach Tresp wuchs. Ich machte aber auf beyden Seiten Graben, und schmiß die Erde aus solchen auf den Acker zwey Schuh breit auf. Dadurch geschah es, daß die von dem herabfallenden Wasser mitgeführte Erde in dem Graben sitzen bleib. In einem Jahre wurden die Graben ganz davon voll geschlemmt. Ich fuhr aber im zweyten und dritten Jahre mit Auswerfung der Erde fort, und solcher Gestalt wurden diese Vertiefungen nach und nach dergestalt erhöhet, daß kein Wasser mehr stehen blieb: zuletzt wurden die Graben auch wieder voll geschlemmet, und ich bekam hernach keinen Tresp mehr an diesen Orten. Die Unachtsamkeit vieler Landwirthe, und das Vorurtheil, man leide Schaden, wenn man durch die auf beyden Seiten gezogene Graben viel Getreyde etliche Jahre nach einander entbehren müsse, verursachet, daß sie lieber Tresp behalten, als sich dieses schädlichen Unkrauts auf solche Art zu entledigen suchen.

Von den so genannten Läusen an den Nelken.

Ein Freund der Nelken hat in den hannöverischen nützlichen Sammlungen No. 92 des Jahres 1755 sich beklaget, daß seine schöne Nelkenflor in demselben Jahre von einem grünen Insekt gänzlich vernichtet worden. Er bittet zugleich, daß, wenn jemand von diesem Insekt Nachricht und Mittel dagegen anzugeben wüßte, er solche bekannt machen möchte.

Ich habe mich nunmehro 36 Jahr mit der Gärtnerey, und besonders auch mit diesen schönen Blumen beschäftiget, und kann mit Bestand der Wahrheit versichern, daß ich von diesem Insekt niemalen bin belästiget worden, wohl aber meine Nachbaren und andere darüber gar vielmal Klagen gehöret habe. Fragt man, was sie sich für Erde dabey bedienen: so bekommt man gemeiniglich die Antwort: recht gute fette (d. i. gekünstelte) Erde. Viele, die sonst schöne Blumen besitzen, sind damit nicht zufrieden, sondern vermeinen, durch eine, ihrer Meinung nach, recht künstlich vermischte Erde ihre Blumenflor immer weiter zutreiben. Diese gekünstelte Erde ist die Mutter derer grünen Insekten, die unter den Namen Läuse mir gar wohl bekannt sind. Eine fette Erde unterscheidet sich sonsten bey den Gewächsen, in Ansehung ihres Gedeyens, gar sehr von einer magern: allein für die Nelken, zumal für die, so in Scherben aufbehalten werden, ist

sie

sie nicht dienlich. Wie es eigentlich zugehe, daß in einer solchen fetten Erde Insecten entstehen, kann ich aus physicalischen Gründen nicht weitläuftig darthun. So viel weiß ich, daß alle Insecten von ihrem eigenen Saamen fortgepflanzet werden, einen ihrer Natur gemässen Aufenthalt lieben, und sich von etwas ernähren. Ich habe die Verwandelung der so genannten Nelkenläuse nicht beobachtet; ich glaube aber, daß sie von einem Insect entstehen, das die Bestandtheile von dieser gekünstelten Erde liebet. Man nimmt dazu Blut, Horn, Gassenkoth, frischen Mist, Aas, auch frische Holzerde und dergleichen, bey welchen Materien man allemal eine Menge verschiedener kleiner Fliegen und anderer Würmer antrift. Diese lassen ihren Saamen allda zurück, welcher mit in die Scherben der Nelken kommt. Wenn er nun von der Sonnenwärme ausgebrütet worden: so setzen sich die kleine grüne Würmgen oder so genannten Nelkenläuse an die nächste Nelkensenker an, und nähren sich davon so lange, bis sie zu ihrer Vollkommenheit sind, da sie sich denn verwandeln; worauf das Insect wiederum daraus entstehet. Ein grosser Liebhaber dieser Blumen in Thüringen ließ eine Grube in den Garten machen, Aas, Rinder- und ander Blut, Horn, Schaf- und Kuhmist ohne Stroh und dergleichen darinn zusammenwerfen und mit einander verfaulen, hiermit aber seine Nelkenerde präpariren. Ich warnete ihn dafür; allein er versprach sich ausserordentliche Dienste davon für seine schöne Nelken. In der Flor kam ich

wieder zu ihm, und fand ihn bey seinen Nelken sitzen. Er hatte einen Pinsel, welchen er in ein von bittern Kräutern gemachtes Decoct eintunkte, und seine Nelken, welche voller grünen Läuse waren, damit bepinselte. Ich fragte ihn, was er da mache? er gab zur Antwort: ich lause meine Nelken. Sind das die Früchte von der gekünstelten Erde? war meine weitere Frage. Ja leider! erwiederte er; dießmal eine solche Erde zu den Nelken genommen, und nicht wieder. Durch das fleißige, wie wohl etwas mühsame Pinseln, brachte er doch die meisten seiner sehr schönen Nelken noch glücklich davon. Es pflegen auch viele Liebhaber ihre Nelken mit einem Guß von Kuh- Schaf- und Taubenmiste, welchen sie in ein Gefäß mit Wasser einweichen, zu begiessen: allein auch dadurch wird das Insect herbey gezogen, zumal wenn dieser Anguß mehrmals wiederholet wird. Ich weiß deren gar viel, die dieses gethan, und auch sämmtlich über Läuse geklaget haben.

Wer also glücklich in seiner Nelkencultur seyn will, der meide fette gekünstelte Erde und diesen Anguß, und erwähle hingegen eine reine und den Nelken zuträgliche Erde. Diese bestehet aus 2 Theilen guter Gartenerde, einem Theile guten Sandes, und einem Theile Holz- Kuh- oder Pferdemisterde, so aber wohl verfaulet seyn muß. Unter der Holzerde verstehe ich keinesweges die, so aus hohlen Weiden genommen wird: denn diese hält die Feuchtigkeiten gar zu sehr, und ist ein Nest mancher Insecten.

Daß

Daß diese fünf Arten wohl untereinander gemischet und durch eine Gartenrolle geworfen werden müssen, wird wohl nicht nöthig seyn zu erinnern. Hierein pflanze man seine Nelken, und warte sie gehörig. Man versäume das Begiessen nicht; begiesse aber auch nicht überflüßig, und mit reinem, wo möglich Fluß- oder stehendem Wasser: man stelle seine Scherben so, daß sie nur einen halben Tag, und zwar Vormittags, die Sonne haben: sodann verspreche ich demselben, der dieses beobachtet, daß er keine Beschwerde von diesen den Nelken so schädlichen Insecten haben werde.

Damit aber auch diejenigen, so durch solches belästiget werden, sich einigermassen wieder helfen können, so diene ihnen mit folgendem Mittel: Man koche Wermuth, Cardebenedictenkraut, trifol. fibrin. (man kann auch Coloquinten dazu nehmen) in Wasser, und bestreiche seine lausigte Nelken, wie oben gedacht worden, mittelst eines Pinsels, an den Blättern, wo sie sitzen; wiederhole solches den 2ten oder 3ten Tag, und setze sie in Schatten, bis man siehet, daß sie sich erholen: Man muß aber dieses ja beyzeiten thun, ehe das Uebel zu weit einreisset. Man pfleget auch Tobacksasche früh, wenn der Thau noch auf den Nelken lieget, dünne aufzustreuen. Ich habe aber diese Mittel selbst zu versuchen niemals nöthig gehabt.

Anzeige der wahren Ursache des Verderbens vieler schönen Nelken im Jahre 1755.

Unter vielen Liebhabern schöner Nelken, die ich zu kennen die Ehre habe, sind kaum zwey oder drey, die nicht insgesamt, jedoch einer immer mehr, als der andere, darüber geklaget haben, daß im vergangenen Sommer 1755 ihre vortrefliche Blumen, die in Scherben gestanden, gröstentheils verdorben, und diejenige, so sich noch erhalten, doch krank gewesen, und wenig oder gar keine Senker getrieben hätten. Ich selbst bin nicht gänzlich davon verschont geblieben, und da ich also die wahre Ursache davon einzusehen Gelegenheit gehabt; so hoffe, daß den Freunden dieser schönen Blumen ein Gefallen geschehen werde, wenn sie durch Ew. ꝛc. Sammlung öffentlich bekannt gemacht wird. Einige haben dafür gehalten, daß ein Honigthau, andere, daß die viele Nässe, die wir in diesem Sommer hatten, an dem Verderben ihrer Blumen Schuld gewesen seyn müsse: allein sie irren sich. Im Jahre 1753 fiel der Honigthau in solcher Menge, daß es in Baumschulen betrübt genug aussahe: denn da ward der junge Wuchs an Kirschen, Pflaumen, Pfirschen ꝛc. gänzlich zu Grunde gerichtet, ich kann aber nicht sagen, daß dazumal einige Klage, der Nelken wegen, wäre geführet worden. Meine eigene Nelken stunden damals nahe bey jungen

Pfirsich-

Pfirsichbäumen, die allzusammen vom Honigthau verderbet wurden; den Nelken aber that er nicht das Geringste. Wenn es nun wahr ist, daß der Honigthau aus der Luft fällt, und nicht eine Ausdünstung der Gewächse ist: so muß er auch auf die Nelken gefallen seyn, und folglich müsten sie, wie die Pfirschbäume, dadurch verderbet worden seyn, wenn er ihnen wirklich schadete, welches aber nicht geschehen war. Im jüngst verwichenen 1755sten Jahre habe ich an meinem Orte wenig oder gar keinen Honigthau verspüret; gleichwol haben meine Nelken Schaden gelitten. So wenig dem Honigthau, als der Nässe ist die Schuld beyzumessen. Das Regenwetter fiel erst zu Ausgange des Julius und im August ein, da die Nelken zum Theil ihren Todt schon erlitten, zum Theil am Halse hatten.

Die wahre Ursache ist in den späten Nachtfrösten und der darauf erfolgtem durchdringenden Hitze zu suchen. In zwey Nächten des Monats May hatten wir starken Frost, und da stunden die Nelken schon in ihrem völligen Saft und Wachsthume. Man konnte mit Vergnügen sehen, wie sie sich zum Ansetzen der Senker schickten: so bald sie aber den Frost erlitten hatten, liessen sie augenscheinlich nach, und stunden im Wachsthume stille, die jungen Ansätze zu den Senkern blieben zurück. Darauf folgete die starke Hitze, welche sonderlich denen Nelken, die den ganzen Tag in Scherben an der Sonne standen, schädlich war. Durch den Frost, welcher die Säfte verdickte, wurden Stengel und Blätter:

durch

durch die Hitze aber die Wurzeln beschädigt. Daß besonders die Hitze den Nelken in Scherben schädlich gewesen, bin ich dadurch überzeuget worden: ein Theil meiner Scherben war so gestellet, daß ohngefähr 50 Stück von 11 Uhr des Mittags bis auf den Abend Sonne hatten; diese erhielten sich noch so ziemlich, gegen die andern, die der Sonne mehr ausgesetzt waren. Die Saamennelken, welche den ganzen Winter unter freyem Himmel im Lande stehen, sind der Kälte schon gewohnt; daher hat ihnen der Frost, ihrer Härte wegen, nichts geschadet, die Sonne aber ihre in brennende Scherben nicht eingeschrenkte Wurzeln nicht verbrennen können, folglich sind sie dem Verderben nicht unterworfen gewesen. Wenn man bedenket, wie ein Scherben von der Sonne so heiß gemachet wird, daß man kaum die Hand daran leiden kann: so kann man leicht erachten, ob dieses den zarten Würzelgen nicht empfindlich und schädlich sey. Ich habe die verdorbene Stöcke untersucht, und befunden, daß die Wurzeln wie gekocht waren. Hierzu kommt noch, daß es leicht mit dem Begiessen versehen werden kann. Es ist ohne dem eine Pest für die Nelken in Scherben, wenn sie zur Unzeit in grosser Hitze begossen werden.

Glücklich sind im verwichenen Sommer die gewesen, deren Scherben einigermaassen im Schauer gestanden, daß die späten Fröste solche nicht zu sehr getroffen, und daß sie die nachherige Sonnenhitze nicht den ganzen Tag ausstehen müssen. Diejenigen, die nicht gar zu viel haben,

können

können sich mit Schirmen helfen, oder bey vermuthlichen späten Frösten, die Nelken Abends in Sicherheit, bey allzustarker Hitze aber am Tage in Schatten bringen. Da aber meine Umstände, bey anderer nothwendigen Gartenarbeit und der grossen Menge der Scherben nicht erlauben, mich damit zu tragen, die Gelegenheit auch dazu fehlet; so habe auch ich den Schaden mit empfinden müssen, und daher aus eigener Erfahrung dieses andern zum Trost, wenn es anders ein Trost ist, mehrere Mitgenossen des Schadens zu haben, aufrichtig anzuzeigen, Anlaß bekommen.

Ursachen der Unfruchtbarkeit mancher Zwergbäume, und Mittel dagegen.

Die Unfruchtbarkeit mancher Zwergbäume ist ein Uebel, so vielen Besitzern der besten Obstgärten oft sehr beschwerlich fällt. Im ersten Theile der nützlichen fränkischen Sammlungen aus der Naturlehre S. 380 ꝛc. schreibet Herr **J. C. Schmid** zu Uffenheim also: „Ich habe Bäume in meinem Garten 14 bis 16 Jahr lang stehen gehabt, die durch keine Gärtnerskunst und „Beschneidung als Zwerg zum Tragen gebracht „werden können, bis man in die Mitte einen Ast „in die Höhe wachsen lassen, da sie sodann gleich „im 2ten Jahre, und zwar die besten und raresten

„Früchte

„Früchte getragen haben. Ich hätte fast Lust, „einen Preis darauf zu setzen, den derjenige be„kommen solle, welcher die wahre oder wenig„stens die wahrscheinliche Ursache hiervon nach „Gründen anzeigen würde.„

Ich bin durch eine lange Erfahrung belehret worden, daß die Ursache von nichts anders, als einem überflüßigen Nahrungssafte herrühre, und ich glaube daher, dem Herrn J. C. Schmid sowohl, als andern einen Gefallen zu erweisen, wenn ich meine Meinung davon näher entdecke. Der gemeine Mann schreibet die Unfruchtbarkeit solcher Bäume der zur Unzeit geschehenen Pfropfung zu, wenn dieselbe nemlich in einem, seiner Meinung nach, schlechten Himmelszeichen verrichtet worden: allein das ist wider die Natur und Erfahrung geurtheilet. Unter den verschiedenen Arten des Kernobstes giebet es einige, die entweder gar nicht gerne, oder doch sehr späte tragen. Bey den ersten thut man wohl, wenn man sie gar nicht zu vermehren suchet: die letztern aber sind es, denen man durch einige Mittel helfen kann, und es sind meistentheils solche, die starkes und sehr poröses Holz haben, und sehr gut wachsen. Je mehr man nun solche durch den Schnitt zur Fruchtbarkeit zwingen will, desto stärker Holz treiben sie, und folglich keine Fruchtäste; und es kann auch nicht anders kommen. Je mehr ein solcher vollsaftiger Baum beschnitten und abgeköpfet wird, desto mehr wird der Saft zusammen gehalten und ein stärkerer Trieb verursachet, woraus nichts anders, als Holzzweige

und

und keine schwache Aeste, woraus die Fruchtäste entstehen, hervorgebracht werden: und ob man gleich solchen Bäumen durch spätes Schneiden, wodurch der Saft verringert wird, helfen will: so ist es doch nicht hinlänglich. Es giebt auch Zwergbäume, welche nicht auf die gehörige Stämme, als Quitten, Johannisäpfel ꝛc. sondern auf wilde Kernreiser gepfropfet und oculiret sind; und wenn diese Sorten noch so tragbar sind: so werden die Bäume, welche man an der Stärke des Stammes gar wohl erkennen kann, doch beständig ins Holz treiben, und wegen der häufigen Säfte wenig Fruchtäste bringen. Es ist aber diesen sowohl, als den vorigen auf dreyerley Art folgendergestalt zu helfen:

1. Man schneide sie entweder gar nicht, oder
2. man nehme ihnen die Hauptwurzel, oder
3. man lasse sogenannte Sauger stehen:

Das erste Mittel kann ich durch die Erfahrung bestärken, wovon ich nur einige Beyspiele anführen will. Als ich vor 25 Jahren an einem gewissen Orte in Dienste trat, fand ich in den dasigem Garten zwey grosse besonders gezogene Zwergbäume von der gestreiften rothen Renette. Man hatte sie gleich andern geschnitten, jedoch noch keine Frucht davon gesehen, ob sie gleich groß und ziemlich alt waren. Weil sie auf teutschen Stämmen und an solchen Orten des Gartens stunden, wo ihr freyes Wachsthum keinen Uebelstand verursachete: so beschloß ich, sie nicht zu beschneiden, sondern frey wachsen zu lassen.

Im ersten Jahre trieben sie stark, im zweyten liessen sie schon nach, und im dritten erschienen die erste Früchte; und sie haben hernach alle Jahre, jedoch in einem immer mehr als im andern, getragen. Man wird es kaum glauben, wenn ich sage, daß ich von diesen zwey Bäumen einmal in einem Jahre 18 und ein andermal 22 Tragkörbe voll Früchte abgenommen habe; es ist aber die Wahrheit. Die Zweige, welche schwach und lang waren, hingen so voll, daß sie sich mit den Spitzen rund um den Baum herum bis auf die Erde niedergebogen. In eben diesem Garten stand ein Azerolenbaum, welches eine Art von kleinen roth und gelben sehr süssen Birnen ist, die auch Traubel- ingleichen Hahnebuttenbirnen genennet werden, ohngeachtet das Holz und Laub den Aepfelbäumen gleichet; dieser war schon ziemlich alt, man hatte ihn, wie die andern Zwergbäume, geschnitten, jedoch ebenfalls noch keine Frucht davon bekommen. Weil ich nun aus seinem guten Wuchse urtheilen konnte, daß der starke Zufluß des Nahrungssaftes die einzige Ursache der Unfruchtbarkeit sey: so ließ ich ihn ebenfalls frey wachsen, und es gieng eben so, wie bey den vorhergehenden: er trug im dritten Jahre, und nachhero allezeit so stark, daß die schönen Früchte, die Traubelweise zu 10. 15. 20. bis 24 an einem Büschel beysammen hingen, ein vortrefliches Ansehen machten, und weil sie, wegen ihres allzu süssen und eckelhaften Geschmackes, nicht viel Esser fanden, lange Zeit zur Parade hängen blieben, bis sie von den Wespen, denen sie eine angenehme

Speise

Speise sind, verzehret wurden. Hieraus erhellet dieses zur Genüge, daß wenn sich der Saft weiter ausbreiten kann, er nicht zu mächtig ist, stark Holz zu treiben, sondern eher schwächere Aeste, woraus Fruchtäste entstehen, wachsen können. Weil aber dieses Mittel an den Zwergbäumen, des Uebelstandes wegen, nicht überal anzubringen ist: so kann man an dessen Statt

das **zweyte** erwählen, und den Bäumen die Hauptwurzel benehmen. Man räumet die obere Erde bis zur Wurzel weg, suchet eine der stärksten aus, stösset sie mit einem Meisel ab, und decket die Erde wieder darauf. Hierdurch wird verhindert, daß der Saft nicht so stark, als sonst, zugeführet wird, und es kann daher bey verminderdertem Triebe auch kein so starkes und untragbares Holz wachsen.

Das **dritte** Mittel geben die so genannte Sauger ab. Hierunter verstehet man die starke Reiser, die man Wasserreisser, oder nach den Regeln der Gärtnerey falsche Aeste nennet. Wenn ein solches Reis gerade in der Mitte des Baumes stehet, lässet man es in die Höhe wachsen, daß es einen geraden Stamm bildet. Oben läßt man ihm eine Krone, und beschneidet sie rund, wie eine Kugel. Dieser neue Schafft macht nicht allein ein gutes Ansehen, indem also eine Krone über die andere zu stehen kommt; sondern er sauget auch den überflüßigen Saft des Baumes an sich, und befördert also den Wachsthum der Früchte. In dem mir jetzo anvertrauten Garten fand ich zwey Birnbäume, von der Sorte, die

man Epine d'Este nennet, die stark Holz hatten, und wenig Früchte brächten. Ich ließ in der Mitte an jedem einen solchen Sauger stehen; nach 2 oder 3 Jahren wuchsen sie nicht mehr so stark ins Holz, und bringen nun so wohl in der untern als obern Krone ihre Früchte alle Jahre reichlich. Hieraus lässet sich ganz sicher schliessen, daß bey solchen Bäumen, die stark ins Holz wachsen, die Unfruchtbarkeit von dem überflüßigen Safte herrühre, und daß man solchen zu vermindern suchen müsse.

Von den Ursachen, warum die Felderbsen in manchem Jahre nicht weich kochen, den Mitteln dagegen, und der allerfrühesten Erbse.

Die Erbsen sind in der Landwirthschaft nicht allein eine nützliche Speise für die Menschen, sondern auch ein schönes Futter für das Vieh. Sie belohnen ihrem Erbauer seine Mühe wohl, zumal, da sie ohnedem nur in die Brache, wie an vielen Orten gebräuchlich ist, gesäet werden, da man hernach, wenn sie eingeerndtet sind, an ihrer Stelle Rocken säet; immassen sie das Land nicht auszehren, vielmehr vom Unkraute reinigen. Es geschiehet aber sehr oft, daß sie im Kochen nicht weich werden wollen, folglich dem

Men-

Menschen zur Speise nicht dienlich sind. Man ist nicht einerley Meinung, woher dieses rühre? Diejenigen, so noch in dem alten Wahne stehen, daß gewisse Himmelszeichen solches verursacheten, und daher ihre Erbsen lieber in einem wäßerigen Zeichen, als die Fische und der Wassermann sind, aussäen, sind gar nicht zu hören, und finden sich selbst mehrmals in ihrem Wahne betrogen. Andere wollen sie in ein Land säen, wo vorm Jahre Möhren gestanden haben, und glauben, daß sie davon weich kocheten. Diese möchten noch einige natürliche, obwohl von ihnen selbst nicht recht eingesehene Ursachen für sich haben, die ihnen zu statten kommen möchten. Der erfahrne Oeconomus Herr **Leopold** sagt in seiner Einleitung zur Landwirthschaft S. 122 gar recht, daß die Ursache des Weichkochens von einem ergiebigen, gelinden und milden Acker und guter Witterung abhange. Nun wird das Möhrenland entweder tief geackert oder gegraben: ist dieses, so bekommt der Acker einen lockern und tiefen Grund, foglich kann der Regen besser eindringen, und der Wachsthum der Erbsen wird dadurch gar sehr befördert. Komt nun die erforderliche bequeme Witterung darzu: so kann es einiger massen helfen, allein dieses kann auch auf einem andern etwas tief gepflügten Acker, bey guter Witterung, da es nicht zu wenig auch nicht zu viel regnet, erfolgen. Es stehet also nicht allezeit in unserer Macht solches zu befördern oder zu verhindern; jedoch sind dem Menschen natürliche und erlaubte Mittel zu gebrauchen, keinesweges verboten. Wir thun, was

in unserm Vermögen stehet, nach vernünftigen Gründen; das Andere müssen wir Gott überlassen, und ihn um Gedeyen dazu anrufen, ohne welchem es umsonst ist, früh aufzustehen, und die Wirthschaft überhaupt nicht rechter Art nach getrieben werden kann. Welches sind aber die Mittel? Ich muß noch zum voraus erinnern, daß, so lange ich zurückdenken kann, bey allzu dürrem Sommer, die Klage über die Erbsen fast allgemein gewesen, daß sie nicht weich Kochen wollten. Es verursachet aber allzu grosse Dürre, nicht allein bey den Erbsen, sondern auch bey vielen andern Küchengewächsen, als Weißkraut, Pasternak und Petersilienwurzeln u. s. f., daß sie zumal an Orten, wo der Boden von Natur hitzig ist, nicht so bald weich kochen, auch nicht so wohlschmeckend sind. Wie soll man sich aber bey den Erbsen einigermassen helfen? mein Vorschlag ist dieser:

1. Man schaffe sich eine gute reine Gattung von Saamen an:

2. Man erwähle, wo möglich, leimichten Acker zum Erbsenfelde.

3. Man bestelle sie fein frühzeitig.

1. An gutem Saamen ist sehr viel gelegen. Wann man bedenket, wie vielerley Gattungen von Erbsen es giebet, da immer eine besser trägt und schmeckt, als die andere: so wird einem der grosse Unterscheid unter denselben wohl lehren, wie man die rechte Wahl dabey zu treffen suchen müsse.

Townsend hat in seinem also betittelten **englän-dischen Saamenhändler** 36 Gattungen angegeben. Ob nun wohl unter solchen verschiedene bey uns unbekannt sind, auch manche in das Feld zu säen, sich nicht schicken möchte: so hat man doch hier zu Lande auch viel schöne Arten, die sich gar wohl in das Feld brauchen lassen, z. B. warum säet man nicht auch anderwärts die hiesiger Orten seit nicht langer Zeit bekannt gewordene Früherbse, und bleibet nur immer an der gemeinen Felderbse hangen? Wir haben hiernächst die so genannten Erfurter und Gudenburger Erbsen, die ins Feld taugen. Wären sie nicht gleich im Grossen zu haben, könnte man im Kleinen den Anfang damit machen: denn diese Erbsen wachsen nicht hoch, und scheuen keine Kälte. Man kann sie im Februar ohne Bedenken säen. Sie werden bald reif, und kommen also auch bald wieder vom Acker. Nächst diesem sollte sich wohl die kleine glattschäligte Zwergerbse auch gut ins Feld schicken. Sie hänget sehr voll, und schmeckt sehr süsse. Von diesen allen weiß ich, daß sie auch in den allerdürresten Sommern, trocken gekocht, doch weich geworden sind, wovon ich die Ursache nachhero melden werde.

2. Den Acker betreffend, so gehet es wohl nicht aller Orten an, leimichten zu den Erbsen zu erwählen, weil es in manchen Gegenden dergleichen nicht giebet: in diesem Falle nehme man nur einen sonst guten Acker zu den Erbsen, stürze ihn im Herbste fein tief um, und säe

3. die Erbsen, so bald man nur in die Erde kommen kann, auf, und pflüge sie flach unter, welches bey uns meistentheils im Februar angehet. Das Unterpflügen dienet darzu, sie kommen besser in die Erde, folglich wiederstehen sie der Kälte eher, werden auch von den Tauben nicht so sehr herausgelesen. Gemeiniglich bestellet man die Erbsen im April, auch wohl gar an manchen Orten im May. Dieses verursachet, daß sie sehr späte reif werden, zumal wenn zu der Zeit, da sie aufgehen sollten, Dürrung einfällt; sodann fangen sie erst gegen Johannis an zu blühen, da die Hitze schon stark ist, wovon die Blüthen verderben. Dieses hat man bey den Frühzeitigen nicht zu besorgen. Hieraus erhellet ein Vortheil, den man von dieser Art zu bestellen hat: es ist aber noch mehr dabey zu gewinnen. Denn wenn man obige Früherbsen säet: so geschiehet solches im Februar, da die Feldarbeit noch nicht recht angehet: hiernächst geniessen sie beym Aufgehen noch Feuchtigkeit, folglich wachsen sie, und bedecken den Acker, daß die Sonne ihn nicht zu sehr austrocknen kann, indem durch ihren Schatten die Feuchtigkeit länger erhalten wird. Und dieses ist meiner wenigen Einsicht nach die Ursache, warum sie besser kochen, als die nach der gemeinen Art später bestellten. Sie werden auch 4 bis 6 Wochen eher reif, das Stroh bleibet viel besser, und die Würmer schaden ihnen auch nicht so sehr, wie die Erfahrung lehret. Man hat auch überdieß den Vortheil, daß, da sie 4 bis 6 Wochen eher reif werden, solche bald vom Acker

kommen, und man solchen mehrmal pflügen und zu rechte machen kann. Ich habe oben gedacht, daß die beschriebene Gattungen keine Kälte scheuen. Man säet sie deswegen in England im October, wie ich aus des Herrn **Millers** engländischen Gartenlexicon ersehen habe. Ich habe dieses nun 2 Jahr nach einander auch gethan, und bin glücklich dabey gefahren. Itzo, da ich dieses im November schreibe, habe ich wieder auf 2 Stücken dergleichen stehen, die eben aufgehen: denn höher müssen sie vor einfallendem Froste nicht wachsen, sonsten würden sie davon Schaden leiden. Ja ich habe sie, wenn es die Witterung verstatten wollen, mehrmalen im Januar gesäet, und sie sind nicht erfrohren. Was man sonsten vom Schaafdünger glaubet, daß er für die Erbsen nichts nütze sey, indem sie davon nicht weich kochten, bestärket einiger massen meine Meinung. Er ist zu hitzig: ist nun der Acker auch von dieser Beschaffenheit, oder fällt beym Aufgehen der Erbsen heisses Wetter ein: so darf man sich nicht befremden lassen, wenn solche Erbsen nicht weich kochen wollen. Ueberhaupt aber rathe ich gar nicht, den Acker zu Erbsen zu düngen. In Thüringen säet man an etlichen Orten eine Art von Zuckererbsen ins Feld; sie sind groß, kochen gut, und geben gut in Scheffel: allein sie schmecken doch nicht so süsse wie die andern, indem sie sehr mehligt sind; vielleicht heissen sie Zuckererbsen, weil ihre Hülse, wenn sie grün gegessen wird, so süsse, wie Zucker ist. Es ist diese Gattung nicht zu verachten, nur will sie so frühe nicht

bestellet seyn, weil sie etwas weicher ist, und den Frost nicht verträget. Daß die frühzeitig bestellte Erbsen besser gerathen, als die späten, davon kann ich noch ein Beyspiel anführen. An einem gewissen Orte an der Unstrut kam ein Pachter auf ein adeliches Gut. Man hatte daselbst niemals Erbsen gesäet, weil der Boden hitzig war; doch fanden sich hin und wieder leimichte Grundstücken. Er besäete sie im Februar mit der gemeinen Feld-erbse: man lachte ihn aus, gleichwohl war er glücklich und fuhr fort. Bald darauf ahmte man ihm nach, und jetzo bauet jedermann daselbst Erbsen nach der von ihm eingeführten Weise mit gutem Erfolg.

Beantwortung der Aufgabe, wie Bäume mitten im Sommer zu versetzen.

Bäume zu versetzen hat man, vom Herbste an, den ganzen Winter hindurch, wenn es die Witterung zuläßt, bis in den Monat Merz, Zeit genug, folglich dem ersten Ansehen nach, eben nicht Ursache, auf Mittel zu denken, wie es im Sommer, da der Baum im vollen Safte stehet, ohne dessen Nachtheil möglich zu machen sey? Gleichwohl können sich doch Fälle ereignen, da man genöthiget wird, grosse Bäume zu solcher

an

an sich unbequemen Zeit, von ihrer Stelle wegzubringen: z. B. bey Anlegung eines neuen Garten, da, wenn Obstbäume, von guten Gattungen im Wege stehen, und man selbige nicht gern entrathen will, die Versetzung das einzige Mittel, sie zu erhalten, abgiebet. Daß es in Engeland gebräuchlich sey, ersehe ich nicht allein aus Herrn **Millers** engländischen Gartenlexicon, wo er, bey Beschreibung der Rosen, etwas davon anführet; sondern es gedenket auch Herr **Mortimer** in seiner engländischen Feld- und Ackerbauwissenschaft Theil 2 S. 70, daß er mitten im Sommer einige Arten versetzet, welche glücklich fortgekommen wären. „Ich machte, sagte er, ein Loch, groß „genug, die Wurzel des Baumes in sich zu fassen, „den ich fortrücken wollte; darein goß ich Wasser, „und in dieses Wasser that ich die Erde, die ich „aus dem Loche herausgenommen hatte, also, daß „ein Schlamm daraus ward, und nachdem ich mei„nen Baum mit seinen Wurzeln herausgenommen „hatte, stieß ich ihn in den Schlamm im Loche, „wo ich den Baum ohne fernere Mühwaltung ste„hen ließ, ausser daß ich ihn 14 Tage bis 3 Wo„chen nach einander täglich mit Wasser begoß, und „solche Bäume haben so wohl gewachsen, als die, „so im Winter gepflanzet worden; allein es wa„ren kleine Bäume.„

Ich finde aber für dienlich folgende Anmerkungen hinzuzufügen: 1) muß ein solcher Baum nicht eher ausgenommen werden, bis man mit dem Loche, in welches er zu stehen kommen soll, fertig ist: denn sonsten würde er von der Luft und

Sonne Schaden leiden: 2) muß man beym Ausheben die Wurzeln so viel möglich schonen, daß er deren nicht zu viel verlieret: je mehr er behalten kann, desto beßer ist es: 3) müssen dem versetzten Baume oben Stützen oder Pfähle gegeben werden, damit ihn der Wind nicht bewegen und den Wurzeln schaden kann: 4) wird es diensam seyn, wenn man den Baum von oben her, durch Schatten gebende Bretter oder Matten verwahret, und 5) den Schafft von unten bis an die Aeste mit Stroh oder Mooß verbindet, und solchen alle Tage, oder so oft man es nöthig befindet, mit Wasser befeuchtet, wozu sich eine Gießkanne am besten schicket. Daß man ihn an der Wurzel täglich begiesse, halte nicht für nöthig, sondern es ist genug, daß es geschiehet, wenn es ihm an genugsamer Feuchtigkeit fehlen will, etwa um den andern oder dritten Tag.

Da ich diese Art, Bäume zu versetzen, im Kleinen versuchet, und es mir wohl gelungen ist: so ist kein Zweifel, daß es auch bey Grossen angehe. Ich muste vor einigen Jahren, eines Baues wegen, einige lampertische Nußbäume, gegen Pfingsten von ihrer Stelle wegnehmen, und setzte sie auf obbeschriebene Art weiter an den Ort, wo ste noch stehen. Da hiernächst durch den mir anvertrauten Garten mitten im Sommer Wasserröhren durchgeführet werden mußten: so muste eine Pflaumenhecke, so weit der Röhrengraben ging, ausgehoben werden. Nach gelegten Röhren setzte ich die Heckbäume mit der gedachten Vorsicht wieder drauf, und es ist kein

einziger

einziger ausgegangen. Nach Herrn Millers Anleitung habe ich auch mit etlichen Centifolien, Rosenbäumen, Versuche gemacht. Ich benahm ihnen erst ihre Blüheknospen, hob sie hernach mit vollem Safte und Blättern aus, setzte sie in den im neuen Loche gemachten Schlamm, und begoß sie, wenn es nöthig war; da sie denn alle glücklich fortkamen, und ich hatte das Vergnügen, noch im Herbste desselbigen Jahres sie über und über blühen zu sehen.

Versuch, wie die Disteln und Brombeerstöcke aus den Aeckern zu bringen.

Unter den vielerley Arten von Unkraut, das dem Landwirthe beträchtlichen Schaden beym Ackerbaue bringet, sind die so genannten Saudisteln (Serratula aruensis *Linn.* Cirsium arvense *Tournef.*) und Brombeeren, (Rubus fruticosus *Linn.*) sehr schädliche Gewächse. Alle andere lassen sich ehrer vertilgen; diese aber sind nicht so leicht hinweg zu bringen. Beyde haben lange in die Erde tief eingehende Wurzeln, die mit dem Pfluge nicht herauszubringen, und wenn auch die Brombeerstöcke umgepflüget werden; so schlagen nicht allein die Wurzeln, die in der Erde geblieben, wieder aus, sondern es schlagen auch die Ranken, so beym Umackern mit in die Erde kommen,

men,

men, an jedem Gelenke neue Wurzeln, zumalen bey feuchtem Wetter, daß ihrer also immermehr werden. Man hat Versuche gemacht, mittelst Aushackung derselben, sie zu vertilgen, allein es hat nichts geholfen. Man muß also ein anderes Mittel erdenken, wie selbigen Abbruch geschehen kann. Viele Gewächse lassen sich, wenn sie in ihrem vollen Safte stehen, durch das öftere Ausraufen ersticken.

Ich will nur den Merrettig und den Spargel anführen. Wo der Merrettig Platz gefasset hat, da kömmt er immer wieder zum Vorscheine. Man mag ihn auch noch so tief ausgraben: so bleibet doch allemal so viel zurück, daß er wieder ausschlägt, und sollte er einen halben Sommer durch den Erdboden wachsen müssen, ehe er wieder hervorkommt. Man wiederhole es auch gleich alle Jahre; so ist er doch wieder da. Gleichwol kann man ihn vertilgen, wenn man im Frühjahre, sobald er einer Hand lang hervor gewachsen, um ihn herum die Erde ein wenig abräumet, daß man ihn mit der Wurzel fassen kann, und solche herausziehet; man wird sie aber schwerlich alle völlig herausbringen, und er wird ohnfehlbar nach 14 Tagen sich wieder blicken lassen. Da wiederhole man es dann nur wieder, ziehe die neuen Sprößlinge heraus und fahre damit fort, bis man merket, daß der meiste Saft vorbey ist, welches ohngefehr bis in den Julius dauret, so wird man sehen, daß, wo er nicht dieses Jahr alle in seinem Safte erstickt und aussen bleibet, doch kommendes Jahr sehr wenig mehr wird zu sehen

seyn, und da muß man ihn denn ferner auszie-
hen; so kommt er gewiß hinweg.

Wenn der Spargel im Frühjahre in seinem vollen Safte stehet, da man ihn für die Küche absticht: so kann er gar balde zu Grunde gerichtet werden. Wenn man also geitzig ist, und ihn bis zu Johannis hin abstichr: so wird er zwar immer wieder ausschlagen, allein die Pfeiffen werden immer schwächer werden. Thut man solches im folgenden Jahre wieder: so werden Strohhalmen daraus, und zuletzt vergehet er gar. Diesen grossen Schaden thun sich auch diejenigen, so das Stroh des Spargels eher abschneiden, bis es zu seiner Reife gekommen ist. Ich geschweige anderer Gewächse, von denen die Erfahrung ein gleiches lehret, nemlich, daß sie durch das Abschneiden, wenn sie in Stengel treiben, geschwächet, und gar ersticket werden können. Mit den Disteln und Brombeerstöcken hat es gleiche Bewandniß. Es wird wohl die Mühe belohnen, einiges Tagelohn darauf zu wenden, und 1 oder 2 Menschen dazu zu bestellen, die vom May an bis zum Julius aller 14 Tage einmal solche Arbeit, wie beym Merretig angeführet worden, verrichten. Kämen sie auch gleich nicht alle in einem Jahre hinweg: so muß man nur fortfahren. Man erhält dabey den Vortheil, daß kein Stock von Disteln sowohl, als Brombeeren, zum Saamentragen gelanget, wodurch sich diese Unkräuter sonst noch häufiger vermehren. Man möchte aber einwenden, die Disteln würden ja ohnedieß an den mehresten Orten von armen Leuten ausgestochen, und

zum

zum Futter fürs Vieh heimgetragen; gleichwohl kämen sie davon nicht weg. Ich antworte darauf, wenn solches nicht geschehe, würde es deren noch vielmehr geben. Jedoch werden sie dadurch nicht ganz vertilget: denn diese Leute schneiden sie nur oben flach ab, und heben den Stock nicht mit der Wurzel heraus, daher diese nachher wieder ausschläget. Man sollte diese Distelsammler belehren, daß sie selbige mit der Wurzel auszögen. Die Wurzeln werden eben so gerne, als die blossen Blätter, indem sie süße schmecken, vom Viehe gefressen, zumal wenn sie gestampft unter anderes Futter untermenget werden, und das Vieh hat mehr Nutzen davon, als von den blossen Blättern. Wenn die Leute dazu erst gewöhnet werden, und den Nutzen davon einsehen, wird sie die Mühe, die sie darauf wenden müssen, nicht verdrüssen.

Bey den Brombeerstöcken muß ich noch dieses erinnern, daß, wenn ein solcher verwilderter Acker gepflüget wird, man einen Menschen bestellen muß, der hinter dem Pfluge hergehet, und mit einem Rechen oder Harken die ausgepflügten Brombeerranken abziehet, damit diese nicht in der Erde bleiben, und Wurzel schlagen, wodurch dieses Unkraut, zumal wenn es bald darnach regnet, vrrvielfältiget wird.

Vorschlag zu einem frühzeitigen Futterkraute für das Rindvieh.

Allen Landwirthen hiesiger Gegend, die mit der Viehzucht zu thun haben, ist es nur mehr als zu bekannt, daß die Fütterung für das Rindvieh, von Ostern bis bald zu Pfingsten, am meisten ermangele: denn der lange Winter hat gemeiniglich das rauhe Futter, ich meine Stroh, Heu und Kaf oder Spreu verzehret, und ich höre auch am hiesigen Orte niemalen über Mangel klagen, als um die gemeldete Zeit. Von Pfingsten bis im August hat man Gras, Klee, Wickfutter und dergleichen. Nachher gehen die Krautblätter an; nach Michaelis hacket man das Kraut mit Strumpf und Stiel ab, und fähret damit, bis der Frost im November einfällt, fort: alsdenn wird es nach Hause gefahren, auf Haufen geleget und davon das Rindvieh gefüttert, bis es aufgezehret ist, welches oftermalen bis zu Weynachten währet. Wenn das nun verbraucht ist: so füttert man weisse Rüben, dann kommt man an die gelbe Rüben, oder Möhren; sind auch diese zu Ende: so greift man zu den rothen Rüben oder zu den Kohlrüben, welche auch ein gutes Futter abgeben, und sich nebst den rothen Rüben am längsten halten. Und so kommt Ostern schier heran, und das ist die Zeit, da sich der Landmann wiederum nach grünem Futter umsiehet, daran es nur gar zu ofte fehlet. Ich sehe daher die armen Leute, so etwa nur ein Stück Rindvieh halten

können, an den Mauren und Zäunen die Brennesseln sorgfältig aufsuchen, weil diese am allerersten zum Vorschein kommen. Sie hacken oder stampfen selbige klein, mengen sie unter das rauhe Futter, und ihr Vieh befindet sich wohl dabey. Ich habe daher oft gedacht: könnte man denn solche nicht in grösserer Menge an wüsten und leerliegenden Oertern, deren es ja noch überall genung giebet, anbauen? und ich laß jüngsthin mit Vergnügen in des Herrn Doctor **Ehrharts** ökonomischer Pflanzenhistorie Theil 1 S. 302, daß dieser gelehrte und verdiente Mann fast gleiche Gedanken mit mir geheget. Seine Worte lauten also: „Noch viel was grösseres ist es, an felsich„ten und steinigten Angern ein Viehfutter wach„send zu machen, und folglich allda eine Damm„erde zu erwecken. Wenn nemlich jene nur mit „2 Zoll dicker Erde überstreuet, und die Wur„zeln der Eiternesseln darinn geleget wurden: so „verwachsen diese Ketten- und Netzweise so in ein„ander, daß kein Wasserguß von einem Platzre„gen den neuen Erdengrund wegwaschen kann. „Die Nesseln aber sind sodann dreymal im Jahre „abgeschnitten worden, und haben von der Wur„zel wieder ausgeschlagen. Die Zeit der Samm„lung ist zu Ende jedes der drey Monate, Junius, „Julius und August: denn die alte überständige „im September werden untauglich. Alles Vieh „soll dieses Futter gerne fressen, (kein Wunder, „weil auch die Menschen sich dessen zur Noth für „Spinat bedienen, und der junge Geschoß der „Nesseln wie Hopfensallat eine Leckerspeise abge-

„ben

„ben) und bey den Kühen hat man allezeit viel „Milch nach solchem Futter gemolken, und dieselbe „so wohl als ander Vieh, ist davon gesund erhal„ten worden. Man hat selbigen auch das Was„ser mit Nesseln abgekocht zu trinken gegeben. „Will man solche neue Plantage der Dammerde „und Nesseln einmal mit Tannennadeln oder Er„lenlaube düngen, wird es um so viel besser seyn; „sie ist sodann fast von ewiger Dauer, wenn sie „nur nicht gar zu sehr vertreten wird.„ Hierbey aber ist folgendes zu gedenken: zuförderst ist es nicht die Eiternessel (Vrtica vrens) die zu dieser Plantage gebrauchet werden kann; denn diese ist planta annua, die sich nicht durch die Wurzel, sondern durch den Saamen fortpflanzet; sondern es ist die aller Orten bekannte, an Zäunen, Wänden und Mauren wildwachsende Brennessel (Vrtica dicoca *Linn.*) Diese läuft mit ihren Wurzeln ganz flach oben hin, und macht einen dicken Filz, so, daß man kaum mit einem Spaden durchstechen kann. Sie ist eine viele Jahre dauernde Pflanze, und kommt sehr früh zum Vorschein; wie sie dem das erste grüne Futter für die jungen Gänse abgiebt, welches man ihnen klein zerhacket mit Gerstenschroot giebet. Sie nimmt mit dem schlechtesten Boden vorlieb: denn auf den Mauren, Steinhügeln, Füllmünden der Wände wächst sie so muthig, als in und aus alten Weidenbäumen hervor. Wenn sie im Herbste mit Fleiß angepflanzet wird: so wird man nicht leicht ihr Ausgehen zu befürchten haben, und man wird sie alle Jahre eher, als im Junius, Julius und

August zum Futter abschneiden können: denn sie kömmt, wie gesagt, am frühesten hervor, und je länger diese Brennesseln stehen, desto öfter können sie abgeschnitten werden, und je öfter sie abgeschnitten werden, desto dichter und fester flechten sich die Wurzeln in einander, und machen nach etlichen Jahren eine ganze Decke über einen solchen steinigten Grund, die kein Regenwasser abwaschen kann. Schon im April sind sie zum Futter brauchbar; hernach können sie im May, Junius und Julius von neuen abgeschnitten werden: im August aber kann man sie stehen und in Stengel schiessen lassen, welche sodenn von armen Leuten an Orten, wo der Holzmangel immermehr einreisset, den Winter über zur Feuerung gebrauchet werden können. Ich habe angemerket, daß der Saamen von dieser Nessel häufig ausfällt und reichlich aufgehet: zu dem Ende wollte ich wohl rathen, daß derjenige, der einen gewissen Fleck damit anbauen wollte, sich den Sommer vorher Saamen einsammlete, und zwischen die Pflanzen mit einstreuete; denn er würde desto eher seinen Zweck erreichen: oder man könnte auch von den Pflanzen im Frühjahre hin und wieder einige Stengel stehen und im Sommer schiessen lassen: so würde er ausfallen, und sich in Menge selbst aussäen. Wie leicht dieses Gewächs fortzubringen sey, erhellet auch daraus: es darf nur ein einziges Würzelgen aus der Erde liegen bleiben und darauf regnen: so wird man sehen, wie es aufgehet. Wäre ein solcher Ort, wo man diese Nesseln mit Fleis anbauen wollte, an der Mit-

tags

tags Seite gelegen: so würden sie desto früher hervor wachsen; jedoch da dergleichen Oerter die Winterfeuchtigkeit noch haben: so wird dadurch die schleunige Hervorwachsung befördert, sie mögen angepflanzet seyn, wo sie wollen.

Bey nachläßigen Landwirthen dürfte nun wohl mein Vorschlag wenig Eingang finden; allein für diese habe ich ihn auch nicht aufgesetzt: Fleißige hingegen, die es für nothwendig erkennen, daß man alle Plätze sowohl, als alle Gewächse zu nutzen suchen müsse, die man nutzen kann, werden hoffentlich Gebrauch davon machen; und für diese ist er geschrieben.

Ein anderes sehr diensames und frühzeitiges Futterkraut.

Man giebt sich noch immer Mühe, allerhand Arten vortheilhafter Futterkräuter aufzusuchen und in Gebrauch zu bringen, und es hat mir zu weitern Nachdenken Anlaß gegeben, was ich in den Leipziger ökonomischen Nachrichten im 5ten Bande S. 20 gelesen, daß nemlich ein gewisser böhmischer Graf seinem Verwalter die Anweisung gegeben, Spinat in die Gersten und Haferstoppeln zu säen, weilen er im Frühlinge zeitig zu grünen anfienge, und eher vom Felde käme, als in die nachherige Braache der Spergul oder Spark gesäet, oder Kraut darinn gepflanzet

würde. Da ich nun dieses für sehr vortheilhaft befunden, es aber hier zu Lande meines Wissens noch nicht im Gebrauch ist: so habe solches gemeinnütziger machen, und den Vortheil, so daraus entstehet, unsern Landwirthen anpreisen wollen. Der Spinat (Spinachia) ist ein in Küchengärten gar bekanntes Kraut, dessen zu Mußj gekochte Blätter eine der gesundesten Frühlingsspeisen für die Menschen abgeben. Man hat zwo Arten, davon eine etwas stachlichten Saamen und spitzige Blätter, die andere aber nicht so stachelichten Saamen und rundere Blätter hat. Die erste ist zu gegenwärtigem Zwecke die beste: denn die Blätter sind viel breiter, als die Blätter der letztern. Dieser Saame nun wird im September, wenn die Gerste eingesammlet ist, in derselben Stoppeln, nachdem der Acker gestürzet ist, oder die Stoppeln untergepflügt sind, gesäet. Ich setze zum voraus, daß der Acker, wo Gerste gestanden, an und für sich gut und nicht allzu mager sey: denn dazu zu düngen, würde überflüßig und unrecht gethan seyn. Der ausgesäete Spinat gehet bald auf und wächst vor Winters, zumal bey gutem Herbstwetter, in ziemliche Stauden: er stehet alle Kälte aus, und obwohl die äussersten Spitzen der Blätter bey starker Kälte, wenn kein Schnee darauf lieget, wie in diesem 1757sten Jahre erfolget, erfrieren; so bleiben doch die Herzen gut, und sobald im Frühjahre der Schnee hinweg ist, fänget er an zu wachsen und den Acker folgergestalt zu bedecken, daß man ihn mit den Schaafen wohl betreiben könnte: allein er ist fürs

Rind-

Rindvieh mit grösserm Nutzen zu gebrauchen. Denn von Ostern und bis gegen Pfingsten ist noch wenig Gras fürs Rindvieh bey uns vorhanden, und das dürre Winterfutter ist um diese Zeit meistentheils schon aufgezehret; die sonst gebräuchlichen Futterkräuter aber, als Klee, Luzerne, Spergel, Wicken ꝛc. sind noch nicht herangewachsen, daß man sie gebrauchen kann; folglich kann der Spinat zu dieser Zeit, nemlich im April und May, den Mangel ersetzen. Man kann ihn zweymal abschneiden, und wenn die Witterung fruchtbar ist, so kann es wohl zum drittenmal geschehen; doch diese dritte Erndte ist nicht von sonderlichem Betrage: man überlässet daher solche den Schaafen, welche um diese Zeit von den Wiesen wegbleiben müssen, und da nehmen sie dieses gesunde Futter gar gerne mit an. Im Junius ist es damit vorbey, und um selbige Zeit fänget man ohnedem an zu braachen. Man pflüget nemlich die Spinatstoppeln unter, und der Acker wird hernach eben so gute Winterfrucht tragen, als wenn er den Winter über leer gelegen hätte; ja, es ist dem Acker in gewissermaassen besser, indem der Spinat ihn gar nicht aushungert, und wenn das Land gleich nachher, da man den Spinat abgenutzet hat, umgepflüget wird: so gehen die zurückgebliebene gelbe Blätter und Wurzeln in die Fäulung, und machen eine wirkliche Besserung des Ackers. Man kann aber einwenden, daß, da an den meisten Orten die Braache mit dem Viehe betrieben würde, die Sache

nicht thunlich wäre; allein zu geſchweigen, daß es viele Orte giebet, wo man keine ordentliche Eintheilungen der Brach- Winter und Sommerfelder findet, und wo die Triftgerechtigkeit dem gemeinen Nutzen eines Dorfes oder einer Stadt hierbey keine Hinderung machet; ſo halte ich dafür, daß auch an ſolchen Orten, wo die Aecker in drey Felder abgetheilet ſind, ſich Gelegenheit genug findet, nützlichen Gebrauch davon zu machen.

Wo bekommt man aber ſo viel Spinatſaamen her, als zu Beſäung vieler Aecker erfordert wird? Es iſt wahr, im Anfange möchte es ſchwer fallen, 5 oder mehr Scheffel auf einmal zu bekommen; allein einen halben Scheffel bringet man doch leichte zuſammen: denn dieſer Saame ſchüttet ſehr reichlich, und die Gärtner erndten allezeit davon mehr ein, als ſie ausſaen. Von dieſem Ueberſchuſſe könnte man gar leichte einen halben Scheffel ſammlen, und im September entweder in einen Garten oder aufs Feld ſäen, ſolchen nur einmal abſchneiden, und hernach Saamen tragen laſſen. Von dieſem können hernach 5 bis 6 Scheffel zum wenigſten ausgedroſchen werden, und ſo kann man gar leicht zu mehrerm Saamen gelangen. Iſt man einmal im Vorrathe: ſo kann man ſich leicht dabey erhalten. Es iſt aber der Spinat nicht allein dem Rind- und Schaafviehe, ſondern auch den Schweinen eine angenehme und geſunde Speiſe, wenn er klein geſtampft und dieſen letzten unter ander Futter mit gegeben wird. Unſre gute Landwirthe, denen an der Fütterung

gelegen

gelegen ist, werden den Nutzen auch von diesem Futterkraute wohl einsehen, und alle Schwierigkeiten, die ihnen vorkommen möchten, leicht zu überwinden wissen.

Von einer neuen und vortheilhaften Anlage des Spargels.

Die bisher üblich gewesene Art den Spargel anzulegen, hat manchen, sonderlich ausserhalb den Städten wohnenden und Landwirthschaft treibenden Personen zu kostbar und zu weitläuftig geschienen, daß sie den Anbau desselben bey ihren Gütern und Wirthschaften gar unterlassen haben. Was beträgt nicht der Mist, der dazu erfordert wird? und soll er von Saamen gesäet werden: so muß er erst drey Jahr stehen, ehe er gestochen werden kann. Es sind daher die Versuche zu rühmen, die man angestellet hat, den Spargel eher und mit wenigen Kosten zu erzielen.

Meines Wissens hat in Schweden der Herr Admiral **Ankerkrona** den ersten Versuch damit gemacht, davon man in den vortreflichen schwedischen Abhandlungen im 12ten Bande S. 76 Nachricht findet. Ich weiß aber nicht, ob der fürstliche holsteinische Justitzrath und Leibmedicus Herr Doctor **Lesser** zu Preetz, diese Art nachgeahmet, da er in den Leipziger Sammlungen von

wirthschaftlichen Sachen im 12ten Bande Seite 304 u. f. eine vollständige Beschreibung davon gegeben hat? Da diese meiner eigenen Erfahrung vollkommen gemäß ist: so kann ich sie jedermann mit Grund der Wahrheit anpreisen; jedoch sie dadurch noch annehmlicher machen, indem ich den Mist gänzlich davon thue. Beyde vorgenannte Verfasser kommen darin überein, daß sie vielen Mist dazu nehmen: denn sie machen im Herbste Gräben von 9 Viertel oder 2 Ellen breit, und auch so tief, füllen solche mit Miste, den sie feste zusammen stampfen lassen, dergestallt an, daß der Mist noch einen Fuß höher, als der Erdboden, zu liegen kommt, weil, wenn der Mist verfaulet, das Spargelgebeet sich senket. Hernach lassen sie einen Fuß hoch Erde darauf bringen, theilen auf ein solches Gebeet drey Reihen ab, machen Löcher in einer gewissen Entfernung von einander, und zeichnen jedes mit einem kleinen Stöckgen. Im Herbste stecken sie bey jedes Stöckgen zwey oder drey Saamenkörner von Spargel: sind sie alle aufgegangen, und ein wenig erwachsen: so ziehen sie die übrigen aus, und lassen nur eine Pflanze bey jedem Stöckgen stehen. Setzet sich der Mist, so bringen sie mehr Erde darauf, und auf diese Art erlangen sie den Vortheil, daß sie ihren Spargel drey Jahr eher als andere, die nicht also verfahren, nutzen können. Gewiß ein grosser Vorzug vor der sonst gewöhnlichen Pflanzung. Nur der Mist, den man dazu brauchet, schreckt manchen davon ab: denn wenn man bedenket, wie viel Fuder dazu gehören, zumal wenn die Anlage groß,

und der Mist an sich rar und theuer ist: so wird der Spargel allerdings anfänglich eine theure Zukost. Könnte man denn aber den Mist nicht ganz und gar weglassen? Ich sage ja, indem ich aus Erfahrung habe, daß der Spargel auch ohne Mist mit gleichem Vortheile könne gebauet werden. Es ist bekannt, daß öfters der Saame von Spargel ausfällt; wenn nun die davon aufgehende Pflanzen etliche Jahre in Ruhe stehen bleiben, und mit Erde etwas überschüttet werden: so siehet man den schönsten Spargel aufwachsen. Im hiesigen Garten finden sich etliche dergleichen Stöcke, so dem ordentlich angebaueten nichts nachgeben; ja es sind so gar zwischen den Johannisbeersträuchen etliche Stauden herausgewachsen, die keinem andern, er mag so stark seyn als er will, weichen; da man doch meinen sollte, die Sträucher benähmen ihm die Kraft des Wachsthums. Ein anderer von sich selbst gewachsener Spargelstock ist gar aus einer Mauer herausgewachsen: der Grund der Mauer tritt wenigstens einen Fuß hervor, und dennoch treibet dieser Stock vielmal so starke Stengel, daß diejenigen, so sie gesehen, sich darüber gewundert haben. Dieses hat mich auf den Versuch gebracht, Spargel anzulegen, ohne daß ich Mist dazu gebraucher habe, und es ist mir gelungen. Damit ich der Sache recht gewiß seyn möchte: so erwählte ich ein Stück Landes zu einem Spargelgebeete. Die Hälfte davon bearbeitete ich nach der sonst gewöhnlichen Art. Ich füllete die Gruben mit Mist an, und ließ ihn feste zusammen stampfen; die

andere

andere Hälfte rajolete ich nur 3 Fuß tief, brachte aber keinen Mist darauf. Auf das erste Stück pflanzete ich nach der gewöhnlichen Weise dreyjährige Pflanzen in zwo Reihen, so, daß sie 2 Fuß weit von einander zu stehen kamen: auf die andere Hälfte aber säete ich mit eben dieser Abtheilung und in gleicher Weite guten Spargelsaamen. Nach drey Jahren konnte ich meinen Sparzel stechen, ohne daß ich den geringsten Unterschied merken konnte. Ich muß aber hiebey noch folgendes anmerken. Die letztere Hälfte des Gebeetes machte ich etwas tiefer: denn da kein Mist darinnen war, konnte sich daß land nicht so setzen; ich brachte aber alle Jahre etwas gute Gartenerde darauf, bis es einen Fuß hoch erhöhet ward. Im Herbste streuete ich eine Viertel Elle hoch, sowohl über die erste als über die andere Hälfte, guten Schaaf- und Kühmist darauf, damit die salzigten und fetten Theile desselben durch die Winterfeuchtigkeit den Wurzeln zugeführet würden. Im Frühjahre schafte ich den mehresten wieder hinweg, und was liegen blieb, grub ich behutsam unter: denn bey dem Spargelgraben muß vorsichtig umgegangen werden, sonst werden die kleinen Stengel abgestossen, welches eben so schädlich ist, als wenn die zuerst aufgehende, als die Hauptstengel, die man schonen muß, geitzig abgestochen werden.

Das Säen des Spargels muß im November geschehen: denn dieser Saame lieget sehr lange, und zwar 4. 5 bis 6 Wochen, nachdem die Witterung ist, in der Erde, ehe er aufgehet.

Säet

Säet man ihn nun im Frühjahre, und es fället trocknes Wetter ein: so geht er gar nicht auf. Oben gedachte Schriftsteller bringen drey Reihen auf ein Gebeet, so 4 Fuß breit ist: allein ich rathe nicht dazu, weilen die Pflanzen zu dick zu stehen kommen. Es wird zwar im Anfange, ehe die Wurzeln unten zusammen kommen, und gleichsam einen in einander hangenden Filz ausmachen, eben nicht sehr gespüret werden; aber wer alte Spargelflecke ausgerottet und rajolet hat, der wird wissen, daß die Spargelwurzeln so in einander wachsen, daß man mit keinem Spatenstiche fortkommen kann, sondern die Erde alle mit der Hacke losmachen muß. Dieses geschiehet nun sonderlich, wenn er zu dicke gepflanzet wird, dadurch wird ihm der Wachsthum bald benommen, und man bekommt zwar anfänglich gute, aber hernach lauter schwache Pfeiffen vom Spargel. Ein Stock aber, der Raum im Grunde hat, und sich in der Erde ausbreiten kann, giebet viel mehr und grosse Stengel, als ein anderer; und man hat gewiß keinen Schaden davon, ob man gleich weniger Stöcke hat. Es ist mir ein Ort in Thüringen bekannt, wo der adeliche Besitzer des dasigen Rittergutes vor etlichen und 30 Jahren vielen Spargel anlegen ließ, der zu derselben Zeit so berühmt war, daß er weit und breit verschicket wurde. Ich kann mich noch besinnen, daß er an den herzoglich würtembergischen Hof nach Stuttgard gesendet und daselbst bewundert ward; wie denn auch der Gärtner selbst nachhero an diesen Hof berufen worden ist. Dieser Gärtner legte

ihn

ihn ebenfalls 3 Fuß weit von einander, und nachdem ich hernach die Ehre hatte, bey diesem adelichen Gutsbesitzer, wiewohl auf seinem andern Gute, in Dienste zu kommen, befahl er mir daselbst den Spargel ja nicht anders als 3 Fuß weit von einander zu legen, wovon ich den Nutzen in der Folge wohl eingesehen habe. Ich weiß, daß an diesem Orte in manchem Jahre für 60. 70 bis 100 Rthlr. Spargel verkauft ward, welches gewiß beträchtliche Zinsen von einem kleinen Stücke Gartenlandes sind. Eben dieser Herr ließ einen alten Teich ausführen: von dem Teichschlamme ward ein Damm gemacht, und auf demselben Spargel, in erstgedachten Abstande ohne Mist, angeleget, und er gerieth so gut, als man sich den besten Spargel vorstellen kann. Ich habe oben gesagt, daß ich einen Fuß hoch Erde darauf gebracht habe. Wenn die Erde nicht schwer und bindig, sondern locker ist: so kann auch wohl noch mehr darauf kommen, denn je tiefer der Spargel liegt, desto stärker wächst er. Man hüte sich auch, daß bey Anlegung eines neuen Spargelbeetes niemals ein Ort erwählet werde, wo alter Spargel gestanden hat. Man pfleget sonsten alte verlegene Spargelbeete zu rajolen und neuen darauf zu pflanzen: allein ich warne einen jeden dafür, weil mich eine vielfältige Erfahrung von dem Schaden überzeuget hat, den man dabey leidet. Es pflegen auch manche ihren Spargel bis fast gegen Johannis zu stechen; man bedenket aber dabey nicht, wie sehr selbiger dadurch geschwächet werde. Noch andere schneiden das

Kraut

Kraut oder die Stengel, so in die Höhe gegangen sind, wenn sie noch grün sind, ab, und vermeinen ihrem Spargel eine Güte damit zu thun: allein sie irren und werden öfters nicht eher, als bis sie den Schaden davon einsehen, klug. Man warte doch, bis das Stroh gelb wird, welches im October geschiehet. Denn ich vermuthe, daß, wie der Saft im Frühlinge aus der Wurzel in die Stengel steigt, er hernach gegen den Herbst sich wieder in die Wurzel senket, mithin durch das allzu frühzeitige Abschneiden der Umlauf des Saftes geheimmet wird. Diejenigen, so meiner Anweisung folgen wollen, können den besten Spargel erbauen, ohne daß sie ihrem Acker den Mist entziehen; und länger, als 3 Jahr auf die Nutzung des dazu gewidmeten Gartenstückes warten dürfen.

Vom Baue des Sommer-Rübsaamens.

Der Sommerrübsaamen ist ein Feldgewächse, das wegen seines Gebrauchs zum Oele, seinem Erbauer die Mühe reichlich belohnet; gleichwohl aber wird es an vielen Orten nicht gebauet, ja man weiß wenig oder gar nichts davon, und es ist gewiß, daß es nicht aller Orten gut gedeyen will; es ist aber auch wahr, daß viele Gegenden sind, wo es mit grossem Nutzen könnte ge-

zeuget werden, wenn man nur Versuche damit anstellen und gehörig dabey verfahren wollte. Manche Landwirthe, die Gelegenheit hätten, diese Art des Rübsaamens zu erbauen, lassen sich auch wohl durch die Unglücksfälle, denen er ausgesetzet ist, davon abhalten. Diese werden von den Erdflöhen, gewissen Raupen, und den so genannten Pfeiffern verursachet. Die Erdflöhe fressen ihn gleich beym Aufgehen weg; die Raupen verzehren ihn, wenn er erwachsen ist und zu blühen anfängt; die Pfeiffer aber, oder eine gewisse Art weisser Maden, wenn er seine Schoten angesetzet hat, und selbige noch jung und weich sind. Sie machen Löcher in die Saamencapseln und fressen die Körner aus, ehe sie noch reif werden; weil man sich nun dabey eingebildet hat, daß dergleichen ausgefressene Capseln einer Pfeiffe mit Löchern ähnlich wären: so hat man diesen Maden den Namen Pfeiffer gegeben, und man pflegt zu sagen: die Pfeiffer sind in den Rübsaamen gekommen. Sie können oft in wenig Tagen ein ganzes Gebreite auspfeiffen, daß, wo man ohngefehr funfzig Scheffel erbauet hätte, man kaum zehn erhält. Allein diese gefräßige Liebhaber vom Sommerrübsaamen finden sich nicht alle Jahre, auch nicht alle dreye zugleich in einem Jahre ein, sondern es gehen oft viele Jahre vorbey, in welchen man keines davon verspüret. Und gesetzt, es geschehe auch, daß der Saame gänzlich vernichtet würde, was würde man denn nun in einem Jahre einbüssen? Da er in die Braache gesäet wird, welche ohnedem gepflüget und gedün-

get wird: so hat man weiter keine Einbusse, als den wenigen Saamen; es geschiehet aber wirklich sehr selten, daß alles verlohren gehet, und dieser Verlust ist, wenn man ihn mit dem Nutzen vergleichet, den man in andern guten Jahren von dem Baue des Sommerrübsaamens haben kann, gar nicht zu rechnen. Es hat daher auch ein gewisser Prediger in hiesiger Gegend, wo man ihn sonst noch nicht gebauet hat, einen kleinen Versuch gemacht, welcher wohl gelungen ist, und vielleicht mehrere Nachfolger erwecken wird; denen zu Gefallen ich folgende diensame Nachricht aus eigener Erfahrung ertheilen will.

Der Sommerrübsaamen will einen guten und fetten Acker haben. Da, wo man gute Gerste bauet, wächst auch Sommerrübsaamen. Steinigtes, thonigtes Sandland und fester Boden ist nicht für dieses Gewächse. Ist das Erdreich mit etwas Leim vermenget, so ist es noch bequemer dazu. In dem so genannten Thale und Riethe an der Unstrutt bey Wiehe und Artern, wird er in grosser Menge gebauet. Wer im August und September in selbige Gegend kommt, wird, so weit er sehen kann, die Braachfelder als mit einem gelben Tuche überzogen finden: denn zu selbiger Zeit blühet er, und man muß wissen, daß kein einziges Braachstücke in dieser Gegend ohnbestellet bleibet, es hätte denn der Besitzer ein und andere Ursachen dazu, und es können diese Leute die Braache auch nicht leichtlich besser nutzen.

Was die Zurichtung der Aecker betrift, so wird der Mist im Winter gegen Lichtmesse, wenn es gefrohren, auf die Braachäcker gefahren: wenn es nun zu Wettertagen gehet, so wird solcher, so bald als man nur mit dem Pfluge in die Erde kommen kann, untergepflüget, und dieses geschiehet, ehe die Sommerbestellzeit anfängt. Gegen Pfingsten wird der Acker zum 2tenmal gepflüget, nach diesem mit der Egge überfahren, welches man Borsen nennet. Wer da will und kann, thut es auch wohl beym ersten Pflügen: denn dadurch wird nicht nur der Mist, wo er in Klumpen liegt, zerrissen, sondern es werden auch die Erdscholien kleiner gemacht. In solcher Stellung bleibet der Acker liegen bis zur Bestellzeit.

Diese fällt gegen Johannis, drey Tage vor oder drey Tage nach Petri Pauli: eher fängt man nicht an, und es ist besser, etliche Tage später als früher: denn der schon bestellte Rübsaamen ist den Pfeiffern allezeit mehr ausgesetzet: ja man hat vielmal angemerket, daß der späte besser als der erste gerathen. Nur ist er wegen seiner Reife etwas dabey zu wagen: denn wenn keine guten Herbste kommen, ist er nicht wohl einzubringen. Man kann nicht glauben, was ein Tag eher oder später gesäet, oft für bessere und widrigere Wirkungen hat. Der Saame wird mit drey Fingern ausgesäet, und hier kommt es auf einen guten Säemann an, der ihn weder zu dicke noch zu dünne säet. Ist er zu dicke gesäet: so werden seine Stengel dünne und die Schoten klein; ist er aber zu dünne gesäet, so bekommt er zwar starke

Stengel

Stengel und Rispen, wie man es da nennet, es wächset aber auch zu viel Unkraut mit unter.

Bey dem Bestellen sind folgende Regeln in Acht zu nehmen:

1. Man säe ihn auf die frische Furche:

2. Nach dem Einegen überfahre man ihn mit der Walze:

3. Wenn es möglich, so säe man ihn nicht im Regen.

Diese drey Regeln muß ich erläutern:

1. Auf die frische Furche säen, heißt: man lasse den Acker nicht einmal einen Tag nach dem Pflügen liegen, sondern, was Vormittage bis gegen 9 oder 10 Uhr gepflüget ist, das besäe man unverzüglich, und ege den Saamen sogleich, oder längstens Nachmittage unter. Die Ursache ist, dieser kleine Saame bleibet in diesem lockern Acker oben flach liegen; ist nun der Acker ausgetrocknet, welches zu der Zeit bald geschiehet, so kan er nicht aufgehen, oder er geht doch sehr unordentlich und dünne, zumal wenn kein Regen darauf erfolget, auf, und er wird, wie man es nennet, zweywüchsig, welches grossen Schaden thut.

2. Nach dem Einegen überfahre man ihn sogleich mit der Walze, weil der Acker noch frisch und nicht ausgetrocknet ist. Dieses hat einen grossen Nutzen, ja es ist die Hauptregel: denn dadurch wird die Erde zusammengedrückt, daß sich die Feuchtigkeit darinnen erhält, und nicht

von der Luft und Sonne ausgedorret wird. Bey regnichtem Wetter ist es freylich nicht nöthig; doch kann die Walze auf einige Tage nach dem Regen, wenn auch schon der Saame aufgegangen ist, um eben der Ursache willen, gebrauchet werden. Der Versuch mit dem Walzen gleich nach dem Unteregen, hat gelehret, daß der Saame 3 bis 4 Tage eher aufgegangen, als der, der nicht gewalzet worden; ja der ungewalzte ist vielmal bey dürrem Wetter gar nicht, oder sehr dünne aufgegangen, und selbst wieder die Erdflöhe hat das Walzen grossen Nutzen geschafft: denn weil er durch das Walzen in die frische Erde eingedrücket worden: so ist er zugleich aufgegangen; wie denn dieser Saame schnell hervorkömmt; da hingegen von dem ungewalzten ein Korn heute, das andere morgen und so weiter herauskömmt, und so, wie sich die Pflanzen sehen lassen, hat sie der Erdfloh hinweggefressen, der ihnen im Aufgehen, da sie zart und weich sind, am meisten Schaden thut.

3. Man säe, wo möglich, nicht im Regen. Das gemeine Sprichwort: wenn es in die Ege regnet, thut es nicht gut, ist auch hier ein wahres Wort. Man findet bey allen Arten des Sommergetreydes, daß das Unkraut stark darnach hervor wächset, und sonderlich in Thüringen, wo man den Sommersaamen stark bauet, die wilde Melde. Ohnfehlbar steckt der Saame des Unkrauts schon im Acker und ist aufgequollen; wenn er nun durch das Pflügen heraus und an die Sonnenwärme gebracht wird, und es gleich darauf regnet: so ist er im Stande, eher als das gute

Saa-

Saamenkorn aufzugehen; sodann überwächst und verdrückt er den guten Saamen; zumal die Melde, welche sehr schnell wächset. Man hat gar vielmal gesehen und siehet es noch alle Jahre, daß auf einem Ackergebreite ein Strich wie mit Melde besäet, der andere aber ohne Melde ist: das rühret daher, wenn der erste Strich des Vormittages, da es geregnet, der andere aber Nachmittags gepflüget und besäet ist, und darauf nicht geregnet hat, sondern der Saame trocken untergeeget worden ist. Diese Melde ist ein schlimmes Unkraut für die Sommerrübsaamenfelder: denn ihr häufiger Saame wird im Herbste mit dem Rübsaamen abgedroschen; er hilft zwar die Säcke füllen, aber kein Oelschläger kauft solchen unreinen Rübsaamen gerne, und wenn es geschiehet, bezahlt er doch lange nicht so viel dafür, als für reinen.

Diese drey Regeln sind wohl zu beobachten, wenn man Sommerrübsaamen mit Nutzen erbauen will. Ich muß aber auch zeigen, wie man weiter damit verfahren müsse. Ehe die Erndte kommt, ist dieses Gewächse nach den oben gedachten, zween Hauptfeinden, nemlich einer schwarzbraunen glänzenden Raupe, und der weissen Made, oder den so genannten Pfeiffern ausgesetzt, welches aber nicht alle Jahre geschiehet. Die Raupen schaden demjenigen am meisten, der in tiefen Gründen oder nahe an Dörfern stehet, wo die Wärme stärker ist, als an freyen und lüftigen Oertern, und weil die Schmetterlinge, wegen des Schutzes für den Winden, sich mehr da aufhalten,

halten, folglich ihre Eyer daselbst hinterlassen. Dagegen ist kein Mittel, als wenn sich Gott erbitten läßt und kalten Regen schickt, daß diese Bruth verdirbet. Man hat zwar im Kleinen diesen Versuch gemacht, daß man zu der Zeit, da die Raupen sich eingefunden, mit langen Seilen und Leinen, die von zwo Personen an jedem Ende angefasset worden, des Abends über ein solches Rübsaamenstücke hinschleiffen lassen, dadurch sie abgestreift auf die Erde fallen und des Nachts liegenblieben sind. Wenn sie des Morgens wieder in die Höhe gekrochen, hat man es wiederholet und dieses so oft, zumal des Abends, bis man gesehen, daß es nicht mehr nöthig gewesen. Es hat öfters, aber nur im Kleinen, geholfen: denn durch das öftere Abstreifen werden sie nicht nur allein vom Fressen abgehalten; sondern die mehresten erkälten des Nachts auf der Erde und sie verderben, wo nicht alle auf einmal, doch nach und nach. Wer da weiß, was man von diesem Gewächse vor Nutzen hat, läßt sich die Mühe nicht verdrüssen. Ist man nun auch für diese Feinde gesichert, so kommt manchmal ein anderes Heer, das vielmals stärker ist als die vorigen, und dieses sind die mehrgedachten Pfeiffer. Sie pfeiffen aber dem guten Landmanne nichts als betrübte Lieder vor. Gegen diese weiß man auch kein anderes Mittel, als daß man den Herrn dieser Heere anflehet, daß er kaltes Regenwetter oder kühle Nächte schicke, dadurch diesen Verderbern oft plötzlich Einhalt geschehen ist. Man hilft sich einigermaassen damit, daß wenn der Saame

halb

halb reif ist, man ihn abhauet und im Felde in Haufen zusammen leget, da er denn ertzitzet und vollens reifet. Und da siehet man mit Erstaunen, wie sich diese Herren Pfeiffer aus dem Staube machen: denn ob sie sonsten gleich gerne warm sitzen: so wird ihnen doch hier zu sehr eingeheitzet, und sie wollen lieber das Leben behalten, als verbrennen. Auf diese Art erhält man doch das meiste vom Saamen, und der Schade ist nicht so groß, als wenn man ihnen allen Saamen auszupfeiffen erlaubet. Sind nun diese Feinde abgewiesen, oder gar keine angekommen: so folget ohngefähr, nachdem die Witterung gut gewesen, 14 Tage nach Michaelis die Erndte, und da wird er, mit der Sense, wie Gerste und Hafer, auf Geschwade abgehauen. Wer nicht viel hat, macht nicht mehr ab, als er in einem Tage ausdreschen kann; indem ihn starke Winde leichte wegführen und zerstreuen können. Ist die Witterung trocken, so wird er gleich auf dem Felde ausgedroschen; zu dem Ende hat man Tücher, welche man Planen nennet, die so groß sind, daß sie eine ziemlich grosse Scheuntenne vorstellen. Nachdem man vorhero die kleinen Steine alle weggelesen, damit kein Loch in die Plane geschmissen wird, breitet man sie auf den Acker aus, und macht sie mit hölzernen Pflöcken feste, daß sie straf lieget, und das der Landmann in Thüringen das Tenn, oder nach rechter teutscher Schreibart, die Tenne nennet. Hernach wird der Saame durch die Weiber auf Tüchern herbey getragen, und von den Männern ausgedroschen. Ehe die

Männer damit fertig werden, haben die Weiber schon wieder Vorrath herbey getragen, und so gehet es geschwinde von statten. Das Stroh wird auf die Seite der Tenne gelegt, und dienet zur Schutzwehre des kalten Windes. Die Spreu oder Koben, wie man es nennet, wird durch ein Rollsieb abgesondert, auf Haufen gebracht, zum Theil heimgeschaft und im Winter abgebrühet, dem Rindvieh statt Heckerlings unter das Futter gegeben; zum Theil auf dem Acker verbrannt. Das Stroh hat man sonsten auch auf dem Acker verbrannt, und zwar aus einer ungegründeten Furcht, daß, wenn es lange übereinander läge, es sich von selbst entzündete und Feuersbrünste verursachete; aber jetzo wird solches heimgefahren und in Mist gestreuet, wiewohl es schlechten Dünger giebet. Ist es sehr grasigt, so wird es von manchen im Winter den Schaafen vorgeworfen: das Meiste aber wird von armen Leuten im Winter zum Einheitzen verbraucht, womit man jedoch vorsichtig umgehen muß: denn es lodert, wegen seiner öligten Theile geschwinde, und oft ehe man sichs versiehet, zum Ofenloche heraus. Vieles wird auch beym Backen und Brauen verbrannt. Ist es nun Feyerabend, so wird der Saame in Säcke gestecket, nach Hause gefahren, und auf einen Boden geschüttet, bis man überall damit fertig ist; alsdenn wird er geworfelt und reine gemacht. Man muß ihn nicht zu dick auf den Boden schütten, sonst erhitzet er sich, wird weiß, und gehet an, welchen die Müller hernach nicht gerne kaufen, oder doch weniger dafür bezahlen: derowegen

wegen muß man fleißig darnach sehen und ihn mehrmals umwenden. So bald nun der Saame vom Acker ist, gehet der Pflug hinter her, und man säet Rocken in diese Stoppeln, da hernach die schönsten Früchte auf diesen Aeckern wachsen. Sollte es geschehen, daß man wegen schlimmer Witterung im Herbste keinen Rocken darauf bestellen könnte, so kann man im Frühjahre Gerste oder auch Sommerkorn hineinsäen, welches sich reichlich ergiebet. Herrschaften, die viele grosse Gebreiten mit Sommerrübsaamen bestellen, und denen das Ausdreschen auf dem Felde zu langwierig werden will, lassen solchen auf grosse Haufen bringen, und entweder im Winter bey trocknem Wetter draussen dreschen, oder nach und nach, nach Hause fahren: doch dieses letztere macht viel Umstände, und es gehet viel Saamen verloren, daher es besser ist, wenn es auf dem Acker geschehen kann. Mit dem Dreschen bringet man, nachdem die Erndte reich und die Witterung beschaffen ist, öfters 14 Tage, auch wohl 3 Wochen zu; ja ich weiß, daß noch um Martini dergleichen Rübsaamen auf dem Felde gelegen, und wohl gar beschneyet worden; man hat ihn aber doch noch gut eingebracht. Bey dem Dreschen ist nur darauf zu sehen, daß er trocken ist: denn wenn er feuchte ist, so bleiben die Körner meistentheils an der Spreu oder Stroh hangen, und man thut sich gewaltig Schaden. Bey sehr widrigem Wetter läßt man nicht mehr abhauen, als man den Tag vermuthet, ausdreschen zu können. Ich habe einen Landwirth gekannt, der ihn nach der Gersten-

saat säete; allein die Witterung war da noch zu kalt; er veralterte; blieb klein, und es ward nichts daraus; er versuchte es das andere Jahr auf eben die Art, allein es mißlung ihm wieder, und dann vergieng ihm die Lust, diesen Versuch noch einmal zu machen.

Von Anlegung zwoer vortheilhafter Arten von Hecken.

Wie gut wäre es nicht, wenn man anstatt der dürren Zäune von abgehauenem Reisig, dürren Stangen und dergleichen, die um die Gärten und Wohnungen auf dem Lande sowohl, als in Städten gezogen werden, und an welchen beständig zu flicken ist, (zu geschweigen, daß sie zur Winterszeit, oft zum grossen Verdruß der Eigenthümer, von Leuten die nichts dazu beygetragen haben, weiter geschaft und zur Feuerung gebrauchet worden,) überall in hiesigen Gegenden, so, wie anderwärts, lauter lebendige Hecken anträfe. Doch dieses gehöret vor die Policey eines jeden Ortes. Ich weiß wohl, daß man dagegen einwendet: 1) es liesse sich zu Anlegung derselben das nöthige Heckenwerk nicht aller Orten finden; 2) es währete etwas lange ehe sie anwachsen, und 3) wegen der verschiedenen Lage und des verschiedenen Bodens wolle es nicht allezeit gut thun. Diesen Schwierigkeiten will ich jetzo mit einem

doppel-

doppelten Vorschlage abzuhelfen suchen. Es ist wahr, die verschiedene Lagen des Erdreichs, da es entweder zu trocken oder zu naß ist, machen bey Anlegung lebendiger Hecken einige Hindernisse, indem nicht alle Holzarten in einem wie in dem andern Erdreich fortkommen: allein eben deswegen haben wir von dem gütigen Schöpfer so verschiedene Arten bekommen, daß wir die Wahl nach Beschaffenheit des Erdbodens treffen sollen. Ich will jetzo nur zwo Holzarten, über deren Mangel man nirgends zu klagen Ursache hat, vorschlagen.

Zu einer Hecke in trocknen Boden schicket sich nicht leicht ein Gewächse besser, als der so genannte Holunder, Fliederbaum, Schibicken oder Ziebken, oder wie man an einigen Orten in Thüringen saget, Quebecken, (Sambucus nigra) ein Gewächs das aller Orten bekannt ist, indem es allenthalben wächset: ja man trift es nicht allein an vielen wüsten Orten, sondern auch auf holen Weiden, Mauren und Thürmen der alten wüsten Schlösser an, wohin die Vögel den Saamen bringen, welches genugsam beweiset, daß es mit einer recht dürren Stätte vorlieb nimmt, und sich folglich zu Hecken an trockenen Oertern wohl schicket. Nur kommt es darauf an, daß damit gehörig verfahren werde, und das will ich jetzo zeigen.

Man macht im Herbste an demjenigen Orte, wo die Hecke angebauet werden soll, einen Graben, eine Elle breit und auch so tief, nach der Schnure. Will jemand die Kosten nicht spahren

und

und solchen 2 Ellen breit und anderthalb Ellen tief machen, der hat den Vortheil zu gewarten, daß die Hecke desto besser und geschwinder anwächst. Ist Rasen vorhanden, so muß solcher Rasen alleine beyseite geleget werden, damit wenn der Graben fertig, man solchen wieder hinein in die Tiefe stürzen könne. Das hat seinen guten Nutzen: denn der verfaulte Rasen giebt eine Düngung ab; wenn er aber oben zu liegen käme, so würden die Rasenwurzeln gar balde ausschlagen und die angelegte Hecke verdrücken. Ist nun dieses geschehen, so wirft man den Graben mit der andern klaren Erde wieder voll, und macht es gleich; hernach nimmt man reife Holunderbeere, thut sie in ein Gefäß, zerknirscht sie, gießt Wasser darauf und rühret es um, so schwimmet der Unrath oben, und der Saame setzt sich zu Boden. Diesen läßt man nur ein wenig trocken werden, damit er sich handthieren lässet: wenn man ihn ganz trocknen ließe, so würde er untüchtig werden. Dieser Saame ist auch in grosser Menge an solchen Orten zu bekommen, wo Holundermuß gesotten wird: da werden diese Kerne ohnedem weggeschmissen; man müsse denn Oel noch darausschlagen lassen, welches doch von den Bauersleuten nicht geachtet wird. Hat man nun den Saamen, so ziehet man eine Schnure nach der Länge der anzulegenden Hecke, macht mit einer kleinen Gäthehacke oder einem Stocke, längst an der Schnure ein klein Gräblein ein oder anderthalb Zoll tief in die Erde: hierein streuet man den Saamen, decket die Erde wieder darauf

auf und überlässet es dem Seegen Gottes. Man wird wohl thun, wenn man unter diesen Saamen etwas von wilden Rosensaamen (Rosa canina) menget. Er ist im Herbste in den so genannten Hahnebutten, wie die Frucht von diesem Gewächse genannt wird, in grosser Menge zu haben. Diese Rose wächset gerne an dürren Orten, und das stachelichte Holz derselben schickt sich sehr gut in dergleichen Hecken, wo Menschen und Vieh durchzudringen abgehalten werden sollen. Im Frühjahre gehet der Saame bald auf, und man muß zu der Zeit darauf sehen, daß kein Unkraut den jungen Anflug ersticke, deswegen jenes ausgeraufet werden muß. Haben diese junge Pflanzen nun einen Sommer gestanden, so werden sie eine halbe Elle hoch gewachsen seyn, folgendes Jahr aber weit stärker treiben. Alsdenn müssen sie mit einer Gartenscheere oben und zu beyden Seiten abgeschnitten werden, damit sie von der Erde auf, desto mehr ausschlagen und unten dicke werden. Und so muß man hernach alle Jahre damit verfahren. Geschiehet solches, so wird dergleichen lebendige Hecke viel mehr Befriedigung wider Menschen und Vieh abgeben, als ein todter Zaun von verdorreten Holzarten. Man darf nicht fürchten, daß sie unten blos bleiben werde; denn sie treiben immer neue Schößlinge, es frißt sie auch kein Vieh, ausser die Ziegen. Binnen 3 bis 4 Jahren befindet sich eine solche angelegte Hecke in vollkommenen Stande: denn wie geschwind die Holunder und die wilde Rosen wachsen, das ist wohl jedermann bekannt: hernach kann

sie

sie 30, 40 bis 80 Jahre und länger stehen, wenn sie nur alle Jahre im Schnitte erhalten wird. Sollten die Stämme gar zu alt werden, so hacket man sie im Frühjahre über der Erde ab, da denn die Wurzeln häufig wieder ausschlagen. Das alle Jahre abgeschnittene Holz kann zur Feuerung gebraucht werden, und es giebt, da es stark nachwächst, wenn die Hecke groß ist, eine gute Nutzung für den Landmann, der den einreissenden Holzmangel schmerzlich empfindet; der Gemächlichkeit zu geschweigen, daß, wo mit Holunderholze geheitzet wird, dieses, nach des Herrn Doctor **Themels** Anmerkung *), ein sicheres Mittel abgiebt, die so genannten Heimen oder Hausgrillen zu vertreiben. Sollte aber jemanden die beschriebene Anweisung eine lebendige Hecke in trocknen Boden noch zu langweilig dünken, der nehme im Frühjahre gleich zu Anfange des Merzes, (denn später solches zu thun, würde vergebliche Arbeit seyn, indem der Holunderbaum gar bald in Saft tritt, folglich bald ausschlägt,) den jungen jährigen Wuchs, der in allen Stöcken ausschlägt, zerschneide solchen in Stücken etwa einer Ellen lang, doch so, daß der Schnitt am untersten Ende allemal nahe an einem Auge geschiehet, stecke sie mittelst eines langen Pflanzholzes, womit man Löcher macht in die obengedachten Graben, nach der Schnure, jedoch daß sie nicht länger als eine Viertel Elle über der Erde stehen,

*) In dem Obererzgebürgischen Journal, Stück II Seite 102.

stehen; und daß wenigstens ein Auge über der Erde bleibet, trete solche fein derb mit den Füssen an, daß sie nicht hohl liegen und die Luft solche nicht austrocknet: so werden sie eher anwachsen, und eine gute Hecke machen. Wer es thun will, kann 2 Reihen neben einander überzwerg und also ∴ stecken, so wird die Hecke desto stärker werden: übrigens verfähret man mit dem Beschneiden, wie oben ist gedacht worden. Hierbey muß ich nur noch dieses erinnern, daß es meine Meinung gar nicht sey, als ob Holunder nothwendig dürren Boden haben wolle. Nein! er wird in bessern, nur in nassen nicht, auch noch besser wachsen.

Damit man sich nun aber auch bey einem nassen oder feuchten Erdboden zu helfen wissen möge, (denn ich schliesse, bey dem an so vielen Orten befundenen Mangel an dergleichen Hecken, nicht auf die Faulheit der Einwohner, sondern auf ihre Unwissenheit,) so will ich dazu dienliche Anweisung geben. Man nehme Stecken eines Daumen stark von den so genanten kleinen Saal- oder Korbweiden, so an den fliessenden Wassern als der Saale, Elbe und andern Flüssen häufig wachsen, schneide sie einer Elle lang in Stücken, stecke solche nach der Schnure in obgemeldete Gräben über die Hälfte kreutzweise, eine halbe Elle weit von einander schräge in die Erde, nach dieser Figur: XXXX und trete solche derb an: so werden sie bald anwachsen. Die Pflanzung kann im Herbste und Frühjahre geschehen. Haben sie nun ein Jahr gestanden, so hefte oder binde man von dem getriebenen jungen Zweige allezeit zween

Kreuß-

kreutzweise übereinander; und nicht mehrere, weil 3 oder 4 einander ersticken würden. Dieses kreutzweise Zusammenbinden macht, daß sie mit der Zeit ganz und gar in einander hinein und zusammen wachsen. Hiermit fähret man 3 Jahre fort, so wird die Hecke hoch genug seyn: indessen aber beschneidet man sie mit der Scheere wie bey der ersten ist gedacht worden. Ueberhaupt muß das Beschneiden alle Jahre geschehen, sonst werden sie nicht dicke, sondern oben hinauswachsen und sich unten kahl machen. Hält man sie aber unter der Scheere, so versichere ich, daß weder Menschen noch Vieh durchkommen können.

Es ist nöthig, daß bey Anlegung dieser Hecken erstlich ein leichter Zaun aufgeführet werde; da denn die Hecke allezeit innwendig seyn muß, damit solche vor dem Viehe einigermassen Schutz hat. Ob sie gleich von selbigem nicht leicht angefressen wird: so möchten sie doch von ihm zertreten werden. Beyde Arten von Hecken sind mit geringen Kosten anzubauen, und obwohl die Weiden eben nicht aller Orten anzutreffen; so sind sie doch bey den Korbmachern, die ohnedem die stärksten Theile zu nichts als zur Feuerung brauchen, gar leicht zu erhalten. Ich habe eine von Holunder und wilden Rosen angelegte Hecke bey einem berühmten Gärtner gesehen, die er um seinen weitläuftigen Küchengarten hatte, deren Nutzen er mir sehr anprieß, indem sie ihm nicht allein Schutz für seinen Garten, sondern auch, von dem alle Jahre abgeschnittenen Holze, eine warme Stube gab; und das hat man auch bey der angegebenen Weidenhecke zu hoffen.

Von Schneckenbergen.

Unsere grosse und bekannte Erdschnecken sind für viele Zungen Leckerbißgen. Sie finden sich an manchen Orten überflüßig, zumal wo Weinberge sind, und halten sich gerne unter den Hecken und moßigten Gebüschen auf, da sie denn zur Herbstzeit aufgesuchet, und in die Städte um einen billigen Preis zum Verkauf gebracht werden. Es giebt aber auch Gegenden, wo sie nicht überflüßig angetroffen werden; deswegen man sich bemühet, solche in ordentlichen Behältnissen selbst zu erziehen. Zu dem Ende hat man die so genannte Schneckenberge erfunden. davon mir drey unterschiedene Arten bekannt sind. Die erste, da man einen bequemen Ort in einem Garten dazu aussuchet, und ihn mit einem Graben, ohngefehr 6 Fuß breit und 4 Fuß tief in der Runde herum umgiebet. Obwohl die Grösse in eines jeden Belieben stehet: so ist es doch besser, wenn er nicht zu klein wird. Die von dem Graben aufgeworfene Erde wird nach dem Innersten dieses Platzes geworfen, um davon in der Mitte einen Berg zu machen. In diesen Berg werden entweder von zusammengeschlagenen Brettern hölzerne oder töpferne Röhren eingeleget, oder man läßt bey einem Töpfer kleine Töpfe, ohngefehr von einer Kanne, machen, und bringet solche in dem Berge mit an. Sie dienen dazu, daß die Schnecken sowohl im Sommer bey starker Sonnenhitze, als auch im Winter sich verbergen können. In oben gedachten Graben muß Wasser

geleitet werden, welches verhindert, daß sie nicht darüber kommen. Man lässet sodann an denjenigen Orten, wo es viele Schnecken giebet, eine Anzahl auffammlen, und setzet sie da hinein. Diese Art Schneckenberge anzulegen ist die beste, nur daß nicht allezeit wegen des dazu benöthigten Wassers sich solches aller Orten will ins Werk setzen lassen. Dieser Wassergraben muß von Gebüschen reine gehalten werden, weil, wenn dergleichen daran stehen, die Schnecken daran hinauf steigen, und wenn die Reiser lang sind, und sich auf die andere Seite biegen, sie dadurch über den Graben hinüber kommen. Da nun diese Gelegenheit nicht allenthalben zu haben ist: so hat man auf andere Erfindungen gesonnen, welche aber nicht so nutzbar sind, sondern meistentheils nur zum Vergnügen angeleget werden, und es geschiehet auf folgende Art: Man erwählet einen Ort nach beliebiger Grösse, etwa 24 Fuß breit, (die Figur kann rund, 4 oder 8eckigt seyn) und führet einen Berg daselbst auf, den man zur Zierde mit Stuffen oder Absätzen machen kann, überkleidet ihn mit Rasen, und bringet oben die vorhin gedachte Röhren oder Töpfe in genugsamer Menge an. Um diesen Berg wird rund herum ein Beschlag von Brettern ohngefehr von einer Elle oder etwas höher aufgeführet, und mit einer Oelfarbe angestrichen, auf den Beschlag aber oben rund herum eine Latte genagelt, durch welche man eiserne spitzige Nägel oder auch Drath, so spitzig gefeilt ist, schlagen läßt, so daß einer immer an den andern, jedoch nicht gar zu dichte

kommt.

kommt. Die Spitzen müssen nach dem Berge zu stehen, welches verhindert, daß die Schnecken nicht darüber klettern können. Die dritte Art von Schneckenbergen habe ich in einem fürstlichen Garten, der hoch lag, gesehen. Es war ein tiefes Loch, ohngefehr 4 Ellen tief und etwa 12 bis 16 Ellen weit, ausgegraben. Von der ausgeworfenen Erde war in der Mitte dieses Orts ein Berg aufgeführet, mit Rasen bekleidet, und wie schon gedacht, mit Röhren oder Töpfen versehen. Die Seitenwände waren gerade auf mit Mauersteinen dem Erdboden gleich aufgeführet. Oben war eine Schwelle von Holz geleget, worinne die Nägel und Stacheln vorbeschriebener massen angebracht waren, damit sie nicht heraus konnten. Da die Schnecken nun in diesen Bergen eingeschlossen sind: so müssen sie gefüttert werden: zu welchem Ende man ihnen Kohlblätter und Sallat, den sie am liebsten fressen, giebet: wer aber mehr anwenden, und sie fett machen will, schüttet ihnen Weitzenkleye vor. Bey heissen Tagen fressen sie sehr wenig, desto mehr aber bey trüben und regenhaften Wetter. Ich habe angemerket, daß sie die grossen Klettenblätter (Arctium lappa *Linn.*) gerne fressen, und sich dabey aufhalten, deswegen nicht undienlich wäre, wenn man solche in diese Behältnisse, zumal in das von der ersten, pflanzte. Der Geschmack so wohl als der Schatten mag ihnen angenehm seyn. Das Verdrüßlichste bey dieser Bemühung ist, daß die Mäuse, die sich in diese Berge leicht einnisten, den Schnecken grossen Schaden thun. Im Jahre 1757 erfroren

auch sehr viel Schnecken: man fand sie in dem hiesigen Schneckenberge so wohl, als auch im freyen Gebüsche, meistentheils noch eingeschlossen in ihren Häusern, und todt. Ich nenne es eingeschlossen, weil sie gegen Michaelis durch ihren Schleim eine harte Decke über die Oefnung des Schneckenhauses machen, und gleichsam ihr Haus zuschliessen, um vor der eindringenden Nässe sich sodenn zu verwahren, und von da sind sie auch den Winter über zum Essen tüchtig. Von der Zeit an fressen sie den ganzen Winter über nichts, bis ins Frühjahr, da sie ihre Decke wieder öfnen, herauskriechen, und Nahrung suchen. Die Begattung dieser Thiere, die beyderley Geschlechts sind, geschiehet im May, da sie hernach im Junius ihre Eyer legen. Diejenige, so Eyer legen will, gräbet sich ohngefehr eines halben Zolles tief in die Erde, und legt die Eyer unter sich an der Zahl 12. 15 bis 20. Diese Eyer sind von der Grösse einer Perle, schön weißglänzend, und ganz rund; an etlichen, die ich neulich aufhob, konnte man schon die zarte Gestalt eines Schneckenhäußgen gar genau erkennen. Nur noch dieses muß ich hinzusetzen: die Röhren oder Töpfe, in welchen sie sich sowohl zu Sommers- als Winterszeit verbergen, müssen gegen Martini mit Moos verstopfet werden, damit die Kälte nicht so eindringen kann, und sie einigermassen für dem Froste gesichert sind.

Erstes Schreiben an den Herrn Professer Schreber, die gemachte Versuche mit der engländischen Frühbohne und dem so genannten Mohrhirse betreffend.

Ew ꝛc. waren so gütig, und gaben mir vor zwey Jahren, nebst verschiedenen andern Sämereyen, von einer Bohnenart ein halbes Mandel, weil Sie damals selbst nur einen kleinen Vorrath hatten, um damit Versuche zu machen, von deren Erfolg ich nunmehro dienstliche Nachricht zu weiterer beliebiger Bekanntmachung ertheile. Weil es eine frühzeitige Bohne seyn sollte: so steckte ich sie auch, um zu erfahren, ob ihr der Name wirklich gebühre, frühzeitig nebst der gewöhnlichen schwarzbunten Nierenzwergbohne zugleich und in einer Stunde auf ein Gebeet. Die damalige Dürrung hielt sie beyde einigermassen auf; doch ward ich schon im ersten Jahre überzeuget, daß sie den Namen in der That führete. Ich sammlete sie daher sorgfältig, und säete in dem jetzigen Jahre einige davon aufs Mistbeet, neben obgedachter schwarzbunten Bohne, da ich denn das Vergnügen hatte, von dieser Frühbohne drey Wochen eher, als von der andern, Früchte abzunehmen. Ich begnügete mich aber daran nicht, sondern ich säete, nebst der erwähnten Nierenzwergbohne wiederum zu gleicher Zeit ein ganzes Gebeet im Garten aufs Land, und ich habe auch

da eben den Vortheil davon getragen, den ich erst gemeldet. Ew. ꝛc. statte ich daher nochmals den schuldigen Dank dafür geziemend ab, und da ich im jetzigen Jahre zu einem guten Vorrathe gekommen bin: so kann ich, wenn es Ew. ꝛc. verlangen, mit frischem Saamen dienen. Diese Bohne ist es schon werth, daß sie bekannter gemachet wird, und daß man sie anbauet. Denn da sie so sehr früh kommt, und eine Zwergbohne ist, die man nicht stäbeln darf, auch sehr voll trägt, grosse Schoten bekommt, und von Farbe weiß ist: so ist sie in der Küche so wohl grün als dürre, gut zu gebrauchen. Ihre Schoten gleichen fast den von der so genannten grossen Säbelbohne, nur daß sie etwas kleiner sind. Der Geschmack ist auch annehmlicher, als der von der mehr gedachten Nierenzwergbohne. Ich werde wohl an 10 Arten von dergleichen Bohnen haben, allein ich gebe dieser den Vorzug vor diesen allen, besonders, weil sie auf dem Mistbeete so wohl, als im Lande frühzeitig zu haben ist, und ich glaube, daß sie bey uns noch nicht sehr bekannt ist, zumal da ich sie noch in keinem Saamenverzeichnisse, dergleichen ich doch viel gelesen, gefunden habe, ausser in des Herrn **Towsnhend** aus dem engländischen übersetzten Tractat: **der engländische Saamenhändler** Seite 15, da unter 10 Arten sub Nro. 5 einer gedacht wird, die er die Battersea Zwergnierenbohne nennet. Er sagt davon, sie trage ungemein reichlich, wäre die beste Gattung ans Mistbeet, und käme am frühesten. Da

alles

alles mit der unsrigen übereinstimmet, so kann keine andere, als diese gemeinet seyn.

Was den so genannten Mohrhirse (Sorghum *Ioh. Bauh.* oder Milium arundinaceum semine subrotundo *C. Bauh.*) anbetrift: so ist er bey mir im Gartenlande, ohnerachtet der grossen Dürrung in diesem Jahre, zu 7 Rheinländischen Fuß hoch gewachsen. Sein Stengel ist Fingers stark, und er trägt ziemlich reichlichen Saamen. Ein mehreres davon findet man in Herrn **Reicharts** Einleitung in den Garten- und Ackerbau Theil II. Seite 95. Ich habe den Einfall gehabt, ob er nicht an solchen Orten mit Nutzen zu bauen wäre, wo der Holzmangel groß ist; denn das Rohr muß vortreflich und weit besser als anderes Hirsenstroh zur Heitzung zu gebrauchen seyn, wenn es auch im Felde nur halb so hoch wachsen sollte. Ich bin ꝛc.

Zweytes Schreiben an den Herrn Professor Schreber vom Sommer- und Winterkraute, ingleichen frühzeitigen Kohle.

Auf Ew. ꝛc. einstens an mich gethane Frage: ob ich das Sommer- und Winterkraut für zwo von einander unterschiedene Arten hielte, antwortete ich damals kurz mit nein. Sie verlang-

ten von mir eine nähere Anzeige meiner Gründe, und dieses ist es, womit ich jetzo dienen will. Wenn man in den gedruckten Saamenverzeichnissen zwo unterschiedene Arten von Kraute, Sommer- und Winterkraut, findet: so muß man dieses den Saamenhändlern zu gute halten, die sich nicht nach vernünftigen Gründen, sondern nach den Käufern richten, die es nicht anders haben wollen, und die daher die Verkäufer bey ihrer Meinung lassen müssen, weil sonst niemand dergleichen Saamen kaufen würde. Die Saamenhändler verkaufen indessen beyde Arten von Krautsaamen aus einem Sacke ohne allen Betrug.

Ob nun zwar Sommer- und Winterkraut einerley ist, so zeiget sich doch darinnen ein merklicher Unterschied, daß sich nicht der Saame von allem Sommerkraute zu Winterkraute gebrauchen lässet. Man muß also davon Wissenschaft haben, welcher sich am besten dazu schicket.

Heinrich Hesse rühmet in seinem Gartenbuche den Saamen von Höxter an der Weser gar besonders zu diesem Zwecke. Des Herrn Grafen zur Lippe zu Weisenfeld hochgräfliche Gnaden haben mir davon jüngsthin etwas zu übersenden geruhet; ich habe aber noch keinen Versuch damit machen können. Bis anhero habe ich den Saamen vom Erfurtischen mittleren und kleinen Sommerkraute, und den, welcher im Anhaltischen an der Fuhne, bey Baasdorf, gezeuget wird, mit Nutzen gebrauchet. Hiernächst bediene ich mich auch des so genannten Meleritschen Krautsaamens, der von einem Dorfe dieses Na-

mens

mens also benennet wird, welches, meines Wissens, auf dem Eichsfelde über Sondershausen lieget, und den ich nun selbst erzeuge. Es ist eine der schönsten Krautarten und sehr dauerhaft; und obgleich die Krauthäupter davon etwas kleiner, als andere ausfallen; so sind sie doch sehr derb, ja fast steinhart, und was das beste ist, so gelangen sie wenigstens 14 Tage eher zur Zeitigung, als andere Arten; deswegen ich den Saamen von diesem Kraute im Frühjahre aufs Mistbeet säe, und sodenn verpflanze, und da bekomme ich sehr frühzeitiges Sommerkopfkraut davon. Das Baasdorfer Kraut finde ich auch, sehr gut. Es überwintert gut, und schliesset sich bald, folglich bekommt es zeitig schöne und grosse Köpfe.

Ob man nun wohl noch mehrere gute Arten vom Sommerkraute hat, die man zu Winterkraute gebrauchen kann, als das Braunschweigische und andere: so habe doch für die hiesige Landesart obige drey Arten als die besten bisher befunden. Sie werden zu Ausgange des Julius oder zu Anfange des Augusts gesäet, und gegen Michael verpflanzet; und darinn bestehet der Unterschied unter dem Sommer- und Winterkraute, daß jenes im Frühjahre gesäet und gegen Johannis verpflanzet, dieses aber, wie nur gedacht, behandelt wird. Bey dem Verpflanzen ist zweyerley zu beobachten: 1) es müssen junge Pflanzen bis ans Herz in die Erde gestecket werden, indem sie sonst, wenn sie mit den Stielen zu hoch über der Erde stehen, leicht erfrieren; daher ich sie bey gutem Herbstwetter, zu Ausgange des Octo-

ber, oder zu Anfange des Novembers, mit Erde in etwas zu behäufeln pflege: 2) es müssen solche etwas dicker, als gewöhnlich, in einander gestecket werden. Ich pflanze allemal 2 oder 3 neben einander; verdirbt nun davon im Winter eine oder zwo Pflanzen: so bleibet doch die dritte gut; erhalten sie sich aber alle dreye: so raufe ich im Frühjahre die zwo schwächsten weg, und pflanze sie anderswohin. Von der weitern Wartung hat der Herr Rathsmeister **Reichart** im land- und Gartenschatze ausführlich gehandelt.

Ich füge hier noch folgendes hinzu. Von Herrn **Krause** in Berlin ward mir eine Art von frühzeitigem Savojerkohlsaamen zugesendet, die in seinem Saamenverzeichnisse, unter den Namen Strasburger Frühwirsing, vorkommt. Er kommet sehr früh, und ist fein von Geschmacke, aber sehr weich und zart, daher ich nicht weiß, ob er über Winter dauret, indem ich noch keinen Versuch damit habe machen können. Wenn man ihn im Frühjahre aufs Mistbeet säet, und sodann ins land verpflanzet: so hat man davon die frühesten Köpfe in die Küche zu erwarten.

Wie mit dem weissen Winterkopfkraute verfahren wird, so hat es auch einerley Bewandniß mit dem über Winter zu steckenden Savojerkohle, oder dem so genannten Wirsing, ingleichen dem Braunkohle: denn es sind ebenfalls keine besondere Arten, und der Unterschied bestehet nur in der verschiedenen Zeit solchen zu säen und zu stecken, ausser daß beym Braunkohle diejenige Art, die man Göstekohl nennet, die beste ist,

und

und daß man solchen etwas späte säen muß. Denn wenn die Pflanzen zu groß und etwas alt geworden, ehe man sie stecket: so schiessen sie im Frühjahre gerne in Saamen, und die Mühe ist vergebens.

Ich besinne mich in den Danziger Erfahrungen eine Anmerkung von einem vielköpfigen Krautstengel gelesen zu haben. Diese kommen gar oft bey dem weisen Winterkraute vor, indem sie im Frühjahre viele Nebenherzen treiben, die man sorgfältig ausbrechen muß, wenn nicht der Hauptkopf zurück bleiben soll. Will man eine ichen vielköpfigten Krautstengel haben: so darf man nur die viele Nebenherzen stehen lassen, so werden es lauter kleine Köpfe werden. Ich bin ꝛc.

Vom Nutzen wilder Baumschulen.

Der Holzmangel beschäftiget aufmerksame Hauswirthe, auf allerhand Mittel zu gedenken, wodurch ihm abgeholfen werden könne. Unter die unnöthige Verschwendungen des Holzes rechne ich billig auch die todte Hecken und dürre Zäune, so von abgehauenem Reisholze und Stangen verfertiget werden. Wenn man bedenkt, was für eine Menge solcher Zäune in vielen Landen anzutreffen sind: so wird man bald inne werden, wie viel Holz dazu gehöre, und wie nöthig es sey, diesem Holzverderben Einhalt zu thun.

Nun

Nun möchte man zwar einwenden, daß solches am Ende doch auch verbrennet werden könnte: allein wie viel Abgang leidet nicht ein solcher Zaun, und muß er nicht fast alle Jahre ausgebessert, und immer neues Holz dazu genommen werden? und wo kommt das alte hin? es wird zertreten, zerkrümelt, von untreuen Händen hinweggetragen, und zuletzt verfaulet es. Wäre es nun nicht besser, anstatt dieser todten und dürren Zäune, die einen recht traurigen Anblick geben, lebendige und grüne Hecken anzulegen? Da wir sonst fremde Gebräuche gerne nachmachen, warum nehmen wir denn nicht in diesem Stücke den Engländern nach, die nicht allein ihre Gärten, sondern auch so gar Aecker und Wiesen wegen der Hut und Trift, auch anderer Umstände halber bey uns sich nicht umzäunen lassen; so sind es doch die viele Gärten und Gartenäcker, die eine Umzäunung nöthig haben; da denn bey Anlegung lebendiger Hecken viel Holz ersparet würde, und ein mehreres zu wüchse, welches man beym jährlichen Abkappen und Beschneiden der Hecken wohl nutzen könnte. Man machet dagegen einen doppelten Einwurf; erstlich das Holz wächset nicht an allen Orten gut. Hierauf dienet zur Antwort: wo Bäume wachsen, da müssen auch Sträuche und Hecken wachsen und fortkommen; und hat man denn nicht allerhand Gattungen vom Holze, davon eine in diesem, eine andere in einem andern Boden gedeyen? ja solche, die mit allen beyden zufrieden sind? Es kommt also nur auf eine

ver,

vernünftige und der Natur gemäße Wahl der Holzarten an, und ich habe schon ehemals in der schreberschen Sammlung 2erley Hecken, die so wohl im dürren als nassen Boden mit Vortheil anzulegen sind, beschrieben, hoffe daher, daß dieser Einwurf keiner weitern Antwort bedürfe. Der zweyte Einwurf scheinet etwas wichtiger zu seyn. Man sagt: wo sollen die junge Pflanzen zu lebendigen Hecken herkommen? aus den Waldungen solche zu nehmen, geben die Eigenthümer nicht zu; es ist auch aus verschiedenen Ursachen nicht rathsam, und der Zukauf kostet vieles Geld. Allein auch diese Schwierigkeiten könnten gar leicht gehoben werden, wenn man nur, nach dem Beyspiel der Engländer, wilde Baumschulen anlegen wollte. Ein jeder, der einen Garten hat, würde auch wohl einen kleinen Fleck in selbigem darzu anwenden können. Er würde sehr wenig Mühe damit haben, wenn er solchen nur fein tief umgraben, oder noch besser rajolen, und den Saamen von allerhand wilden Sträuchen darein säen, und vom Unkraute rein halten wollte. Diesen Saamen könte er ohne Entgeld in gnugsamer Menge haben, wenn er nur die kleine Mühe anwenden, und ihn durch die Kinder sammlen lassen wollte, und zwar zu der Zeit, da er abfällt, verflieget, und von den Vögeln gefressen wird oder sonst umkommt. Der Weiß- und Schwarzdorn, der Kreutzdorn, das ligustrum, die Rüster, der Ahornbaum, die linde, der Holunderbaum, der wilde Rosenstrauch, die wilde Aepfel, Birnen und Pflaumen auch andere Arten geben alle Jahre Saamen genug her,

so

so alle in guten und schlechten Boden fortkommen. Wenn sie nun in einen lockern Boden gesäet, und vom Unkraute rein gehalten würden: so würden sie binnen 3 Jahren zu Anlegung der Hecken groß genug seyn. Wollte sich jemand mit der Unwissenheit, wenn und wie diese Saamen zu säen, entschuldigen: so würden sich schon Menschen finden, die dieser Unwissenheit abhülfen, und es fehlet nicht an Schriften, die dießfalls gute Anleitung geben. Wollte man auch Standbäume von wilder Baumzucht in diesen Baumschulen erziehen, als Eichen, Buchen, Ahorn, wilde Birn- Aepfel- Castanien- Lerchenbäume und dergleichen, um solche um die Dörfer auf die leere Plätze Reihenweise zu setzen: so würde solches desto löblicher und nutzbarer seyn. Ob sich nun wohl die Sache überall mit leichter Mühe ins Werk richten liesse: so sehe ich doch schon voraus, daß durch blosse Vorschläge einzelner Personen und Hauswirthe auch in diesem Stücke nichts wird ausgerichtet werden. Nimmermehr würde es in den königl. preußischen Landen mit den Maulbeerpflanzungen dahin gekommen seyn, wenn nicht ein Befehl nach dem andern dießfalls wäre erlassen worden. Was für Hindernisse legen sich nicht der so ernstlich anbefohlenen Anpflanzung wilder und guter Bäume an die öffentliche Strassen in den Weg? Die Beyspiele reitzen. Wenn daher Herrschaften, die ohne dieß Gärtner halten, ihren Gärtnern anbefohlen, solche Baumschulen anzulegen, und zugleich ihren Unterthanen Anleitung zu geben, nach den rechten Grundsätzen dabey zu verfahren:

fahren: so würde doch noch macher fleißige Landmann zu der ihm so vortheilhaften Nachfolge zu bewegen seyn. Gärtner, die eigenthümliche Gärten haben, sollten von dergleichen Baumschulen ihre Rechnung so gut, als die engländischen Gärtner, finden. Sie könnten sie Schockweise mit eben so gutem Vortheil, als Obstbäume, verkaufen. Das Land, wo sie stünden, könnte dennoch auch sonst genutzet werden, wenn allerhand kleine Gartengewächse, als Sallat, Rapunzen und dergleichen darunter gesäet würden, die den kleinen Sträuchern nicht schädlich sind. Und ob es wohl scheinet, daß eine wilde Baumschule nicht so viel Geld, als eine Schule fruchtbarer Bäume einbringet; so hat sie doch auch nicht so viel Mühe, indem jene nur gesäet und gereiniget, da diese erst gepfropft und oculiret werden, überdiß auch dreymal länger stehen müssen, ehe sie zum Versetzen taugen. Ich getraue mir aber zu behaupten, daß die wilde Baumschulen eben den, wo nicht mehrern Nutzen verschaffen, als die guten. Denn da jene im dritten Jahre schon zum Verkauf tüchtig sind: so folgt, daß sie dreymal können verkauft werden, wenn man aus den guten nur einmal Geld löset. Wollte man sich nun die Mühe geben, und neben den Sträuchern zu Hecken auch Standbäume vom wilden Holze ziehen, als Eichen, Büchen, Rüstern, Linden und dergleichen: so würden solche schon Abnehmer finden, und ihre Stelle gut bezahlen. Wie mancher leere Ort würde damit besetzet werden können? Und ich sehe kein bequemer Mittel für viele Oerter, zu

dem Zwecke der Anpflanzung allerley Bäume an die Strassen zu gelangen, als dieses: es muß von hoher Landesobrigkeit ernstlich anbefohlen werden, daß die Unterthanen wilde Baumschulen anlegen. Was für Nutzen würden nicht unsere Nachkommen davon haben? Wie viel dürre Hügel und öde Plätze giebt es nicht, wo keine Weiden- und Pappelbäume wachsen wollen? wo doch Rüstern und andere Holzarten gut fortkommen, die sich eben so, wie die Weiden, köpfen lassen, und zu verschiedenen Zwecken gut zu gebrauchen sind. Kurz: wilde Baumschulen anzulegen sollte von hoher Landesobrigkeit anbefohlen, aber auch darüber gehalten, und zu dem Ende besondere Aufseher darauf bestellet werden; sie würden einem Lande einen unbeschreiblichen Nutzen verschaffen.

Vom Kernobste.

Die vielerley Arten des Obstes sind eine grosse Gabe, die wir Menschen von der Milde des grossen und gnädigen Schöpfers haben, und wofür wir ihm, so oft wir es geniessen, billig Dank abstatten sollten. Aber wie wenig geschiehet es doch? Die meiste Menschen sind leider den Säuen gleich, die die Eicheln unter den Bäumen begierig einschlucken, und nicht in die Höhe sehen, woher sie kommen. Wir leben jetzo in einer Zeit, da wir die mannichfaltige Arten des

Obstes

Obstes besser erkennen lernen, als man sie vor 100 Jahren gekannt hat. Man darf nur die heutigen Verzeichnisse derjenigen ansehen, die starke Baumschulen haben, und Handel damit treiben: so wird man den Unterscheid unter den vorigen und jetzigen Zeiten bemerken; ob gleich nicht zu leugnen ist, daß darunter viele theils an Geschmack schlechte, theils undauerhafte Arten befindlich sind.

Der Unterscheid hat meiner Meinung nach seinen Ursprung von der Veränderung des eigenen Saamen des Obstes. Denn man darf nicht meinen, daß eben dieselbe Art, von welcher der Saame genommen wird, wieder hervorkäme. Nein, es entstehen daraus schlechtere, bessere, auch wohl eben dieselbe, jedoch diese letztern seltener. Alle Saamen bringen zwar ihres gleichen wieder hervor, allein bey vielen gehen Veränderungen so wohl in der Farbe als in der Grösse, auch im Geschmacke vor. Aus einem Apfelkern entstehet zwar ein Apfelbaum: aber nicht allemal der nemliche Apfel, von dem der Kern genommen ist. Ich halte davor, daß die Ursache in dem innern Bau des Saamenkorns zu suchen sey.

In den leipziger ökonomischen Sammlungen habe ich vormahls die Aufgabe gelesen: warum, wenn man Borstdorferäpfelkerne säete, nicht wieder lauter Borstdorferäpfelbäume hervorkämen? Den auf die Beantwortung dieser Frage gesetzten Preis hat keiner erhalten können, als der, so die Ursache in der innerlichen Beschaffenheit des Saamenkerns gefunden hat. Wenn in

der Vermischung der Bestandtheile des Kerns sich ein Unterschied ereignet, so entstehet ein Unterschied in der Farbe, Grösse und dem Geschmake des Obstes. Könnte man diejenigen Saamenkörner, die alle Bestandtheile des Obstes, von dem sie genommen sind, in genauer Vermischung haben, von andern, denen es daran fehlet, unterscheiden: so würde man eben die Gattung wieder hervorbringen, welche gesäet worden: allein das stehet in unserm Vermögen nicht: und ob man wohl angemerkt haben will, daß bey Schoten tragenden Gewächsen die Kerne, so unten am Stiele liegen, die besten wären, weil sie den aufsteigenden Saft zuerst empfingen: so lehret doch die Erfahrung öfters das Gegentheil, und ich glaube, daß die obersten von den Wirkungen der Sonne und des Thaues besser werden als die untern. Beym Obst ist es schon etwas anders: denn die Frucht der Aepfel und Birnen ist rund oder länglicht, und die Kerne sitzen in der Mitte. Einige Kerne nun geniessen die Wirkungen der Sonne und des Thaues mehr als andere, und davon sind jene allerdings die besten. Da wir solches nun bey dem Obste nicht genau wissen können, auch nicht so genau nehmen: so säen wir die Kerne ohne Unterschied, woraus denn folget, daß man gute und schlechte Gattungen erhält. Da wir nun schon so viele gute Arten von Obste, insonderheit von Aepfeln und Birnen haben: so könten wir ja wohl damit zufrieden seyn; allein warum sollen wir nicht, auch hier immer weiter zu kommen, suchen.

Man

Man weiß, daß die nicht gepfropfte und oculirte Bäume, die von ihren ersten Saamenkernen entstehen, viel dauerhafter als jene sind, man weiß auch, daß, wenn beym Pfropfen der wilde Stamm gespalten, das einzusetzende gute Reis Keilförmig zugeschnitten werden muß, und daß es folglich eine Zeitlang erfordert, ehe es wieder verwächset. Dieses nun machet in dem Stamme eine Verwirrung. Denn ohnmöglich können die Saftröhren und Fibern auf einander treffen: sie müssen gedrehet und verwickelt werden, so, daß der Saft nicht ohne Hindernisse aufsteigen kann. Dazu kommt noch, daß der Stamm und das Reis nicht einerley Saftröhren haben. Geschiehet es nun, daß 2 ungleiche zusammenkommen; so muß sich der Saft stämmen, und die Rinde auftreiben, welches einen Knorpel und gewächshafte Beule macht, so daß öftets der unterste Stamm viel dünner bleibet, als der oberste, woraus ungesunde Bäume entstehen. Dieses hat man bey Bäumen, die blos aus den Kernen gezogen sind, nicht zu befürchten.

Wollten wir nun unsern Nachkommen einen Dienst thun: so könnte es geschehen, wenn wir ihnen nicht allein lauter gepfropfte, sondern auch aus ihren Kernen aufgewachsene Bäume zuzögen. Man wird sagen, sie würden es uns schlechten Dank wissen, wenn wir ihnen lauter solche von Kernen erzogene Bäume hinterlassen wollten, indem darunter viel schlechtes Zeug seyn würde. Allein ich antworte: wo kommen denn die viele unterschiedene Gattungen her? Gewiß

nirgends anders als durch den Saamen. Dieses zu erkennen ist nicht schwer. Man nehme nur die Kerne von guten schmackhaften Arten, die an der völligen Sonne gehangen, schöne rothe Backen haben, und sonst zu ihrer vollkommenen Reife gelanget sind, und säe sie zu gehöriger Zeit in ein fettes Land. Man hebe sie im dritten Jahre aus, versetze sie wieder in ein gutes Land, und lasse sie alda stehen, bis sie die Stärke erlanget haben, daß sie zum Pfropfen tüchtig sind. Das erste Versetzen geschiehet nicht deswegen, als wenn sie dadurch verbessert würden; sondern damit sie hernach Raum genug zu ihrem Wachsthume bekommen. Sind sie nun, wie vorgedacht, zu der rechten Stärke gelanget: so giebt der Augenschein schon, welcher Baum eine gute Frucht bringen möchte, denn das fette Laub und Holz, das schön glatt und ohne Stacheln ist, sind Vorboten guter Früchte; wie wohl wir auch gute Birnen mit Stacheln haben, an der Epine, Ambrelle und andern, wovon die erstere in Frankreich in einem Walde soll gefunden, und hernach durchs Pfropfen weiter fortgebracht worden seyn.

Diejenigen nun, so ein gutes Ansehen haben, kann man ungepfropft fortwachsen lassen, bis sie die ersten Früchte getragen haben. Man wird sehen, daß die schönste neue Gattungen hervorkommen, denen man nach französischem Gebrauch allerhand artige Namen geben kann. Sollten nun einige darunter seyn, deren Geschmack oder Grösse nichts nutzte; so können sie noch allemal gepfropft und bessere Arten darauf gesetzt werden.

Denn

Denn es darf niemand denken, als wenn ich das Pfropfen verachtete. Nein, es werden dadurch die gute Gattungen fortgebracht und vermehret, durch die jetzt vorgeschlagene Art aber kommt man zu neuen Gattungen von Obst und zu dauerhaften Bäumen. Ich habe sonst von Pfirsichbäumen, die man aus den Kernen ziehet, und nicht oculiret, nichts gehalten: allein die Erfahrung hat mich dabey und auch bey andern Arten nunmehro eines andern und bessern belehret.

Von Baumschulen.

Bey Abfassung dieses Aufsatzes habe ich mein Augenmerk nicht auf Gärtner und Gartenwerksverständige, sondern auf Landwirthe gerichtet. Die Baumschulen sind ein beträchtliches Stück bey einer Landwirthschaft, und es ist grosser Vortheil daraus zu ziehen; gleichwohl lehret der Augenschein, wie sehr es vernachläßiget wird. Aus dieser Ursache habe ich mir vorgenommen, den Landwirthen zum Besten eine kurze, doch hinlängliche Anweisung zu geben, und ihnen den Nutzen anzupreisen.

Wer eine Baumschule anlegen will, der erwähle sich einen Ort in seinem Garten, wo gutes Erdreich ist: ist es aber von Natur nicht gut: so dünge man solches mit keinem andern, als ein Jahr auf einem Haufen gelegenen und wohl verfaulten Kühemiste. Sodann schaffe er sich Kerne

von guten Aepfeln und Birnen an, welche man bey Verspeisung des Obsts zu sammlen, oder in Städten von Obsthändlern, Torten- und Kuchenbeckern um ein billiges zu erlangen Gelegenheit hat.

Ist man nun zu einem hinlänglichen Vorrath gelanget: so hebe man sie auf bis zum November, und säe sie alsdenn Reihenweise aus. Auf ein Gebeet das 4 Fuß breit ist, können füglich 4 Reihen gebracht werden. Diese Gebeete halte man vom Unkraute rein, und lockere sie mit Gätehäcklein von Zeit zu Zeit auf. Wenn nun die zarten Bäumchen in diesen Gebeeten zwey oder drey Jahr gestanden: so nimmt man sie im Herbste, etwa im October, heraus, beschneidet die Wurzeln in etwas, schneidet die Pfahlwurzel nicht gänzlich ab, benimmt ihnen auch die kleinen Seitenäste, und setzt sie ordentlich Reihenweise, anderthalb Fuß weit, nach der Schnure wiederum in ein rajoltes Land, läßt sie alda 3 Jahr über stehen, und hält sie von allem Unkraute rein. Hernach können sie zum Theil oculiret, und zum Theil gepfropfet werden. Dieses ist die ganze Handlung dieser Sache, wobey noch folgende Erinnerungen zu machen sind. Zuförderst muß der Erdboden gut und fett seyn. Denn ob gleich einige meinen, Bäume, die in einem fetten Lande gezogen, und hernach in ein mageres gesetzet würden, kämen nicht fort; man thäte daher besser, wenn man junge Bäume in magern Erdreiche erzöge, (wie ich denn viele kenne, die von dieser irrigen Meinung eingenommen gewesen,) so lehret doch

die

die Erfahrung das Gegentheil, und es passet das Gleichniß vollkommen, welches der Herr von Schütz in seinen ökonomischen Bedenken S. 105 davon gegeben hat. Er sagt: „Diese angenom„mene Meinung kommt mir eben so vor, als wenn „jemand behaupten wollte: man muß alles junge „Vieh bey magerer Kost fast verhungern lassen, da„mit die darauf erfolgte reichliche und bessere Füt„terung desto besser gedeyen möge. Was in der „Jugend verbuttet und zum Krüpel worden ist, „das wird sich nimmermehr eines starken und ge„sunden Wachsthums erfreuen können.„ Baumschulen müssen guten und fetten Boden haben, wenn gesunde und schnell aufwachsende Bäume daraus gezogen werden sollen.

Hiernächst muß das Land zur Baumschule rajolet werden. Der tiefe lockere Boden macht, daß der Regen desto besser eindringen kann, und die zarte Wurzeln finden keinen Wiederstand, sich gehörig auszubreiten, und dem Bäumchen Saft zum Wachsthume mitzutheilen. Ferner muß auch in der Baumschule gute Ordnung gehalten, nicht allerley Obst unter einander gemenget, sondern eine jede Sorte Reihenweise alleine gesetzet werden, damit, wenn man hernach pfropfet oder oculiret, in eine Reihe auch nur eine und keine andere Art von Obste gebracht wird. An das eine Ende der Reihe schlägt man einen Pfahl ein, worauf man die Nummer schneidet. Diese Nummer schreibt man in ein Buch, und setzet dabey, was für eine Art des Obstes in dieser Reihe stehe: so sind hernach die unterschiedene Gattungen von

Aepfeln und Birnen leicht zu finden, und wenn man mit Bäumen handeln will, so kann man die Käufer verwahren, die diese und jene Art verlangen.

Damit es aber mit den Pfropfreisern richtig zugehe: so ist es gut, wenn man im Garten Standbäume von allerhand recht guten Arten hat, davon dieselben genommen werden können: denn auch hierinn gehet Betrug und Irthum genug vor, wenn man die Reiser von andern Orten herholen läßt.

Sind nun die Bäumchen gepfropft oder oculiret: so müssen sie auch zu einer geraden Höhe gezogen werden; zu welchem Ende schwache Pfähle beygestecket, und die Bäume angebunden werden müssen. Auch müssen dann und wann, im Herbste oder Frühjahre, die Seitenäste zum Theil abgeschnitten werden. Man hüte sich aber ja, nicht zu viel auf einmal abzunehmen, und sie wie Spießruthen auszuputzen, welches einen grossen Unverstand anzeiget. Ich habe wohl eher gesehen, daß manche, die die Gärtnerey verstehen wollten, mitten im Sommer die Blätter vom Stamme bis fast an die Spitzen abstreifelten, und vermeineten dadurch desto geradere Stämme zu ziehen; allein an deren Statt bekamen sie Krüpel, welche nicht von der Stelle wuchsen, bis sie unten ein paar Zoll über dem eingepfropften Reise, abgeschnitten wurden, damit sie von neuem ausschlagen konnten.

Man hüte sich ferner, keine Bäume aus seiner Baumschule auszuheben und zu versetzen,

bis

bis sie die Stärke eines spanischen Rohres erlanget: denn Spießruthen zu versetzen ist gefährlich, und wenn sie auch anwachsen und grünen: so stehen sie doch lange, ehe sie weiter in die Höhe schiessen, und es wird selten was daraus. Man leidet gewiß keine Einbusse, wenn man die rechte Zeit zum Versetzen erwartet.

Ich habe ein andermal den Vorschlag gethan, daß man die aus guten Obstkernen erzeugte junge Stämme, die ein fettes Laub und Holz haben, so lange stehen lassen sollte, ehe man sie pfropfet oder oculiret, bis sie getragen haben, weil darus gar öfters die schönste Arten hervorkämen: sollten sie aber, wieder Vermuthen, nicht nach dem Geschmacke ausfallen: so ist es noch immer Zeit solche zu pfropfen. Hesse bestätiget diesen Vorschlag im ersten Theile seines deutschen Gärtners S. 221, woselbst er anmerket, was für schöne Gattungen von Aepfeln, Birnen und Pfirschen er solchergestalt erzogen, und wie reichlich er dafür belohnt worden. Der Herr Rathsmeister **Reichart** will zwar im zweyten Theile des Land- und Gartenschatzes S. 32 das Gegentheil behaupten, und nimmt des Herrn **Hofmanns** Meinung in gleichem Falle mit dazu: allein wenn man das Vorhergehende S. 22 erweget, da so wohl Herr **Reichart** als Herr **Hofmann** von wilden Obstkernen reden: so ist es weder meinem noch **Hessens** Satze zuwider: denn von wilden Obstkernen ist kein anders, als wildes Obst zu hoffen. Wollte man solchen Bäumen nach Herrn **Hofmanns** Meinung durch das

öftere Umsetzen helfen: so ist solches ganz vergeblich, und alle Gartenverständige wissen, daß Gewächse, sonderlich Bäume, durch öfters Umsetzen nicht verbessert, sondern verschlimmert werden. Wenn ein einfacher Nelkenstock gleich hundertmal versetzet würde: so bleibet er doch einfach, wenn er nicht endlich gar zu Grunde gehet.

Dieses ist die kurze Anweisung, die ich den landwirthen habe ertheilen wollen.

Nun will ich nur noch von dem grossen Nutzen der Baumschulen etwas anführen. Wenn ihn unsere landwirthe einsähen: so würden wir ohne Zweifel mehrere Baumschulen auf den lande antreffen, als wir wirklich finden, wenn wir sie auch mit des Diogenes laterne sucheten.

Was die Obstgärten bey manchen landgütern eintragen, da öfters etliche 100 Rthlr. blos von dem Ueberflusse des Obstes jährlich gewonnen werden können, ist etwas bekanntes. Wie können sie aber besser eingerichtet und erhalten werden, als wenn man selbst Baumschulen hat, und die beste Arten zu Besetzung der Gärten selbst erziehet. Dadurch erspart man das Geld, wenn man sie von andern kaufen muß, und man wird nicht, wie es sehr oft geschiehet, wenn man an ungewissenhafte Baumhändler kommt, betrogen. Es wachsen auch solche Bäume viel besser an, als diejenigen, die man vom fremden Orten hernimmt. Man darf nicht besorgen, daß die kleine Haarwurzeln unterweges verderben: denn die Bäume können, so bald sie aus der Erde genom-

nommen werden, wieder eingesetzet werden. Wollte nun ein Landwirth nicht allein für sich junge Bäume anziehen, sondern auch andern für Geld überlassen: so würde der Nutzen noch grösser seyn. Es sind mir einige Baumschulen bekant, wo jährlich mehr als 200 Rthlr. daraus gezogen werden. Dazu werden nun zwar grössere Plätze erfordert, und solche, die schon in gutem Stande sind: es ist aber auch der Nutzen einträglich genug, wenn ein Landwirth nur eine kleine Baumschule für sich anleget. Ist er nur einige Jahre im Vortheile, und säet er jährlich nur ein kleines Gebeet guter Kerne aus, so hat er immer jung und alt beysammen. Der so genannte **Parcus** hat in seiner oeconomia in nuce S. 70 nicht unrecht, wenn er behauptet, ein Acker vor 300 Rthlr. könne mit der Zeit durch Erziehung guter Obstbäume zu 1000 Rthlr. genutzet werden.

Der höchstselige Churfürst **August** zu Sachsen hat den Nutzen von Baumschulen wohl eingesehen indem er, wie **Gerber** in seinen unerkannten Wohlthaten Gottes Theil I. S. 906 gedenket, immer ein Säckgen mit Obstkernen bey sich geführet, und sie hin und wieder in seinen Aemtern und Kammergütern stecken, und die Bäume hernach weitet versetzen lassen. Es fehlet nirgends an Plätzen, wo noch eine grosse Menge guter Obstbäume stehen könnte. Sie würden mehr Nutzen schaffen, als die seit einigen Jahren sehr beliebte wilde Castanienbäume, die aber, wie es scheinet, nunmehro ausser Gebrauch kommen wollen.

Eine öconomische gelehrte Gesellschaft zu Florenz hat nebst andern wirthschaftlichen Dingen auch die Verbesserung der Baumschulen zu ihrem Zwecke. Siehe die obersächsische Sammlung St. 29 S. 416. Ich wünsche auch für viele deutsche Gegenden solche gelehrte Gesellschaften.

Versuche und Anmerkungen über Küfners neuerfundene Baukunst von lebendigen Bäumen.

Das Pfropfen der Bäume ist eine sehr alte Erfindung, die aber mit der Zeit immer verbessert worden, und wir sind dadurch zu vielen schönen Obstarten gelanget, die wir sonst wohl gar nicht würden bekommen haben. Der menschliche Witz ist dabey nicht geblieben, sondern hat noch andere Arten der Vermehrung der Früchte erfunden, dahin das Oculiren, Ablactiren, Triangeliren, Incorporiren, und wie sie alle Namen haben, gehören.

Herr **Küfner**, ehemaliger Prediger im Baireutschen, hat sich durch seine 1716 zu Hof im Voigtlande herausgegebene Schrift: **Neuerfundene Pfropf- und Pelzkunst**, bekannt genug gemacht, indem er allerhand Gebäude an Lusthäusern, Pyramiden, Säulen auch Tischen und Bänken durch eine von ihm erfundene Art zu pfropfen zu wege gebracht hat.

Es ist solches vielen und besonders dem ehemaligen regensburgischen Medicus und Verfasser des bekannten Werks: Universalvermehrung aller Bäume ꝛc. D. Agricola, unglaublich vorgekommen, und Herr Küfner hat an diesem einen grossen Widersprecher gehabt. Dem ohnerachtet sind Herrn **Küfners** Erfindungen weit eher auszuführen und brauchbarer als des Herrn **D. Agricola** grosse Wälderanlegung und andere Versprechungen. Es ist wahr, Herrn **Küfners** Erfindungen sind zur Vermehr- und Verbesserung des Obstes eben nicht nöthig, indem das Pfropfen und Oculiren schon genug dazu ist; zudem sind sie etwas mühsam, langweilig und nicht recht dauerhaft; denn die viele Vermischungen der Säfte können wohl kein festes Gewebe machen: es ist aber auch wahr, daß sie eine unschuldige Belustigung der Gartenliebhaber abgeben, indem sie allerhand artige Figuren von lebendigen und fruchttragenden Bäumen ziehen können.

Ich habe die Versuche nach seinem Angeben gemacht, und befunden, daß die Sache sich glücklich ausführen lasse: Es gehöret nur Zeit, Geduld und Fleiß dazu: Für einen Gärtner, der mit vielen Verrichtungen überhäuft ist, dürfte es wohl keine Sache seyn: mich hat blos die Neubegierde zu dem Versuche angetrieben.

Im Jahre 1756 hob ich im Walde einen wilden Apfelbaum aus: er war 3 Zoll im Durchschnitt, und nachdem ich seinen Gipfel bis auf 7 Fuß abgeköpfet hatte, setzte ich ihn an denjenigen Ort, wo er noch jetzo in hiesigem Gärten ste-

het. Im Jahr 1758 pfropfte ich ihn nach Küfners Anleitung S. 60 zur Säule. Ich machte rund um den Stamm herum mit Kreide 10 Abtheilungen. In jede setzte ich vier Reiser rund um den Stamm daß also zusammen 40 heraus kamen. Diese alle setzte ich nach der Vorschrift verkehrt ein, so, daß sie, anstatt in die Höhe zu stehen, nach der Erde zu stunden. Oben in den Stamm setzte ich zwey Reiser von altem Holze in Spalt. Von diesen 40 Reisern blieb nur ein einiges aussen; die andern aber kamen alle und wuchsen frisch heran, und in dem jetzigen 1759 Jahre waren schon einige Blüten am Baume zu sehen, die aber wegen der erfolgten späten Nachtfröste nicht zur Vollkommenheit kamen. Da ich nun im vergangenen Frühjahre diese Reiser bis auf drey Augen abgeschnitten: so sind sie diesen Sommer so dichte wieder aufgewachsen, daß der Baum einer grünen Säule ähnlich siehet, und die daran befindlichen Fruchtäste lassen mich hoffen, im künftigen Jahre Früchte davon zu sehen.

Warum müssen aber die Reiser verkehrt, und nicht aufrecht versetzet werden? Ich antworte, daß dieses zur Fruchtbarkeit gar vieles beyträgt. Denn da sie unterwärts eingeschoben werden, und der daranf erfolgende junge Wuchs sich nach der Höhe und luft, wie alle andere Gewächse, sich richten: so machen sie eine solche Krümme. Hier werden die Saftröhren gedruckt; es findet der auffsteigende Saft einige Hinderniße, daß er nicht zu mächtig durchdringen kann; folglich kann er keine starke, sondern lauter schwache

Frucht-

Fruchtäste machen; die gröbere Theilgen müssen zurückbleiben, und nur die zarten und reinen, die zu Früchten gewidmet sind, durchgehen. Allein Gärtnern ist bewußt, daß von starken Reisern keine Früchte zu hoffen, sondern daß selbige nur die Figur des Baumes machen müssen; die schwachen aber Fruchtäste gebähren, folglich ist es nöthig, daß solche nicht aufrechts eingeschoben werden: denn sonst würden sie zu stark ins Holz wachsen, keine gute Figur machen, und wenig oder gar nichts tragen. Hier findet die Meinung des Herrn **Hales** in der Static der Gewächse statt, daß wenn der Saft sich drängen und wenden müsse, solches zur Fruchtbarkeit helfe.

Ich habe aber oben bey der Behandlung vergessen zu sagen, daß ich Baumwachs auf Leinewand als ein Pflaster gestrichen, solche in gehörige Länge und Breite geschnitten, und rund herum um die eingeschobene Reiser etwas scharf angezogen und angeleget, selbige hernach mit einer Weide oder Bast gelinde umwunden, auch bey trockenen Wetter des Tages ein- oder auch zweymal mit Wasser bespritzet habe. Denn ich halte davor, daß das Bespritzen der erstgepfropften Reiser ungemeine Dienste thut, und man sollte bey Baumschulen im trockenen Wetter dieses niemals unterlassen. **Hales** stimmet mit mir überein, indem er daß Bespritzen oder auch das Bereiben der Stämme mit einem nassen Lappen anpreiset. Denn hierdurch werden, nach des du Hamel Meinung, die häufige Ausdünstungen zurückege-

rückegehalten, welche sonst bey trockenem Wetter den Wachsthum hindern.

Was nun des Herrn **Küfners** Erfindungen weiter anlanget: so muß ich gestehen, daß ich aus Mangel der Zeit und Gelegenheit keine weitere Versuche nach seiner Angabe gemacht habe; glaube aber, daß sie allerdiengs auszuführet sind.

Unter andern preiset er die Vogelbeer- oder Ebereschbäume zu dieser Verrichtung an, und es hat seine gute Richtigkeit, daß dieser Baum Aepfel und Birnen willig annimmt, allein man kann sicher glauben, daß die darauf gewachsene Früchte einen herben Geschmack bekommen. Ich kann leicht sagen, woher dieses rühret. Wollte man es dem wilden Stamme, der von Natur eine herbe Frucht hervorbringet, zuschreiben: so könnte man dagegen einwenden, ein Zweig von einer süssen Frucht, in einen sauren wilden Apfel- oder Birnstamm eingepfropfet, bleibe doch süsse und schmackhaft, warum sollte also dieses nicht auch bey den Ebereschbäumen geschehen? Ich bekenne meine Unwissenheit gar gerne, und muthmasse nur, daß ein Ebereschbaum durch seine weite Saftröhren viel grobe Theile an sich ziehe, die seine grossen Blätter zum Theil verzehren: da aber die eingesetzten Reiser von guten Aepfeln und Birnen, solch grosses Laub nicht haben, welches die groben Theile verzehret: so müssen selbige mit in die Frucht gehen, und ihr einen herben Geschmack geben. Denn da nur die alleredelste, reineste und zarteste Theilchen die Früchte machen,

so

so scheinet das, was ich angeführet habe, daraus zu folgen: Jedoch es ist, wie gesagt, dieses nur meine Muthmassung, und ich würde, es nicht berühret haben, wenn mich nicht eine Erfahrung darauf geführet hätte. In einem mir sonst anvertrauten Garten hatte ich unter andern Franzbirnbäumen etliche, die die Franzosen orange masqué zu nennen beliebet haben, und deren guter Geschmack Kennern des Obsts nicht unbekannt ist. Einer darunter brachte, ohngeachtet alle in einerley Grunde standen, eine etwas herbe und von den andern dem Geschmacke nach ganz abweichende Frucht hervor. Ich wunderte mich darüber, und glaubte, es müsten zwey dergleichen dem äusserlichen Ansehen nach unterschiedene Arten seyn: allein meine Verwunderung hörte auf, als ich nach etlichen Jahren unten am Stamme junge Ebereschenzweige hervorwachsen sahe. Nun merkte ich den Irthum, und sahe ein, daß diese Birne auf einen solchen Stamm gepfropfet war, und davon den herben Geschmack hatte.

In meinen jüngern Jahren sahe ich bey einem Bauersmanne, daß er solche ziemlich grosse Bäume mit Birnen bepfropfte, welche alle frech daher wuchsen; um ihren Geschmack aber bekümmerte ich mich damals nicht.

So viel ist gewiß, daß dieser Baum alles Obst gerne annimmt, sonderlich Mespeln. Da dieses eine herbe Frucht ist, die nicht eher eßbar wird, als wenn sie einigermassen in die Gährung gegangen ist, oder wie man es nennet, teig gewor-

den: so verlieret sie dadurch ihren herben Geschmack, und wird annehmlich zu essen.

Von der Behandlung des Weinstocks, nach des Herrn Pastor Wahls Angeben.

Ew. ꝛc. sende nebst schuldigstem Danke den neunten Band der leipziger ökonomischen Nachrichten wieder zurück. Der Aufsatz auf der 104 S., so von dem Herrn Pastor **Wahl** herrühret, und von der Behandlung des Weinstocks Nachricht giebet, hat mir so wohl gefallen, daß ich nicht umhin gekonnt, Ew. ꝛc. meine Gedanken hiervon kürzlich anzuzeigen. Die von dem Herrn Verfasser durch die Kunst gemachte Knoten müssen allerdings die Fruchtbarkeit des Weinstocks zuwege bringen: denn da derselbe ein sehr saftiges Rankengewächse und zu dem Ende von der weisen Einrichtung des Schöpfers mit weiten Saftröhren versehren ist, die, zumal wenn sie in einem guten, fruchtbaren und fetten, dabey etwas feuchten Erdreiche stehen, eine grosse Menge Saft durch die Wurzeln an sich ziehen: so verursachet solches, daß sie stark ins Holz und laub treiben müssen; aber desto weniger Früchte bringen. Die von dem Herrn Pastor **Wahl** gemacht Knoten aber werden das erste verhinden, und das letztere vermehren; indem der in Menge aufsteigende

Saft

Saft durch die Knoten gehindert wird, daß er nicht mit solcher Stärke fortgehen kann, sondern einigermassen aufgehalten wird. Die Luftlöcher (Pori) werden in dem Absatze oder Knoten gekrümmet; sie sind verwirret; der Saft muß sich zwingen; er wird aufgehalten, daß er nicht zu heftig durchgehen kann. Inzwischen da diese Knoten einigen Aufenthalt verursachen, müssen die gröbern Theilgen, die nur mehr Holz und Laub machen, zurückebleiben. Diese Knoten sind überdies gleichsam die Seigerung, wodurch der aufsteigende Saft gereiniget wird. Je mehr Knoten nun die Säfte durchgehen müssen, desto mehr gröbere Theile bleiben zurück. Ein Wasser, so in Röhren in einer geraden Linie fortläuft, führet die Unreinigkeiten mit fort, wenn es aber viele Winkel machen muß, verlieret es vieles von seiner Stärke, und da wo es Krümmen machet, setzen sich die erdigte Theile, und bleiben zurück. Ich sollte fast muthmassen, daß diese bey den Weinstöcken und gepfropften Bäumen gemachte Knoten, von diesen zurückgebliebenen gröbern Theilgen entstünden, indem sie die Rinde aufschwellen: doch das ist nur meine Muthmassung, was ich aber jetzt anführen will, bestätiget meinen Satz; ein Ast an einem fruchtbaren Baume, es sey Apfel oder Birn, der krumm gebogen wird, trägt allemal mehr Früchte, macht aber weniger Laub und Holz, als ein anderer, der aufrecht stehet; und die sogenannte Bogen, wie sie von den Weinbergsmeistern genennet werden, da eine Rebe krumm gebogen wird, und mehr Früchte

bringet, als gerade aufwachsende, erweisen solches gleichfals. Was kann wohl davon die Ursache seyn? nach weniger Einsicht keine andere, als daß durch des Krumbiegen die Saftgänge gezwenget und gepresset oder zusammengedrücket werden; daß also nach meiner obigen Meinung die gröbern Theilgen zurückebleiben, und nur die zartesten, die zum Früchten gewidmet sind, aufsteigen. Die übrige Vortheile, so der Herr Verfasser S. 12 angiebet, müssen nothwendig daraus erfolgen. Denn da der allzu starke Saft einigermassen geheimmet wird: so folget, daß kein überflüßig starkes Holz wächst, und der Raum erspäret, das Uebrige aber eher reif wird, welches, ob es gleich der Herr Verfasser noch nicht für gewiß sagen will, doch seine Richtigkeit hat: denn allzusaftig wachsende Weinstöcke werden bey kühlen und feuchten Sommern selten reifes Holz bekommen. Dieses erfahre ich an hiesigem Orte, an einer mit Wein bepflanzten Laube, allwo der Grund fett und feucht ist. Ob aber diese Behandlung der Weinstöcke dauerhaft sey, stellet der Herr Pastor noch in Ungewißheit. Es käme auf einen Versuch an, und ich werde mit unserm Winzer Versuche dießfalls anstellen, und sehen, wie weit es in den Weinbergen damit glücken wird. Zum wenigsten sollten sich ja noch wohl Mittel finden, einen solchen von Kräften kommenden Weinstock, durch Abnehmung einiger Früchte und Holzes auch kurzes Abschneiden, benebst guter Düngung wieder zurechte zu helfen. Es ist wahr, ein Baum der jung anfängt, alle Jahre und reich-

lich

lich Früchte zu tragen, wird nicht alt, indem er trägt und kein neu Holz macht; allein es finden sich allezeit Ursachen, wovon es herrühret; entweder die Hauptwurzel oder der Stamm hat Schaden, oder ein allzu dünner und kiesigter Erdboden hat Schuld. Schneidet man ihm aber seine Krone ab, wodurch der Saft zusammen gehalten wird: so treibet er junges Holz, und erholet sich wieder. Ich halte also die Erfindung des Herrn Pastors für vernünftig und in der Natur gegründet. Nur weiß ich noch nicht, wie weit es damit in Weinbergen zu bringen seyn werde? Denn die Versuche sind von demselben an Häusern und Blanken vermuthlich im Garten gemachet worden, wo freylich der Weinstock besser Erdreich als in felsigten und dürren Weinbergen hat, da er wegen Ermangelung vieler Feuchtigkeiten dürftiger wächset. Indessen ist die Sache doch im Garten nützlicher zu brauchen: es hat mir auch des Herrn Pastors Art, den Weinstock zu beschneiden, nicht weniger gefallen, da er von der sonst gewöhnlichen Weise abgehet und solches nicht eher vornimmt, als bis alle Augen an demselben völlig aufgebrochen, und man die, nach der Winzer Sprache, **ausgehende Träublein** erkennen kann. Seine angebliche Vortheile sind gegründet, und wie ich vernehme, soll es an manchen Orten, als bey Zeitz auch üblich seyn. Die Regeln, die er ferner bey Wart- und Pflegung derselben vorschreibet, sind nützlich und gut, absonderlich beym Weine im Garten. Auch bin ich desselben Meinung S. 116, da er nicht erlaubet ein Blatt von

den Stöcken abzubrechen, völlig zugethan, und muß bekennen, daß mich die Erfahrung zu einem starken Eiferer für diese Sache gemacht hat. Ich kann dieses Abbrechen der Blätter nicht dulden. Es ist schädlich, zumal wenn es mit Unverstande geschiehet. Ich habe den Schaden davon vielmals einzusehen Gelegenheit gehabt. Ich bin ꝛc.

Von grossen Gartenerdbeeren.

Die grossen Gartenerdbeeren sind eine angenehme und wohlschmeckende Frucht, und verdienen es schon, daß man ihrer in einer Sammlung öconomischer Schriften ausführlich gedenket. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß die meiste Bücher, so von Küchengewächsen handeln, und in der That keine kleine Sammlung ausmachen, wenig oder nichts davon besagen; und wenn es auch in einem oder dem andern geschiehet: so ist es doch entweder viel zu allgemein, oder sehr unrichtig. So macht sie z. B. **Schwimmer** in seinem physicalischen Gartenbuche S. 49 und 65 zu einem Mondgewächse, und stehet in den Gedanken, daß die taubblühende Erdbeeren von denjenigen Ranken herkämen, so im wachsenden Lichte gegen den vollen Mond ausliefen; hingegen die, so im letzten Viertel ausliefen, tragbar würden. Heinrich Hesse in seinem teutschen Gärtner B. III. S. 209 giebet meines Erachtens

noch

noch die beste Nachricht davon, wenn man dasjenige darvon wegnimmt, was er gleichergestalt dem Monde zuschreibet. Wie reimet sich aber seine mit Schwimmers Meinung? dieser sagt, das diejenige Ranken, so im wachsenden Lichte ausliefen, taub wären; Hesse hingegen will, man solte sie im wachsenden Lichte verpflanzen. So übereinstimmend sind auch die andern, die den Mond und andere Himmelszeichen bey Säung und Verpflanzung der Gewächse zu Hülfe nehmen. Doch mein Vorsatz ist es nicht, diese Tage und Stundenwähler zu bestreiten. Meine Erfahrungen haben mich gelehret, daß alle diese nichts anders thun, als daß sie nach den Schatten greifen: vielmehr will ich zu meinem Zwecke schreiten, und einen kurzen doch gründlichen Unterricht von gedachten Erdbeeren geben.

Die Erdbeeren, davon mir 3 Arten bekannt sind, als erstlich die grose, sodann die weise und endlich eine kleine Gattung, deren Blätter grüner auch mehr gezacket sind als der ersten ihre, und deren Früchte auch kleiner, an der Farbe hellroth und eines etwas säuerlichen Geschmackes sind, erfordern einerley Wartung. Wer nun selbige in seinem Garten anbauen will, dem rathe ich die erste Art zu erwählen. Das Land dazu muß nicht mager, auch von Quecken und andern Unkraute gereiniget seyn. Hat man einen solchen Platz im Garten, da sie die Sonne nur Vormittage, nachhero aber Schatten haben, so ist das eine gute Gegend. Ist nun das Land gegraben: so theile man Gebeete, jedes von 4 Fuß, ab, ma-

che solche mit dem Rechen eben, und pflanze auf jedes Gebet 4 Reihen, daß also selbige etwas weniger, als einen Fuß weit von einander kommen, und giesse sie an: denn ein Gärtner muß alles, was er pflanzet, gleich angiessen: dadurch setzet sich die Erde fest an die Wurzeln, und es hat sonst seinen guten Nutzen. Die Zeit, wenn solches geschehen muß, ist die Mitte des Augusts, oder längstens die Mitte des Septembers, damit sie noch im Herbste anwurzeln; denn wo es später geschiehet, werden solche im Winter vom Froste herausgezogen, und man hat künftigen Sommer keine Früchte davon zu hoffen. Ist nun solches geschehen: so lasse man sie ohne weitere Bemühung stehen; nur daß man solche vom Unkraute reinige. Ich habe, damit ich auch das Land im Winter nutzen kann, etwas Rabunzensaamen dünne darauf gesäet, die dann des Winters und im Frühjahre hinweggestochen werden, folglich den Erdbeeren gar nichts schaden. Hesse will zwar, daß man sie im Winter mit langen Miste überdecken solle; allein es ist unnöthig. Sind nun die Rabunzen abgestochen: so lockert man das Land mit einem kleinen Gäthehäcklein wieder auf, und giebet Achtung, wenn sie im Monat May blühen, ob auch taubblühende darbey sind. Denn dieses kann man gar leicht erkennen. Diejenigen, so Früchte bringen werden, setzen ihre kleine Beerchen schon an; die tauben aber haben einen schwarzen Punkt in der Blüte, welche zusammt der Wurzel, ohne alle Barmherzigkeit müssen heraus gerissen werden: den hiervon ist

kein

kein Nutzen zu hoffen. Im Junius werden sie meistentheis verblühet haben, und die Beeren werden anfangen zu wachsen. Hier ist nun ein Zeitpunkt, da man aufmerksam seyn muß. Denn um dieselbe Zeit pflegen öfters die Regen aussen zu bleiben, und da geschiehet es, daß die kleine Beeren von der Sonnenhitze hart gemacht werden. Sie bleiben sodann in Zunehmung ihrer Grösse stille stehen, und werden sehr klein, ja die mehresten kommen gar nicht zur Vollkommenheit. Die Ursache mag meines Erachtens seyn, daß, da sie ein wäßeriges Gewächse sind, sie bey trockenem Wetter mehr ausdünsten, als wenn sie die nöthige Feuchtigkeit erhalten können; dahero muß man ihnen hierinn zu statten kommen können, und sie zur selben Zeit zum wenigsten die Woche zweymal tüchtig giessen. Ich sage tüchtig: denn wenn es nur oben hin geschiehet, so daß nur das Erdreich obenher eine andere Farbe vom Wasser bekommt, folglich dieses nicht zur Wurzel dringet: so ist es ganz vergebens. Die Erfahrung hat mich hierinnen mit Schaden klug gemacht. Ich mache aber billig hier eine Ausnahme. Denn in einem kalten und feuchten Erdreiche hat man es nicht nöthig. In dem mir ehemahls 15 Jahr anvertrauten Garten, welcher kalt und feuchte war, brauchte ich solches gar nicht; worauf ich mich in hiesigem hitzigen Boden anfänglich verließ. Es wurde mir gesagt, daß man sich erinnern könnte, nur ein einziges Jahr gute Erdbeeren gehabt zu haben; vielleicht bey einem nassen Sommer; es zeigte sich aber gar bald, daß man das

Begiessen nicht schonen dürfe, und sodann war ich auch glücklich. Ein jeder nun, der gute Erdbeeren essen will, muß die Beschaffenheit seines Erdreichs wohl beobachten, und diese Arbeit nicht versäumen. Ich mache hier eine kleine Ausschweifung. Jedermann weiß, daß die Erdbeeren in den Wäldern wild wachsen. Das gemeine Volk theilet sie in zwey Gattungen, nemlich die gewöhnliche, und die, so man Knackelbeeren, nennet. Es ist aber einerley Art; die so genante Knackelbeeren wachsen nur an Bergen und leeren Plätzen, wo wenig oder keine Büsche stehen, und sind folglich der Sonnenhitze ausgesetzet. Da nun durch die beständige Wärme die wäßerigten Theilchen ausdünsten: so bleiben sie klein und trockner, folglich so hart, daß sie gleichsam knacken. Man trift sie aber sehr sparsam an, indem die meisten verderben, wie bey unsern grossen Gartenerdbeeren geschiehet, wenn das Begiessen versäumet worden. Damit ich nun wieder auf die fernere Wartung der Gartenerdbeere komme: so ist gewiß, daß, wenn solche mit dem Begießen wohl gewartet worden, sie im Julius die schönste Früchte hervorbringen werden; manche pflegen kleine Stäblein daran zu stecken, und sie daran zu binden, damit sie nicht von den kleinen Schnecken angefressen, noch auch vom Staube besudelt werden. Es ist mühsam, und hat einigen Nutzen; allein daß ist auch gewiß, daß sie, wenn sie unter dem Laube stecken bleiben, viel grösser werden. Der Staub kann mit Wasser abgewaschen werden: der Schade, den die Schnecken thun, ist

auch zu verschmerzen, doch überlasse ich einem jeden seinen Willen. Sind nun die Früchte abgenommen: so müssen die ausgelauffene Ranken alle abgerissen werden. Man fährt auch darmit bis zum September fort. Dieses kann auch vor der Reife geschehen. Wenn man es unterlässet: so werden alle diese Ausläufer Wurzel schlagen, und alles in einander wachsen, so daß es gleichsam ein Filz und das Wachsthum derselben gehindert wird, daher keine rechte Früchte davon zu gewarten sind. Kommt nun der November herbey: so überstreue man sie mit Tauben- oder andern Miste, damit im Winter die Düngung durch die Feuchtigkeit in das Erdreich gebracht werde. Im Merz oder April nimmt man den Mist wieder weg, und hacket mit einem kleinen Häcklein den übrig liegenden kleinen Mist unter; das Auflockern der Erde ist ihnen auch ungemein nützlich. Wenn sie nun im May wieder blühen: so durchsehe man sie, ob auch noch taubblühende darbey sind, damit solche herausgerissen werden. Und so verfähret man alle Jahre mit ihrer Wartung. Das 2. 3. auch 4te Jahr nach ihrer Verpflanzung werden sie viel bessere und mehrere Früchte bringen als das erste. Alsdenn nehme man sie heraus, und pflanze andere. Ich theile meine Erdbeerländer in 3 Theile, so daß ich ein- zwey- und dreyjährige habe. Hat ein Gebeet 3 Jahr gestanden: so rajole ich es, (denn das blosse Umgraben nutzt nichts,) und pflanze andere darauf, und so verfahre ich alle Jahre, und habe immer junge, mittlere und ältere beysammen. Man möchte aber

fragen:

fragen: woher kommen doch die taubblühenden? Ich antworte: aus ihrem eigenen Saamen. Denn da diese Beeren voller kleinen Saamkerner sind: so geschiehet es, daß diese von denen von Schnecken angefressenen oder sonst zurückgebliebenen Beeren ausfallen und aufgehen. Gleichwie nun bey vielen Gewächsen, sonderlich bey den Blumen nicht alle gefüllte hervorbringen, obgleich der Saame von lauter vollen genommen, eben so ist es auch beym Obste. Ob man gleich von dem schönsten Kern- und Steinobste säet, werden sich doch viele wilde darunter befinden. Es fehlet meiner Meinung nach, diesen Kernern an der innerlichen Beschaffenheit ihrer Bestandtheilchen, die nicht in gehöriger Verhältniß anzutreffen sind. Man versuche es nur, nnd lasse einem tragbaren Erdbeerstocke seine Ranken im zunehmenden und abnehmenden Monde auslaufen, und verpflanze solche; sie werden einer wie der andere tragbar bleiben, folglich beruhet die gemeine Meinung, die ich davon oben angeführet habe, in der Einbildung. Schlüßlich erinnere ich noch, daß manche das Kraut, wenn die Früchte ab sind, mit einer Sichel abschneiden; allein ich widerrathe dieses: denn da werden sie vom neuen wieder anfangen zu treiben, ja wenn ein nasser September kommt, gar wieder blühen: dadurch aber schwächen sie sich, und es wird ihr künftiger Wachsthum verhindert. Besser thut man, wenn man das Kraut stehen lässet, bis es selbst zu seiner Reife kommt, und sodann im October abräumet.

Kurz:

Kurz: wer in seinem Erdbeerbaue glücklich seyn will, der erwähle sich:

1. gutes Land, das nicht mager ist, und nur einen halben Tag die Sonne hat,

2. schaffe sich tragbare Pflanzen an,

3. pflanze sie im August oder September,

4. durchsuche sie in der Blüte, ob taube darbey sind,

5. versäume das Gießen im Junius nicht,

6. ranke sie fleißig,

7. überdünge sie im Herbste mit kurzen Miste,

8. schneide das Kraut nicht eher ab, bis im Herbste, und

9. pflanze sie alle drey oder längstens vier Jahre um.

Von der rechten Zeit, den Sommer-Rübsaamen zu säen.

Ew. ꝛc. haben in dem 5ten Theile Ihrer Sammlung meinen Aufsatz vom Baue des Sommerrübsaamens einrücken lassen. Ich habe darinn für die beste Bestellzeit desselben die Tage gegen Petri Pauli angegeben. Nachher habe ich in den braunschweigischen Anzeigen vom

Jahre

Jahre 1758, Stück 83 gelesen, daß ein Ungenannter die Frage: ob der Sommerrübsaamen schlechterdings um Johannis gesäet werden muß? aufgegeben, und selbige zugleich beantwortet. Der Verfasser meinet, daß diese Zeit gar nicht vortheilhaftig wäre, und weil dieser Rübsaamen ein Sommergewächse wäre: so könne er auch zu allen Zeiten vom Frühjahre an, den Sommer hindurch gesäet werden: allein obgleich wahr ist, daß es ein Sommergewächse: so folget doch nicht, daß es zu allen Zeiten könne gesäet werden. Wir haben viel dergleichen Gewächse, bey welchen allein eine gewisse Zeit beobachtet werden muß, und es sind nur wenige, die man aller 4 Wochen, wie den Sallat u. a. säen kann. Der andern ihre Zeit ist durch die Erfahrung schon bestimmt. Z. B. weisse Rüben und Rettige werden nach Pfingsten und gegen Johannis gesäet; warum thut man es nicht auch im Merz und April? Antwort, darum, weil die Erfahrung lehret, daß sie sodann in Saamen schiessen und nichts daraus wird. Gurken, Schminkbohnen u. a. haben ebenfalls ihre eigene Zeit, und ein jeder Gärtner weiß, wie übel er dabey fähret, wenn er sie zur unrechten Zeit säet. Und so hat auch der Sommerrübsaamen seine Zeit. Es ist daher ganz unrichtig, wenn der Verfasser vorgiebt, man solle ihn in den Monaten April und May säen lassen: da wäre noch Feuchtigkeit in der Erde, und der Erdfloh thun ihm keinen so grossen Schaden. Nein, mein Herr, zu dieser Zeit ist es noch viel zu kalt für dieses Gewächs, welches die Erfahrung wohl leh-

ren wird, wenn Sie es versuchen wollen. Und gesetzt auch, es verhielte sich nicht also, wie es sich doch wirklich verhält: so muß dieser Saame gewöhnlicher Weise 4 Monate Zeit haben, ehe er zu seiner Reife kommt. Fiele nun die Sommerrübsaamenerndte solchergestalt nicht in die Heu- oder völlige Getreideerndte? wie wollte aber da der Landman zu rechte kommen, wo er vielen solchen Saamen bauet? und wie würde es um seine Blüte aussehen, da bekanntermassen in den Monaten Junius, Julius und August die Mehlthaue und Nessen gar häufig sind, die die Blüte gänzlich verderben würden. Ein augenscheinliches Beyspiel haben wir in diesem 1759 Jahre gesehen, da ein gewisser Pachter seinen Rübsaamen etwas zu früh bestellet hatte, welcher daher von den Nessen ganz und gar verderbet wurde; zu geschweigen, wie leicht die zarte Blüte von der Hitze in diesen Monaten verderben kann. Man wird solches an den Erbsblüten gewahr, die doch schon von einer gröbern Beschaffenheit sind.

Was den Erdfloh anlanget: so ist solcher im Frühjahre eben so wohl da, als um Johannis, und wer weiß nicht, was diese gefräßige Thiergen an den gesäeten jungen Pflanzen im April und May für Schaden anrichten? Hiernächst so brauchet auch dieser Saamen zum Aufgehen wenig Feuchtigkeit. Wenn er in die frische Furche gesäet wird, und man gleich hinter her die Walze gehen läßt, behält er so viel Feuchtigkeit, daß er in 5 bis 6 Tagen aufgehet. Ueberdieß hat ein Landwirth im Frühjahre mit Bestellung der

Som-

Sommerfrüchte seine Hände voll zu thun: ich sehe aber nicht, was er bey! Zurechtmachung des Ackers zu dieser Saat, um Johannis versäume? Der Mist dazu wird im Winter hinausgefahren; so bald es zu Wettertagen gehet, wird er von Anfange der Sommerbestellzeit eingepflüget; wenn dieses vorbey, wird zum andernmale geackert, sodann gegen Johannis zum drittenmal gepflüget, und der Rübsaamen in die Erde gebracht. Alsdann ist die Arbeit daran gethan, bis der Rübsaamen abgebracht worden, da sodann der Acker zum 4tenmal umgestürzt wird. Müssen nicht die braachliegenden Aecker eben so vielmal bearbeitet werden? Sollte es nun auch geschehen; daß Mißjahre die aufgewendete Mühe nicht belohneten, welches doch eben nicht allzu ofte vorfällt; was hat der Hausvater für Schaden davon? Keinen, als daß er den wenigen Saamen einbüsset. Müssen wir auch nicht zufrieden seyn, wenn uns Gott an unsern Früchten Mißjahre giebet? Die Regen fehlen zwar meistentheils vor Johannis; aber nachher finden sie sich ein: und der Rübesaamen braucht auch nur wenig Feuchtigkeit, so geht er auf, und wächset bey der zu solches Zeit gewöhnlichen Wärme den Erdflöhen aus den Zähnen, die so genannten Pfeiffer zeigen sich im September, da der Saamen Schoten bekommt: aber sind sie denn etwa vorher auch da? O! ja. Denn man weiß, daß derjenige Saamen, der noch vor dem Tag Petri Pauli gesäet worden, von dieser weissen Made allezeit Schaden gelitten; hingegen derjenige, der etwas später gesäet worden,

gar

gar keine Anfechtung von ihnen gehabt. Wer die gute Herbstwitterung vorhersehen könnte, und also seinen Saamen noch später bestellete, der würde von diesem Ungeziefer gar befreyet bleiben. Es ist wahr, der Wind richtet bey der Erndte öfters Verwirrung an: allein muß man solches nicht auch gar oft zu Ende des Sommers gewärtig seyn? zudem kann man diesem Uebel zuvorkommen, wenn des Morgens nur so viel abgehauen wird, als man den Tag über gedenket zu dreschen; wir haben es zum wenigsten in Thüringen so gemacht. Der annoch stehende Saame leidet keinen Schaden, und man darf gar nicht sorgen, daß er wie der Weitzen vom Winde ausgeschlagen wird. Wie wollte der Landmann zurechte kommen, wenn er diesen Saamen zu verschiedenen Zeiten säen wollte? würde er nicht seine Arbeit vervielfältigen? Im Herbste hat er alles andere Getreide in seiner Scheure und nur mit der Bestellezeit zuthun. Diese wird durch die Rübesaamenerndte nicht unterbrochen: denn so bald ein Ackerstücke von Rübesaamen leer ist: so gehet schon der Pflug da hinter her, und gesetzt auch es blieben ein oder mehrere Stücke liegen: so können sie im Frühjahre mit Sommerrocken oder Gerste bestellet werden; ich weiß mich aber nicht zu besinnen, daß solches in Gegenden, wo er sehr stark gebauet wird, aus Noth geschehen wäre; mit Vorsatz kann es wohl geschehen seyn. Gesetzt auch, daß er wieder alles Vermuthen nicht reifen wollte: so kann man ihn in der Gelbreife, wie man es nennet, abmachen, und in Haufen

bringen, immassen auch dieses an manchen Orten gebräuchlich ist; da er denn auf einander entbrennet, vollends reifet, und im Winter gedroschen wird.

Der Herr Verfasser meinet auch, daß durch seinen Vorschlag der Theurung des Sommerrübesaamens abgeholfen werden könne: allein der Landwirth, der ihn bauet, siehet es lieber, wenn er etwas mehr als weniger gilt: ich weiß mich aber auch zu besinnen, daß bey guten Jahren der Saame doch sein Geld gegolten hat. Man hat solches dem Mangel des Fischthrans, und dem Mißwachse des Winterrübsaamens zugeschrieben.

Ferner giebt der Herr Verfasser vor, daß er öfters um Martini noch im Felde gestanden: allein in Thüringen weiß ich mich dessen nicht zu besinnen, es müste denn der Saame einem sehr nachläßigen Hauswirth zugehöret haben. Bey einem grossen adelichen Gute habe wohl einmal ein ganzes Gebreite in Geschwaden liegen sehen, die wegen Mangel der Arbeiter nicht hatten eingebracht werden können: dennoch aber wurden sie bey nachherigen guten Wettertagen noch gut eingebracht, und der Acker auch bestellet.

Es bleibt also wohl die beste und vortheilhafteste Zeit den Sommerrübsaamen zu bestellen, die Zeit gegen Johannis und Petri Pauli. Auch 8 Tage vor Johannis ist schon zu bald.

Ich bin keiner von denen, die über die alte Gebräuche ohne Ursache fest halten. Nein, diesen Abgott bete ich nicht an. Es wäre zu wün-

schen,

schen, daß man in vielen Stücken von der unvernünftigen Verehrung alter Gewohnheiten abgienge: allein hier muß die alte Gewohnheit nothwendig beybehalten werden.

Was der Herr Verfasser von einem adelichen Landwirthe angeführet, daß er den Sommerrübesaamen im Frühjahre gesäet, und er wohl gerathen wäre, davon bin ich nicht überzeuget, habe vielmehr in meinem erstern Aufsatze das Gegentheil dargethan. Ein in diese Gegend gekommener neuer Landwirth säete ihn 2 Jahr hinter einander mit der Gerste aus: allein er ward mit Schaden klug, ließ davon ab, und blieb bey dem alten Herkommen.

Vom Roste an den Nelken, der Ursache desselben, und den Mitteln dagegen.

Ich bin von einem grossen Nelkenfreunde ersuchet worden, meine Gedanken vom Roste der Nelken zu entwerfen. Diese schöne Blumen sind auch vielen Landwirthen eine Augenweide, und ich kenne deren viele, die jährlich manchen Thaler Geld dafür ausgeben, und das zwar darum, weil sie ihnen den Sommer über wieder verderben, daher sie sich im folgenden Jahre immer wieder neue anschaffen müssen. Ich glaube daher, daß mehrern ein Gefallen geschehen wird,

wenn sie in einer ökonomischen Sammlung eine kurze Abhandlung lesen, wie sie das Geld ersparen, und zu andern Zwecken anwenden können. Insgemein klagen sie über den so genannten Rost, und es ist wahr, daß diese Krankheit vielen schönen Blumen den Tod zuwege bringet. Ich werde also erst von den Ursachen dieses Uebels, und sodann von den Hülfsmitteln dagegen zu reden Gelegenheit nehmen.

Es ist aber hier die Rede hauptsächlich von Nelken, die in Scherben oder Töpfen aufbehalten werden; von denen, die man ins Land setzet, werde ich am Ende besonders handeln.

Der Rost entstehet aus zweyerley Ursachen, theils von der Nässe, theils von der Dürrung. Das erstere geschiehet, wenn die Scherben zu viel Feuchtigkeit halten, welche bey warmen Wetter leicht in eine Gährung geräth, zumal wenn die Erde fein fett ist. Dadurch nun werden die zarte Wurzeln angegriffen, daß sie anfangen zu faulen, folglich verdirbet der Stock endlich gar. Es geschiehet solches aber vornemlich in den Blumentöpfen, welche fest gebrennet sind, dahin auch die so genannte steinernen gehören. Man kann diese Scherben gar eigentlich kennen. Wann sie vom Töpfer kommen, sind sie inwendig ganz schwarz, auch meistentheils krum gelaufen, weil sie dem Feuer zu nahe gestanden haben, und diese muß man vermeiden. Es trägt auch vieles zu diesem Uebel bey, wenn die Töpfer bey Verfertigung derselben gar zu enge Löcher zum Ablauf des Wassers in den Boden machen, die sich

hernach

hernach leichte verstopfen. So kann der Rost von der Nässe entstehen, jedoch geschiehet dieses nicht so gar häufig, zumal bey uns, da wir nicht so sehr über allzustark gebrannte Gefäße zu klagen Ursache haben.

Viel öfter wird der Rost durch die Dürrung verursachet, und hier versehen es wohl die meisten Nelkenfreunde. Sie dürfen nur einmal bey allzu grosser Hitze das Begiessen versäumen: so ist das Uebel da. Bey so grosser Hitze werden die Scherben durchaus erhitzt: so, daß man kaum die blosse Hand daran halten kann. In diesem Falle werden die zarten Wurzeln angegriffen und verbrennet. Diese gehen hernach in eine Fäulung. Die stärkere behalten zwar noch einiges Leben, da aber die zarten den stärkern den meisten Nahrungssaft zuführen müssen, und dieses solchergestalt verhindert wird: so fangen die Säfte an zu stocken, es zeigen sich braune Flecken auf den Blättern, das Kraut wird schlaf, und krümmet sich zusammen, weil ihm die Ausdehnungskraft benommen wird, folglich müssen sie verderben. Das Begiessen darf nur einmal versehen werden, so ist es geschehen.

Hierbey wird mancher denken: das Begiessen ist bey mir nicht schuld, denn ich versäume es nicht. Ich kenne noch einen Liebhaber, der mir diesen Einwurf machte. Dieser kaufte sich alle Frühjahre Nelkensenker, und wartete sie, bis sie blüheten, ziemlich fleißig: so bald dieses aber zu Ende war, kam er nicht viel mehr in seinen Garten, und überließ die Sorge für die Nelken sei-

nen Bedienten, die aber nachläßig genug waren, solche nicht zu gehöriger Zeit zu begiessen, und wenn es ja geschahe: so war ein Eimer Wasser auf hundert Scherben schon genug. Sie waren zufrieden, wenn die Oberfläche des Erdreichs in den Scherben nur schwarz aussahe, zur Wurzel mochte etwas kommen oder nicht, und daraus erfolgte, daß sie alle vom Roste angegriffen wurden, und verdarben; daher er sich alle Jahr andre anschaffen muste. Man ersiehet hieraus, daß versäumtes und nicht genugsames Begiessen diese Krankheit hauptsächlich verursache. Ist es nur einmal versehen: so hilft hernach kein Begiessen. Gleichwie die Nässe die Wurzeln faulend machet: so werden sie von der Hitze verbrennet, und nicht allein das versäumte sondern auch das unzeitige Begiessen hilft dazu. Wenn es z. B. in den heissen Mittagsstunden geschiehet, da die Scherben sehr heiß sind: so ist ihnen dieses ein Gift, wie die Erfahrung genugsam lehret. So viel ist gewiß, daß die Dürrung mehrere hinreißt, als die Nässe, und daß, wenn leidliche Witterung ist, das versäumte Giessen nicht so leichte Schaden bringet. Die drey Monate Junius, Julius und August sind diejenigen, in welchen die Hitze am stärksten ist, und auch der Rost am meisten entstehet. Ausser selbigen hat man ihn so leicht nicht zu befürchten.

Was nun die Mittel dagegen anbetrift: so bestehen solche haupsächlich in folgenden; man stelle seine Töpfe so, daß sie nicht den ganzen Tag die Sonne haben, und wo möglich nur Vormittage.

Man

Man versäume das Giessen bey heissen Tagen ja nicht; wenn es nicht alle Tage geschiehet: so muß es doch den andern Tag geschehen, und zwar so, daß es bis zur Wurzel eindringet. Ich giesse zu dem Ende meine Nelkentöpfe zweymal. Wenn ich nemlich mit dem erste Gusse zu Ende bin; so fange ich wieder von vorne an, da denn das erstere Wasser schon eingedrungen ist: jedoch gebe ich den Stöcken zum letztenmal etwas weniger Wasser; und dadurch bin ich versichert, daß es bis zur Wurzel eindringet.

Man hüte sich ferner für einem gekünstelten Anguss, wie viele dergleichen von Horn, Schaaf- und Kuhemiste u. s. f. machen. Will man ihnen bey heissen Tagen eine Güte thun: so überspritze man sie am Tage, mittelst einer Gießkanne mit blossem Wasser, jedoch nur ganz gemächlich, damit nur die Blätter naß werden. Dadurch wird die starke Ausdünstung einigermassen zurückgehalten, und wer da verstehet, was die allzuhäufige Ausdünstung den Gewächsen schadet, der wird den Nutzen davon gar leichte einsehen. Wenn man alles das, was ich hier angeführet habe, beobachtet: so wird man von dem Roste gewiß befreyet bleiben. Sind die Nelkenstöcke aber schon angegriffen, und es ist noch im Anfange: so reisse man sie sogleich aus der Erde heraus, es mag seyn, zu welcher Zeit es will, beschneide die kleinen Haarwurzeln sehr kurz, und nach Befinden gar hinweg, (die etwas grössern aber müssen ihnen gelassen werden,) setze solche, wenn auch das Kraut oder die Blätter etwas abgeschnitten wer-

den, wieder in frische Erde, verwahre sie in Schatten, und begiesse sie gehörig: so werden sie wieder anwurzeln. Wenn aber die grössere Wurzeln schon angegriffen sind: so hilft dieses nichts, und es ist nichts gewissers, als der Tod.

Ich habe aber auch versprochen, von denen, die im Lande stehen, etwas zu sagen, welches ich nun noch erfüllen muß. Und da ist gewiß, daß die Nässe solchen niemahls schade, den der Regen dringet durch die Zwischenräume der Wurzeln tief in die Erde, und es entstehet daraus keine Gärung; sondern die Feuchtigkeit bleibt immer rein und gesund.

Wenn ich Nelken auf purem Wasser, wie die Hyacinthen in Gläsern, treibe, muß ich wenigstens über den andern Tag frisches aufgiessen. Bey Unterlassung dessen gehet es, zumal wenn es im Warmen stehet, in eine Fäulung, und die Nelken verderben. Man wird leicht einsehen, was ich hier beweisen will.

Die Dürrung hingegen richtet auch an den Nelken, die im Lande stehen, vielen Schaden an. Gegen Johannis pflegen öfters die Regen aussen zu bleiben, und die Hitze ist groß. Zu der Zeit stehen die Nelken in ihrem völligen Wachsthum. Ist es nun heiß: so dunsten ihre Blätter mehr aus als sie durch die Wurzel Feuchtigkeit erhalten können; dadurch aber werden sie matt und anbrüchig; man muß ihnen also zu Hülfe kommen, ehe das Uebel zu weit einreisset, und dieses geschiehet durch ein durchdringendes Begiessen. Zu dem Ende muß man das Nelken-

land rund herum mit einem Damme versehen, damit das darauf gegossene Wasser nicht ablaufen könne, vorher aber muß das Land mit einem Gäthehäcklein aufgelockert werden, und sodann kann man sie des Abends tüchtig giessen: so, daß das Wasser wenigstens einen halben Fuß tief eindringet. Ich habe auf ein Gebeet, so 4 Fußbreit und 26 lang ist, zwanzig Eimer Wasser gegossen. Wenn dieses also geschehen: so kann es sich nach Beschaffenheit der Witterung wohl eine Woche behelfen. Erfolget nun kein Regen: so muß man fortfahren. Ich habe in diesem 1759 Jahre, da der Sommer sehr dürre war, viel Fleiß anwenden müssen, damit ich vom Roste frey geblieben bin.

Dieses sind die wahre Ursachen des Rostes und die Mittel dagegen. Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, die Kennzeichen des Rostes zu bemerken, weil Liebhaber der Nelken, für die ich auch nur schreibe, solchen mehr, als ihnen lieb ist, kennen. Nur so viel will ich noch sagen, daß, wenn sich nur einige braune Flecken auf den Blättern zeigen, es hohe Zeit sey, den Stöcken zu Hülfe zu kommen: wenn man länger wartet: so ist alles vergebens.

Vom Abblatten der Bäume und Weinstöcke, in wie ferne es schädlich und nützlich sey?

Die Versuche, so die neuen Naturforscher in dem Pflanzenreiche gemacht haben, sind höchst rühmlich und nutzbar, indem sie uns nicht allein zum Schöpfer führen, sondern auch der Wirthschaftskunst hülfliche Hand leisten. Ich weiß nicht, wie ein Gotteslängner Ausflüchte finden kann, wenn er siehet und höret, wie bey den Pflanzen alles so weißlich, versichtig und ordentlich eingerichtet ist. Das muß ja wohl von einer höhern Macht herrühren. Irre ich mich nicht: so habe ich gehöret oder gelesen, daß ein grosser Naturkundiger, der vorher ein Gottesleugner gewesen, bey genauer Untersuchung eines Blattes zur Erkenntniß und Bekenntniß Gottes geleitet worden. Der wirthschaftliche Nutzen, den wir von den Bemühungen eines **Hales**, **Linnäus**, **du Hamel**, **Woodward**, **Bonnet** und anderer um diesen Theil des Naturreiches haben, ist so beträchtlich und mannigfaltig, daß wir ihnen vielen Dank dafür schuldig sind. Wir haben vorhin in der Oeconomie die Gewächse nur überhin angesehen, und uns mit Erfahrungen ohne Gründe beholfen. Wie glücklich können wir aber nun verfahren bey dem Baue der Pflanzen, wenn wir nach richtigen Grundsätzen die Versuche einrichten? Welcher Gärtner, der, seine Kunst blos aus der Uebung, nach dem gemeinen Gebrauch, gelernet

hat, weiß, zu welchen Zwecken die Blätter an den Bäumen sind? Nachdem ich zu Herr Hales, Bonnet u. a. schon in meinen ältern Jahren in der Lehre gegangen, habe ich ganz andern Unterricht, als von meinen ehemaligen Lehrmeistern, bekommen. Unter andern haben sie mich auch belehret, daß die Blätter der Bäume fast wie Zungen anzusehen wären, die die Feuchtigkeiten aus der Luft und dem Thaue des Himmels an sich zögen, und dadurch den Bäumen Nahrung und Gedeyen zu ihrem Wachsthume verschafften. Wissen wir dieses nicht, und benehmen ihnen die Blätter zur Unzeit: so verhindern wir sie im Wachsthume und in der Fruchtbarkeit, und dieses ist es, wenn ich meine Meinung, welche die Erfahrung bestärket, denen eröfnen will, die davon noch nicht unterrichtet sind.

Es ist was sehr gemeines, daß man den Bäumen, und sonderlich den Weinstöcken, die Blätter benimmt, um dadurch den Früchten mehr Sonne und luft zum vermeintlichen bessern Wachsthume zu verschaffen. Man handelt aber widernatürlich, und hat daher das Gegentheil zu erwarten, indem die Säfte zurückbleiben, und derselben Umlauf verhindert wird. Die Folgen zeigen es augenscheinlich. Die Früchte bleiben im Wachsthume stille stehen, und wollen nicht reiffen, ja sie kommen gar um, oder gerathen doch allezeit schlechter, als die unter dem Laube versteckte. Ich kann nicht umhin, zu erzählen, was ich in dem letzverwichenen Sommer gesehen, und mir, nebst einer Abhandlung in den Hannöverischen

nützli-

nützlichen Sammlungen, diese Warnung an alle von dem Vorurtheile des Abblattens noch nicht befreyete Gartenfreunde aufzusetzen, Anlaß gegeben hat.

Ich kam im verwichenen Sommer zu einem guten Freunde, der eine feine Blanke von Weinreben in seinem Garten hat, und traf ihn in der Beschäftigung an, daß er die Blätter um die Trauben umher abflockete. Ich fragte ihn: ob er da wohl meinte, daß es gut gethan wäre, was er thäte? O! ja, antwortete er, kann nicht die Sonne die Trauben besser bescheinen, und müssen sie nicht eher reifen und süsser werden? Ich widerlegte seine Meinung kurz, weil physicalische Gründe hier nicht anzubringen waren, und sagte ihm nur, daß er unrecht thäte, und auf mein Wort nur die andere Hälfte der Blanke unabgeblattet lassen sollte, um den Unterschied zu bemerken. Er that es. Vor kurzen hatte ich Gelegenheit, ihn wieder zu sehen. Ohne daß ich ihn daran erinnerte, redete er mich also an: „Mein „Herr! sein mir gegebener Rath ist gut gewesen. „Wäre er nicht zu mir gekommen: so hätte ich den „Wein an meiner ganzen Blanke abgeblattet, und „da hätte ich mich um alle meinen Wein gebracht: „denn der, dem ich helfen wollte, ist mir ganz „und gar verdorben, hingegen der, den ich auf „sein Anrathen ließ, wie er war, ist nicht allein „schön gerathen, sondern auch vollkommen reif „geworden; ich werde es nun nicht wieder thun.„ Ich meine, die physicalische Ursachen von diesem Ereignisse, wovon wohl noch mehrere Beyspiele

angeführet werden könnten, lassen sich aus dem, was ich in dem Eingange nur mit wenigem bemerket habe, schon erklären; wollte sie aber hier jemand noch näher anzeigen, würde es mir und andern, die sich davon gerne belehren lassen, lieb und nützlich seyn.

In den Hannöverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1755 S. 122 suchet ein Ungenanter zu behaupten, man könnte durch das Ablatten der Bäume die überflüßige Säfte verhindern, und wenn ein Zweig eines Fruchtbaumes schwach wäre, (ich verstehe hierunter, wenn er krank wäre: denn natürlichrr Weise müssen an einem jeden Baume starke und schwache beysammen seyn,) so könnte man ihn dadürch wieder stärken, wenn man die benachbarte Aeste ablattete, und den schwachen die Blätter liesse, damit sich auf solche Art der Saft von den starken ab und in die schwachen Aeste zöge.

Er meinet auch, daß man andern Pflanzen ihre Blätter nehmen und ihnen damit wohl zu statten kommen könnte. Allein, meinem Erachten nach, ist kein Nutzen davon zu gewarten. Man versuche es nur, und blatte, ja man schneide einem Baume die starken Aeste gar ab, und lasse die schwachen stehen. Man würde sich sehr irren, wenn man meinete, nun würden die Säfte alle den schwachen oder kranken Aesten zu Theile werden. Nein, die schwachen werden wohl schwach bleiben, und da, wo die starken abgeschnitten worden, werden wiederum gesunde Zweige austreiben. Die Ursache der Schwachheit ist innerlich

lich zu suchen, und kann von Stockung der Säfte und andern Zufällen herrühren. Ein Ast, der einmal einen solchen Fehler hat, wird durch Zuführung der Säfte von andern Aesten nicht verbessert werden. Daß das Abblaten bey andern Pflanzen nützlich zu gebrauchen sey, davon lehret die Erfahrung ebenfalls das Gegentheil. Die Tartüffeln, Artischocken, der Merrettig und andere zeigen uns den Schaden, wenn wir ihnen die Blätter vor der Zeit abbrechen. Alle Wurzelgewächse, als Pastinat, Petersilge, Möhren weisse Rüben, Rettige ꝛc. können es nicht vertragen, daß man ihnen das Kraut abschneidet, ehe sie zu ihrer völligen Reife gelangen; sie bleiben im Wachsthume stehen, und es wird nichts rechts daraus. Wer bald Krauthäupter haben will, der blatte sein Kraut nicht zu frühzeitig. Man kann hier den Schluß füglich von einem auf das andere machen. Wie es dem Weine und den Bäumen keinen Vortheil, sondern Schaden bringet, wenn man sie ihrer Blätter beraubet: also hat es auch gleiche Bewandniß bey andern Gewächsen. Ich sahe ehemals einen Gärtner seinen jungen gepfropften Bäumen die Blätter abstreifeln, um seiner Meinung nach, bald schöne, hohe und gerade Stämme zu ziehen; allein wie fand sich hernach dieser unerfahrne Mann in seiner Rechnung betrogen? Die Bäumchen blieben im Wachsthume stehen, wurden knotich, krank, und kamen nicht fort.

Mehr Recht hat der Herr Professor Krömer für sich, wenn er in den Abhandlungen der

königl.

känigl. schwedischen Academie der Wissenschaften Theil I. S. 116 das Abblatten der Bäume im Herbste, da die Früchte reif oder schon herunter sind, als ein Mittel vorschlägt, das Erfrieren derselben zu verhindern. Er sagt: da die Bäume zu der Zeit, da die Blätter noch darauf sitzen, oder kürzlich abgefallen sind, mit einer Menge wässerigen Saftes angefüllet sind: so folget, daß, wenn ein starker Winter sie ergreifet, bevor sich dieser Saft entweder verringert, oder in eine kleberichte Materie verwandelt hat, die entweder mehr aushalten kann, ehe sie erfriehret, oder wenn sie ja erfriehret, sich doch nicht ausdehnet; alsdenn deren Gefässe, von diesem wässerigen Safte, der gar leicht zu Eise friehret, von einander gesprenget und verderbet werden: so, daß er sich aus ihren Gefässen ergiesset, wenn er wieder aufschmelzet. Daß die Erfriehrung der Bäume dadurch verursachet werde, wird dadurch bekräftiget, daß die Bäume, so ganz starke Winter aushalten können, wenn sich dieselben zu rechter Zeit einstellen, gleichwohl erfriehren, wenn der Winter früh im Herbste kommt, da der Saft noch in Menge darinn, und sie noch viel wäßeriges bey sich haben, oder auch, wenn der Winter sich im Frühjahre spät einfindet, da der Saft schon wiederum einzufliessen angefangen. Der Winter, der im Jahre 1708 bereits um Michaelistag mit grosser Heftigkeit anfing, verursachte, daß eine gar grosse Menge Bäume ausgiengen, da sie gleichwohl beydes vor und nachher viel stärkere Kälte hätten ausstehen können, wenn der Winter

sich nicht so frühe eingestellet hätte, ob er gleich sonst von gleicher Strenge, als dieser, gewesen wäre. Um dieser Ursache willen scheinet es, daß der allweise Schöpfer es so eingerichtet habe, daß die Blätter einige Zeit vor dem Winter abfallen müssen, weil sie alsdenn den Bäumen höchst schädlich sind, da sie vorher zu derselben Unterhalte unumgänglich nothwendig gewesen. Ich weiß nicht, wie weit ich recht habe, wenn ich sage, daß nur der Saft in dem Splinte, der zwischen der Rinde, und dem Holze ist, durch den Frost verderbet werde? Denn ich habe bemerket, daß nur zwischen der äussersten Rinde und dem Holze ein schwarzer Ring ist, das Holz aber und die Rinde ihre ordentliche Farbe behalten. In dem kalten Winter 1740 erfrohren unzählig viel Nußbäume; ich habe aber wahrgenommen, daß diejenigen, so im der Tiefe und im fetten Erdreiche stunden, am meisten gelitten hatten; diejenigen aber, so auf Höhen, dürren und mageren Bergen stunden, gut geblieben. Ich schliesse daraus: die, so in fetten und feuchten Boden gestanden, haben mehr Säfte, als die auf den dürren Bergen gehabt. Die Weinberge um Jena herum machten mir solches glaublich. Denn als ich im folgenden Sommer in selbige Gegend kam, sahe ich, daß alle in der Tiefe und am Fusse der Weinberge stehende Nußbäume erfrohren, die aber auf den höchsten Bergen und Felsen gut geblieben waren. Diese haben nicht so viel Feuchtigkeit, als jene, eingesogen gehabt, folglich haben sie dem Froste eher widerstehen können. In

wie

wie weit ich Recht habe, lasse/diejenigen urtheilen, die sich mit der Natur besser bekannt gemacht haben, als ich.

In diesem Falle halte ich daher das Abblaten für nützlich; wenigstens richtet man keinen solchen Schaden, als mit dem unzeitigen Abblaten, an, davon mich eine lange Erfahrung genugsam überzeuget hat.

Eben da ich diesen Aufsatz schliessen will, kommt mir eine Abhandlung in den Hannöverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1756 S. 1294 vor, worinn der Verfasser für dem Abschnitteln der jungen Bäume in den Forsten warnet, und er hat vollkommen Recht: wie ich mich denn auch erinnere, daß es wegen seiner Schädlichkeit in einigen Forstordnungen verboten worden. Es ist eine alte Regel in der Gärtnerey, daß man in 2 bis 3 Jahren kein Messer an einen jungen gepfropften Baum bringen solle; wiewohl, wenn es im zweyten Jahre nur vernünftig geschiehet, es keinen Schaden verursachet.

Gedanken vom Baummoose und den Mitteln dagegen.

Das Moos, so an Bäumen wächset, ist von unterschiedenen Arten, deren botanische Benennungen ich nicht anzugeben weiß. Der Farbe nach findet man grünes, gelbes und weisses.

Sonst hat man geglaubet, das Mooß und die Mistel entstünden von bösen Feuchtigkeiten der Bäume, und wären Auswürfe derselben; allein zu unsern Zeiten, da man genugsam belehret ist, daß kein Gewächse ohne seinen eigenen Saamen entstehen kann, ist man überzeuget, daß das Moos sich ebenfalls durch seinen Saamen fortpflanze, welchen es in grosser Menge träget, und der so zarte und leichte ist, daß ihn die kleinste Bewegung der Luft fortführet: da er denn in den Ritzen der Bäume und Steine hängen bleibet, anwurzelt und sich auf Kosten seines Wirths nähret und vermehret. Es ist daher kein Wunder, daß fast kein Baum gefunden wird, der von diesem fremden Gaste ganz frey seyn sollte; doch ist immer einer reichlicher, als der andere, damit versehen. Die, so in gutem ihnen zuträglichen Erdreiche stehen, sind mehr davon befreyet, als andere, die im steinigtem, kiesigtem oder auch nassem und sumpfigem Boden wachsen, welche öfters solchen Ueberfluß daran haben, daß sie im Winter, wenn das Laub herunter ist, über und über weiß, wie bezuckert, aussehen. Man sollte glauben, daß auf denen Bäumen, die im guten Erdreiche stehen, das Moos viel besser als in andern wüchse, weil es da mehr Nahrung fände; allein es zeiget sich das Gegentheil. Man möchte sagen, die Bäume in schlechtem Boden wachsen knorricht, und haben eine rauhe Rinde, darinn der von der Luft fortgeführte Saame häufiger hängen bleibt: und es ist solches auch nicht zu läugnen; es muß aber doch noch eine andere Ursache

vor

vorhanden seyn, warum das Moos auf deisen Bäumen grösser und häufiger wächset?

Es ist bekannt, daß ein jedes Gewächse besondere ihm eigenthümliche Nahrungssäfte in mehrerer oder wenigerer Menge erfodere, und das Baummoos hat solches mit andern Gewächsen ebenermassen gemein. Eine Art erfordere nur sehr wenig, eine andere verträget viel Nässe; beyden aber sind viele salzölichte Theilchen, wodurch andere Gewächse fruchtbar gemachet worden, zuwider, und befördern ihren Untergang. Eine mit Moos bewachsene Wiese wird mit Asche, Hüner- Tauben- und andern Miste davon befreyet, und Herr **Mortimer** meldet in seiner Ackerbauwissenschaft Band II, Seite 282 u. f. die Einwohner zu Kent sammleten die Jauche aus den Viehställen, gössen sie an ihre moosigte Bäume, wüschen sie auch im Merz 2 bis 3 mal damit, und vertilgeten solchergestalt den üblen Gast, das Moos,

Ist es denn aber auch den Bäumen in der That schädlich? Ich würde nicht so fragen, wenn es nicht Baummoosvertheidiger gäbe. Sie sagen, es bedeckt nicht allein den Baum für der Kälte, sondern auch für strenger Sonnenhitze. Allein welche schlechte Decke ist das nicht? Es verhindert die Ausdünstung, verwehret, daß die balsamischen Theilchen der Luft nicht frey eindringen können, und nähret sich von den Säften der Bäume: daher auch die Früchte, die auf solchen Bäumen wachsen, bey weitem nicht von so gutem Geschmacke sind, als die von Bäumen, welche

ganz frey von diesem Schmarutzer sind, wie Herr **Vaillant** das Baummoos nennet. Wenn er sich an meinen Bäumen einfinden sollte, würde ich ihm folgendergestalt begegenen: ich würde im Herbste die Erde etwa einer Elle, oder nach Verhältniß des Baumes weiter, rund um den Baum herum, aufgraben, und bey Seite legen, guten, aber genugsam verfaulten kurzen Kuhmist darum thun, und über Winter liegen lassen: wobey zu merken, daß man der Sache nicht so wenig thun müsse, wenn es was helfen soll. Hiernächst würde ich den Einwohnern zu Kent nachfolgen und zu weilen Mistjauche um den Baum giessen. Im Frühjahre würde ich die weggenommene Erde wieder an ihren Ort und Stelle bringen, das Moos, bey feuchtem Wetter, mit einem hölzernen Messer abschaben, hernach den Baum mit einem in Mistjauche getunkten Lappen abwaschen lassen, und damit ein paar Jahr nach einander fortfahren. Ich bin gewiß, daß der üble Gast auf diese Art weichen würde. Ich weiß nicht, wenn ich in einem Gartem moosigte Bäume antreffe, ob die Schuld der Nachläßigkeit oder der Unwissenheit des Gärtners zuzuschreiben sey? und daher halte ich diese Anweisung nicht für undienlich, weil es doch Gärten genug giebet, wo die Nachläßigkeit oder Unwissenheit des Gärtners oft nur gar zu sehr in die Augen leuchtet.

Ich gedenke hierbey noch einiger von Andern vorgeschlagener Mittel wieder das Baummoos. Das erste ist mir von einem erfahrnen Hauswirth

als

als bewährt angepriesen worden: man soll nemlich eine Lauge von Kalk machen, und damit, vermittelst einer Gießspritze, die bemooften Stämme und Aeste öfters bespritzen.

Das zweyte hat Herr **Miller** in den engländischen Gartenlexicon Theil II. Seite 62 angegeben. Er sagt: wenn die Bäume zu dicke stünden, müste man sie zum Theil aushauen, und den Boden dazwischen wohl umgraben, sodann das Moos 2 bis 3 mal von den stehenbliebenen Bäumen abkratzen; würde aber das Umgraben der Erde und Ausheben der Bäume unterlassen, die zu viel wären: so wäre das Abkratzen des Mooses vergeblich. Was thut das Umgraben und Aushauen aber anders, als daß dadurch die Fruchtbarkeit derer Bäume, die stehen bleiben, welche ihm von den Nachbaren entzogen worden, nunmehro befördert wrird?

Regen und Thau, Sonne und Luft kann nun besser eindringen, und der Baum, so vorhin nur halbe Nahrungssäfte an sich ziehen können, bekommt nun noch einmal so viel.

Das dritte schläget Herr **von Ressons** vor, in den Abhandlungen der Academie zu Paris Theil IV. S. 138. Mann soll im Merz und Aptil mit einem Messer einen gerathen Schnitt in die Rinde des Baumes von den Zweigen bis auf die Erde machen: dadurch würde die Rinde auseinander getrieben, ihre Fläche würde glatt, daß der Saame des Baummooses darin nicht haften könnte. Ja, so weit als der Schnitt gehet, wird

die junge Rinde glatt, aber weiter nicht. Dieses Aufritzen der Bäume, welches man Schröpfen nennet, hat seinen Nutzen bey allzu saftigen und gummigten Bäumen; aber das Moos zu vertreiben, wird es wenig oder gar nicht dienen.

Von der Unfruchtbarkeit der hochstämmigen Bäume.

Im III. Theile dieser Sammlung Seite 92 habe ich die Ursachen der Unfruchtbarkeit mancher Zwergbäume und die Mittel dagegen gezeiget: anjetzo soll ein gleiches in Absicht auf die Hochstämmigen geschehen, indem bemerket worden, daß die Ursachen von vielen nicht gehörig eingesehen, und daher die rechten Mittel dagegen verfehlet werden.

Es kann dieses Uebel von zwo Hauptursachen herrühren. Die erste ist der überflüßige Saft, wenn sie in einem fetten oder ihnen sonst zuträglichen Boden stehen, da sie stark ins Holz wachsen, das ist, wenn sie starken jungen Wuchs treiben. Wer nun weiß, daß starker junger Wuchs kein Fruchtauge gebieret, sondern nur schwacher, der wird leicht einsehen, daß hiervon auch keine Früchte zu hoffen sind; und so lange ein Baum in solchem Wachsthume stehet, wird er wenig oder gar nichts tragen, bis er erst zu einem ziemlichen Alter gelanget, da das starke-

Wachs

Wachsthum nachläßt und schwächere Triebe hervorkommen. Aber wer wird so lange warten, und von seinen Bäumen nicht gerne bald Früchte geniessen wollen? Hier ist nun kein anderer Rath, als daß man bey der Wurzel aufräume, und die stärkste mit einem Beile oder Meissel abstosse. Dadurch wird verhindert, daß nicht zu viel Säfte zugeführet werden, folglich das starke Wachsthum aufhöret, und schwächere Triebe gemacht werden, die sich hernach zum Tragen bequemen. Das Schröpfen, davon ich hernach meine Gedanken besonders eröfnen werde, kann dabey auch mit Nutzen gebraucht werden.

Es giebt aber **zweytens** solche Bäume, die eben keinen starken Wuchs haben; und dennoch nicht viel oder gar nicht Früchte bringen, mithin von Natur untragbar sind. Hier sollte die eigentliche Ursache noch näher untersuchet werden. Man hat Aepfel Birn- Kirschen- Pflaumen- und andere Obstbäume, die keine Früchte geben, man mag sie schröpfen, die Hauptwurzeln ihnen nehmen, düngen u. s. w. ja das Düngen wird ihnen mehr schädlich seyn als nützlich. Diejenigen irren sich gar sehr, die solchen Bäumen ihre Aeste benehmen, und sie durch das blosse Ausputzen, ihrer Meinung nach, fruchtbar machen wollen. Wenn ein solcher Baum in einem starken und frischen Wachsthume stehet, wird er an den Enden, wo man ihm die Aeste genommen, auch an andern Orten, vielfältig wieder ausschlagen, und der Saft dadurch nur desto mehr Gewalt erhalten. Ich habe bey dergleichen von Natur untragbaren

Bäumen für das beste Mittel, sie tragbar zu machen, befunden, wenn man ihnen bey Zeiten die Aeste abschneidet, und eine andere gute tragbare Art darauf pfropfet. Man wird wenig Zeit verlieren: denn da sie in gutem Wachsthume stehen: so folgt, daß sie stark treiben, und in zwey bis drey Jahren wieder eine schöne Krone bekommen, und auch von der neuen Gattung Früchte liefern. Ich kann im hiesigen Garten dergleichen vorhin unfruchtbare Bäume zeigen, die im dritten Jahre, nachdem sie von neuen gepfropfet worden, die schönste Früchte getragen, und so alle Jahre fortgefahren, wenn nicht andere Ursachen überhaupt einen Mißwachs im Obste verursachen.

Zu den angeführten Ursachen der Unfruchtbarkeit kann noch die **dritte** hinzugefäget werden, nemlich der schlechte und hungrige Boden. Wenn ein Baum auch von der tragbarsten Art ist, und in einem solchen Boden stehet: so macht er aus Mangel der Säfte schlechte Triebe; er setzt zwar Tragekknospen genug an, und blühet gut; aber aus Mangel der Nahrung fallen die Blüten und Früchte nach und nach ab, und wenn ja etwas davon bleibet: so werden die Früchte klein und kröplich. Einem solchen Baume muß man mit der Düngung zu statten kommen. Es ist aber keine bessere Düngung, als wenn man eine Vertiefung rund herum um einen solchen Baum machet, und öfters, zumal in den Frühjahrszeiten 1. 2 bis 3 Eimer Mistpfützwasser, oder noch besser, den aus den Viehställen zusammengelaufnen Urin daran giessen lässet, zu welchem Ende man

denselben

denselben in eigne dazu gemachte Löcher in oder außer den Ställen sammlen kann. Wer aber dazu keine Gelegenheit hat, der lasse Küh-Schaaf- und Schweinemist, wozu man auch Hühner-Tauben-mist und Holzasche nehmen kann, in weiches stehendes Flußwasser, einweichen, und brauche solches auf obenbeschriebene Art an seinen unfruchtbaren Bäumen. Hierdurch wird dem Baume mehr geholfen, als wenn man, wie es sehr gewöhnlich ist, oben und um den Baum herum Mist graben lässet; welcher nur in der Oberfläche bleibet, vertrocknet, und wenig Nahrung geben kann: nicht zu gedenken, daß diese Düngung kostbarer ist, als die vorige. Denn das Wasser aus Mistpfützen wird wenig geachtet. ob es gleich für die Grasgärten und Wiesen mit grossem Nutzen gebraucht werden könnte. Wenn es im Winter, da es gefrohren, aufgehauen und auf die Wiesen gefahren, oder im Frühlinge in grossen Fässern dahin gebracht würde, welche Vortheile könnte man nicht davon haben?

Vom Schröpfen der Bäume.

Auch die Bäume haben ihre Krankheiten, und man hat ihnen Namen gegeben, die von den menschlichen Krankheiten hergenommen sind; die Uebereinstimmung mit selbigen mag beschaffen seyn, wie sie will: Z. B. der Brand, die Gelbsucht, die Unfruchtbarkeit, die Würmer,

der Krebs, Geschwulst und Beulen, die Wassersucht. Unter den letztern versteht man allzu viele Säfte eines Baumes. Man muß das eigentliche des Gleichnisses nicht bey den Krankheiten, und noch weniger bey der Benennung der Mittel, genau suchen, als da sind: Aderlassen, Purgiren, Fontanelsetzen, Schröpfen. Es geht bey dem Gebrauche der Mittel öfters auch so her, wie bey menschlichen Krankheiten, daß sie sehr am unrechten Orte angewendet werden. Bey der Wassersucht aber wird das Schröpfen niemahls fehl schlagen, wenn es gehörig und zu rechter Zeit angewendet wird. Ich will erst die Art zu verfahren, und hernach den Nutzen kürtzlich zeigen. Man nimmt ein scharfes Gartenmesser, und macht mit der Spitze desselben in die Rinde des Stammes von der Krone bis zur Erde herunter einen Riß, doch so, daß nicht in das Holz eingeschnitten wird. Ist der Baum stark, so macht man an 2 Seiten gegen einander über, 2 solche Einschnitte. Ob es auf der Mittags- oder Mitternachtsseite geschiehet, ob der Schnitt gerade oder schlängelich gemacht wird, das ist gleich viel. Die rechte Zeit ist der Merz und April; wenn es sehr saftige Bäume sind, kann es im May vorgenommen werden. Nun ist das ganze Verfahren beschrieben. Der Nutzen ist: es werden dadurch die überflüßige Säfte abgezapfet. Diese treiben die Rinde auf, machen sie ungleich, es entstehen Geschwulsten und Beulen, indem die Säfte ins Stocken gerathen, und in eine Fäulung gehn, wodurch Insecten herbeygelocket werden, und das Uebel immer

ärger

ärger wird: durch dieses Aufritzen aber bekommen die Feuchtigkeiten einen Ausgang, und es wird den Folgen auf einmal abgeholfen. Junge Bäume, die sehr ins Holz wachsen, und daher niemals gerne tragen, müssen auf eben dieſe Art behandelt werden. Absonderlich ist es denen, so einen zähen und kleberichten Saft haben, als Pflaumen, Kirschen, Pfirschen und Apricosen sehr zuträglich; indem die häufige Ausflüsse des Gummi, so sich an der Rinde ansetzt, und den Bäumen den Untergang drohet, dadurch verhindert, und mancher Baum auf diese Art noch kann gerettet werden. Herr Resson hat noch einen Nutzen des Schröpfers gefunden. Er meinet, der kleine Saame des Baummooses, welchen der Wind herumführet, könne in der rauhen Rinde leicht haften, und Wurzel schlagen: durch das aufritzen aber würde die Rinde glatt gemacht, und der Saame könne alsdenn keine bleibende Stelle finden. Es ist wahr, daß die Rinde dadurch glatt wird, und die Bäume hernach bald in die Stärke wachsen, und es möchte daher wohl eine Zeitlang etwas helfen; aber nicht lange. Das beste Mittel aber dem Baummooſe zu wehren, habe ich an einem andern Orte in dieſer Sammlung gezeiget.

Vom

Vom Blauwerden der Milch.

In den Hannöverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1757 ward angefraget, woher es komme, daß die Milch öfters blau und zum Gebrauch untüchtig würde? Ein verständiger Hauswirth anwortete darauf in eben diesen Sammlungen vom Jahre 1758 St. 19: es rühre daher, wenn die Milch in einem feuchten und dumpfigten Gewölbe oder Keller aufbehalten würde. Es schienen mir seine Gedanken wohl gegründet zu seyn; ich machte daher verschiedenen Freunden von der Sache eine lebhafte Vorstellung, indem auch andere in dumpfigten Behältnissen verwahrte Dinge mit einem blauen Schimmel überzogen werden, und man gab mir Beyfall. Nur einer von meinen nahen Verwandten widersprach mir, und sagte: wenn dem also wäre, wie könnte es doch geschehen, daß nicht von allen Kühen die Milch so blau würde? Er hätte 2 melkende Kühe, und die Milch von beyden in einem Keller stehen gehabt, welcher, wie ich wohl wüste, ziemlich dumpfigt wäre: da er von jeder Kuh die Milch in besondern Gefässen aufbehalten lassen: so wäre von einer Kuh die Milch öfters blau geworden, von der andern aber allezeit rein und gut geblieben, ohnerachtet sie beysammen an einem Orte gestanden. Dieses wäre nur zu gewisser Zeit im Jahre geschehen, die er nicht mehr angeben könnte. Ist nun dieses, wie ich denn nachher ein gleiches von mehrern Hauswirthen vernommen habe: so fragt sichs, ob nicht vielmehr eine innerliche Krankheit des

Rind-

Rindviehes, die man eben nicht spüret, und die in verdorbenen Säften bestehen kann, als der Ort, wo die Milch stehet, daran Schuld sey? Es wäre daher wohl der Mühe werth, daß landwirthe, die viel melkendes Rindvieh haben, zu der Zeit, wenn ihre Milch blau wird, jedes Stück allein melken, das Gefäß, worein gemolken wird, allezeit rein ausspielen, und die Milch von jedem Stück in ein rein ausgescheuertes Gefäß einseigen liessen. Man müste aber dabey die Vorsicht brauchen, daß jedes Gefäß mit dem Namen der Kuh, von der die darinne befindliche Milch ist, bezeichnet würde; indem mir bekannt ist, daß bey grossen Wirthschaften die Mägde einer jeden Kuh, um sie von einander zu unterscheiden, einen besondern Namen geben. Auf diese Art würde man bald gewahr werden, ob von allen, oder nur von einer oder mehrern Kühen die Milch blau würde? Im letztern Falle hätte man den Vortheil, daß man nur diese verdorbene Milch wegschütten, oder den Schweinen geben dürfe, und nicht die gute Milch mit verdürbe, wenn man jene und diese unter einander mischet. Man müste sodann die Beschaffenheit der Kuh, von welcher die blaue Milch wäre, untersuchen, und ihr mit reinigenden Arzeneymitteln zu statten kommen. Vielleicht würde hier die Rabarber mit Nutzen zu gebrauchen seyn.

Es ist in der That kein kleiner Schaden, wenn man in grossen Wirthschaften solche verdorbene Milch mit guter vermischet, und sich also um diese auch ohne Noth bringet. Ich kenne landwirthe,

wirthe, die mit diesem Uebel geplaget gewesen, und allerhand Versuche angestellet, gleichwohl aber die Ursache des Uebels nicht ergründet haben. Bald hat man geglaubt, es käme von hölzernen Gefässen her: man hat daher steinerne Milchgefässe angeschaft, man hat sie mit aromatischen Kräutern ausgescheuret; man hat auch dem Viehe etwas eingegeben; es hat aber nichts geholfen. Man hat es daher gar für eine Hexerey erkläret; welcher Aberglaube nur den alten Weibern Schuld gegeben wird; gewiß aber auch noch unter dem männlichen Geschlechte herrschet.

Wird man genaue Proben nach meiner Angabe anstellen: so wird man auf den Grund kommen, und dieser Aberglaube wird endlich auch vertilget werden. Man muß sich aber dabey nicht blos auf die Viehmägde verlassen, die öfters nachläßig genug zu Werke gehen; sondern man muß sich die Mühe geben, selbst daranf zu sehen, und alles ordentlich verrichten lassen.

Ich wünsche hierdurch etwas zur Vertilgung des Aberglaubens und zur Vermeidung des Schadens meines Nächsten beygetragen zu haben.

Von Satzweiden und deren vortheilhaften Anpflanzung.

Die Weiden sind ein sehr brauchbares Holz, das nicht allein schnell wächst, sondern auch zur Feurung und zu verschiedenen Bedürfnissen in

in der Wirthschaft und sonst, als zu Stangen, Pfählen, Reifstäben, Flecht- und Bindwerk grossen Nutzen schaft. Sollte man nicht also billig mehrern Fleiß auf deren Anbau wenden, als noch geschiehet? Ich glaube es und alle fleißige Hauswirthe mit mir; aber ich höre von vielen die Klage führen: wir haben so und so viel Schock ausgesteckt, können aber nur wenige zählen, die fortgekommen sind: ich glaube es auch, und muß manchem sagen, daß er selbst Schuld daran sey.

Die gemeine Weise ist, daß man ein Pfahleisen nimmt, und damit ein Loch in den festen Erdboden stößt, die Satzweide rund herum, wie einen Pfahl zuspitzet, und solche in das gemachte Loch, öfters kaum eine halbe Elle tief einstößt, oben ein wenig mit dem Pfahleisen, oder dem Beile fest schlägt, ohne sich zu bekümmern, ob unten in dem gemachten Loche eine Hölung bleibt, wodurch die Luft eindringen, und die jungen Wurzeln austrocknen kann. Die also gesetzte Weidenstämme schlagen zwar aus, so lange sie noch bey sich selbst Saft haben, und so lange die von aussen ihnen zu statten kommende Feuchtigkeit währet: (welches auch wohl eine solche Stange thut, wenn sie ausser der Erde im Schatten liegt:) aber so bald das Erdreich ausgetrocknet ist, und durchdringende Regen mangeln, welches meistentheils im Junius und Julius geschiehet: so verdorren sie, werden von holzbedürftigen Leuten weggetragen, und folglich verliert der Eigenthümer Holz und Mühe.

Ich

Ich will daher eine nützliche Anweisung für aufmerksame Hauswirthe hier geben, wie mit der Anpflanzung und Wartung der Weiden umzugehen sey.

Wenn die Weiden im Herbste geköpft werden, welches ich eben nicht mißbillige: so lasse man diejenigen Stangen, die sich zu Satzweiden schicken, bis ins folgende Frühjahr auf den Weidenbäumen stehen. Es versteht sich, daß man dazu fein gleich und glatt gewachsene, die nicht zu ästig sind, auch nicht zu rauhe Rinde haben, erwählen müsse. Die natürliche Ursache ist begreiflich, denn wo können die zarten Wurzelchen durch eine solche rauhe und harte Rinde brechen? Die Satzweiden im Herbste zu setzen ist nicht rathsam: denn wenn sie gleich in der Erde stecken: so fehlt doch die Wärme, welche den Saft verdünnen, und in die Gefässe leiten muß. Der wenige Saft, so in der Pflanze ohne Wurzel sich befindet, wird durch die Kälte hart gemacht, die Gefässe werden aus einander getrieben und erweitert, wo sie nicht gar zerspringen. Im ersten Falle, da sie erweitert werden, kann der Stamm ohne genugsame Wurzel, diesen erweiterten Gefässen nicht Saft genug zuführen, wodurch sie ausgefüllet und ausgedehnet werden. Diese Ausdehnung macht eben das Wachsthum, und es folget daher, daß in deren Ermangelung sie sparsam treiben, und wenn trockenes Wetter einfällt, gar verdorren. Ich rathe also, die Satzweiden im Frühjahre, etwa im Merz, von den Bäumen abzuhauen, und sie, so gleich zu stecken.

Hat man nun einen Platz ausgesucht, wo sie hingesetzt werden sollen: so mache man die rechte Eintheilung, wie weit sie von einander zu stehen kommen sollen. Es ist nicht rathsam, sie allzuenge zusammen zu setzen: denn eine Weide, die Raum hat, treibet mehr in die Aeste, dahingen die, so enge stehen, nach der Luft gehen, und nur 4 bis 5 Stangen treiben. Zehn bis zwölf Fuß ist die rechte Weite. Man machet den Platz, dahin sie zu stehen kommen sollen, erst nur mit einer Hacke, damit man die Erde auswirft, viereckigt, sodann macht man alda Löcher eine Elle tief und etwa einer Elle breit, welches im October oder November geschehen muß. Ist solches geschehen, so wirft man den oben abgestochenen Rasen zu unterst wieder in die gemachten Löcher hinein, und die klare Erde oben wieder drauf, und läßt es den Winter über also liegen. Dieses hat vielen Nutzen: denn die vor Winters gemachte Löcher saugen eine Menge Winterfeuchtigkeit hinein; der zu unterst gestürzte Rasen giebt eine Düngung ab; das Aufgraben der Erde macht den Boden locker, daß die zarten Würzelchen besser eindringen können, und keinen solchen Wiederstand, als in fester Erde, finden. Komt nun der Frühling herbey: so haut man seine junge Satzweiden von den Bäumen an einer Seite etwas schief ab, und giebt ihnen die gehörige Länge von 5 Ellen: länger ist es nichts nutze, ja gar schädlich. Hernach macht man in die Mitte der vorhin im Herbste gegrabenen Löcher mit einem Pfahleisen wie gewöhnlich die Löcher, und stößt sie da hinein, dergestalt, daß sie eine Elle tief in die Erde kommen. Wenn dieses

geschehen: so muß man etwas klare Erde bey der Hand haben, von welcher man etliche Hände voll in den Zwischenraum, rund herum hinein laufen lassen, und den Sätzling ein wenig rütteln muß, damit sich die Erde ansetzet, wornach man die Erde oben feste tritt oder stampfet. Nun muß jeder Sätzling gleich mit Dornen in einer Länge von 2 Ellen verbunden werden, denn sonst reibet sich das Vieh daran, und macht sie wurzelloß. Um dem Stamm herum muß man eine Vertiefung lassen, damit das Regenwasser sich desto besser einziehen könne. Es ist sehr gefehlt, wenn, wie viele thun, Erde um den Stamm angehäufet wird; denn dieses verhindert, daß sich das Wasser nicht so gut einziehen kan.

Wenn sie nun gesetzet sind: so hat man noch folgendes zu beobachten; erstlich muß man etwa im April oder May, die ausgeschlagene Knospen von unten auf bis oben, etwa einer Elle hoch, abstreifeln, damit sich der Saft nicht vertheile, und mehr in die Krone gehe. Hiernächst muß man sie auch begiessen. Hier wird mancher sagen, wer wird sich doch die Mühe geben, und die Weiden begiessen? Allein wer Nutzen haben will, muß sich keine Mühe verdriessen lassen. Dieses Begiessen muß zu Anfange, so bald man siehet, daß trockenes Wetter im May oder Junius einfält, vorgenommen werden.

Die Sache ist so schwer nicht, und man kan in einem halben Tage viel begiessen. Da der Nutzen hiervon in die Augen leuchtet, darf ich ihn nicht anführen, es wird doch besser seyn etliche Groschen dafür auszugeben, als etliche Schock Satzweiden dem Verderben bloß zu stellen. Dieses Begiessen muß

aber

aber freylich nicht obenhin geschehen, sondern so, daß das Wasser bis zur Wurzel eindringen kan. Wie hätten wir hiesigen Orts bey Anlegung verschiedener Baumreihen, von Wallnüssen, von Rüstern und andern Bäumen zu rechte kommen wollen, wenn wir die rechte Zeit des Begiessens nicht in Acht nehmen wollen? da hier so gar das Wasser mit Pferden herbey gefahren werden muß. Ueberhaupt rathe ich einem jeden, der Bäume setzet, selbige um gemeldete Zeit tüchtig zu begiessen, damit das Wasser zur Wurzel dringen, und nicht ablaufen möge. Wenn dem neu gesetzten Baume die nöthige Feuchtigkeit fehlet, die ihm die wenige Wurzeln zuführen sollen: so muß er nothwendig verdorren.

Wenn die Satzweiden so behandelt werden, wie ich vorgeschrieben habe: so wird gewiß keine zurück bleiben. Es ist aber noch folgendes hierbey zu bemerken: nemlich, daß man in dem darauf folgenden Frühjahre etwa im Merz allen jungen Wuchs beschneidet, und nur einen halben Zoll lang davon stehen lässet. Wenn man dieses thut, wird man sehen, daß sie noch einmal so starke Triebe machen werden, als wenn die vorige schwache Reiser wären stehen geblieben: denn wie sind doch die wenige junge und kleine Würzelchen im Stande, eine Menge junger Zweige den Saft zuzuführen? Deswegen treiben sie auch das andere Jahr sehr sparsam, ja sie verdorren wohl gar; wenn die Zweige aber alle abgeschnitten werden: so behalten die Wurzeln Kräfte sich zu vermehren.

Ich kan hiervon ein Beyspiel anführen. Ein gewisser Gutbesitzer hatte am Fusse einer feuchten

Wiese eine Menge Satzweiden Reihenweise anpflanzen lassen, und sie waren das erste Jahr alle gut gekommen; da sie 2 Jahr gestanden, blieben sie zwar grün, wollten aber nicht von der Stelle wachsen: ich gab dem Verwalter des Guts den Rath, daß er im künftigen Frühjahre alle diese kleinen Reiser, welche sehr dürftig aussahen, mit einem Messer abschneiden lassen sollte, wornach sie auf einmal starke Triebe machten, und sich nun im guten Stande befinden.

Bey einem Gute an der Saale hatte ich neulich das Vergnügen ein vortreffliches Weidicht (Salicetum) zu sehen. Es war auf einem Viehanger vor dem Dorfe angeleget worden. Gerade vom Dorfe aus, hatte der würdige Guthsbesitzer eine doppelte Baumreihe von den schönsten Aepfel und Birnbäumen, und auf beyden Seiten lauter Weiden in Quincuncem *) so setzen lassen, daß man überall durch die Linien durchsehen konte, welches ein schönes Ansehen gab, und die gehörig behandelte Weiden stunden alle in gutem Wachsthume. Der Herr des Guts versicherte, daß er jährlich 300 Schock Wellen von diesen Weiden verkaufen könte. Welche nützliche Verbesserung! Doch das war es nicht allein Ich fragete, wie es ums Graß zur Weide des Viehes auf diesem Platze stünde? und die Antwort war: unvergleichlich besser, als auf denen dabey gelegenen noch unangebaueten Stücken dieses Angers.

Ich führe dieses deswegen an, um diejenigen aus dem Schlafe aufzuwecken, die eben dergleichen Gelegenheit haben, und ihren Nutzen verschlafen.

Es

*) Quincunx bedeutet bekantermassen die Figur eines Fünfers auf einem Würfel, nach dieser Stellung :·:

Es geht mir, und wie ich weiß, auch andern, die nur ein wenig von der Landwirthschaft verstehen, allemahl nahe, wenn man oft grosse Plätze noch wie Wüsteneyen liegen siehet, die doch auf gleiche Art nutzbar gemacht werden können.

Ausser den dürren Angern liegen uns auch noch hin und wieder nasse uud sumpfige Plätze genug vor den Augen, die theils gar nicht genutzet werden, theils saueres Graß und andere schlechte Gewächse tragen. Zu deren Verbesserung will ich folgenden wohlgemeinten Vorschlag thun, in Hofnung, daß er nicht nur werde gelesen, sondern auch befolget werden, solte es auch nur von einem und dem andern geschehen.

Man lasse im Herbste, da der gleichen Plätze gemeiniglich nicht wasserreich sind, einen Ablauf-Graben etwa 2 Ellen breit ziehen; in Ansehung der Tiefe muß man sich nach der mehrern oder wenigern Menge des Wassers richten.

Ausser demselben müssen noch einige schmählere Gräben creutzweise aufgeworfen werden, die mit dem Hauptgraben Gemeinschaft haben. Die ausgeworfene Erde bringt man alle auf eine Seite, und pflanzet darauf die so genannten Korb- Band- oder wie sie hier genennet werden, Saalweiden. Man nimt davon Stöcke eines Fingers stark, und etwa einer Elle lang, und steckt sie im Frühjahre creutzweis in den Auswurf, so, daß sie nur etwa 4 Zoll über die Erde herausstehen. Diese Weiden werden binnen wenig Jahren die auf die Graben gewendete Mühe und Kosten reichlich ersetzen: denn sie werden von den Korb- und Flechtmachern auch Fischern ge-

suchet und gut bezahlet werden, oder man kan sie auch, wenn sie 3 Jahre gestanden, zur Feuerung anwenden. Bruchweiden sind nicht so nützlich, und nur zur Feuerung zu gebrauchen. Zugleich wird aber auch die Gesundheit des ganzen Grundstücks, das vorhin an der Wassersucht krank gelegen, erhalten werden.

Zum Beschluß bemerke ich noch folgendes: in den Schlesischen ökonomischen Samlungen vom Jahre 1755 im VII. Stück habe ich vieles von Weiden gelesen: der Verfasser hat manche gute Regeln gegeben; aber auch vieles gesagt, das nichts bedeutet, und den Landwirthen die Sache mehr schwer und verdrüßlich, als leicht und angenehm gemacht.

Gedanken über die ausserordentlichen Baumblüthen.

Die verschiedene Würkungen der Natur, welche der Schöpfer in selbige geleget, sind unergründlich. So viel man sich auch Mühe giebt, sie zu ergründen, und so weit man zu den itzigen, gegen die vorigen Zeiten gekommen: so findet man doch ein ganzes Meer von Heimlichkeiten, die unsern Sinnen verborgen bleiben, und wo man mit Gewißheit nicht sagen kan, wie es damit zugehe. Wenn ich nur bey dem vegetabilischen Reiche stehen bleibe, und blos ein und das andere Beyspiel anführen darf: so ist es ein noch unaufgelöstes Räthsel, warum eine jede Bluhme ihre Farbe ordentlicher Weise alle Jahre wiederbringe? Woraus bestehen doch die

Säfte

Säfte der rothen, gelben, weissen und andern Bluhmenfarben? Warum findet man auf einem Stengel eine wundersame Vermischung der Farben? Woher rühret der unterschiedene Geruch bey einerley Art Blumen, z. B. bey den Nelken? Warum verändern die Blumen öfters ihre Farben, z. B. die Tulipanen, wiewohl hier eine Ursache angegeben werden kan, welche die Erfahrung bestärket. Die Zwiebeln von den prächtigen holländischen Tulipanen wollen alle Jahr ausgenommen, und zu gehöriger Zeit wieder an einen andern Ort versetzet werden. Bleiben sie 2 bis 3 Jahre an einem Orte stehen: so verliehren die meisten ihre schönen Farben, und verändern sich in schlechte und einfärbige. Wahrscheinlich erschöpfen sie die zu ihren schönen Farben erforderlichen Salze der Erde: wahrscheinlich hat der Schöpfer mehrere Salze in die Erde geleget, und einem jeden Gewächse das seinige zugeordnet: aber wer kennet die Salze genau, und wer kan hierbey, ohne Bewnnderung der Weisheit des grossen Schöpfers bleiben? Manche Blumenkünstler haben zwar versuchet, durch Begiessen der Pflanzen mit gefärbten Wasser, allerhand Farben hervorzubringen: allein wie es ganz wiedernatürlich ist; so haben sie auch weiter nichts erlanget, als daß sie ihre Pflanzen damit ins Reich der Todten geschicket. Andere haben es mit einer gekünstelten Erde, von schwarzfärbender Eichen- und Erlenrinde so weit bringen wollen, daß sie schwarze Blumen vorzeigen könten; sie sind aber nicht glücklicher, als die ersten gewesen: und wer kan eine natürliche Ursache angeben, warum man keine schwarzen Blumen antrift?

Was Harsdörfer aus dem Tassoni zur Ursache anführet, daß nemlich der Nahrungssaft der Blumen reinlich und zart seyn müsse; schwarze Feuchtigkeiten aber glumicht und gleichsam verbrant wären, welches aber dem Wachsthume der Pflanzen zuwider, das scheint mir so viel, als gar nichts gesagt zu seyn: es giebt ja schwarze Wurzeln und schwarzen Saamen.

Daß verschiedene Gewächse zur Unzeit blühen, als Aepfel, Birnen, Kirschen, Rosen u. a. ohne früher oder später gepflanzt zu seyn, ist eben nichts seltsames, und ich habe dergleichen genug gesehen; daß sie sich aber ausserordentlich groß und gefüllt, wie Rosen zeigen, habe ich nie bemerket, als den 4ten Junius 1763. Ein Apfelbaum im hiesigen Garten, von der Art, die Rambour verte genennet wird, war pyramidal gezogen, und hatte im Frühjahre zur gewöhnlichen Zeit nicht geblühet. Er stand in einem guten Wachsthume, und war nicht viel über 7 Jahr alt. Am besagten Tage ward ich gewahr, daß sich an einem der untersten Aeste etwas weisses befand, das eine schöne grosse weisse gefüllte Rose, in Ansehung der Vielheit der Blätter, vorstellete, der nichts, als der Rosengeruch fehlete. Ich schnitt sie ab, und steckte sie mit einem kurzen Zweige, nebst einer rothen Centifolien Rose, in eine vom Mistbeet genommene und von einander geschnittene Gurcke, und jederman, wer sie sahe, hielt sie für eine gefüllte weisse Rose. Meine Meynung von dieser ausserordentlichen Blüthe, ist diese: Die Bäume hatten im vorhergehenden Jahre 1762 sehr von den Raupen gelitten, welche die Blätter reine abgefressen;

es mußte also der Saft, der die Blüthe bildet, zurückbleiben. Hierzu kam die ausserordentliche Dürrung im Sommer desselben Jahres: da nun hier auch ein hitziger Boden ist; so waren die Bäume sehr von Kräften gekommen. Gegen den Herbst bekamen wir vielen Regen. Hier erholten sich die Bäume einigermassen wieder; der Saft trat von neuen, wiewol zu spät, wieder ein, und der Winter kam ihnen, so zu reden, auf den Hals; sonsten würden sie, wie ich glaube, von neuen getrieben haben. Sie konnten also nicht Fruchtaugen gebähren, sondern mußten den Winter über so bleiben. Aus dieser Ursache nun konte auch dieser Apfelbaum nicht blühen. Es erfolgte ein kaltes, doch aber mit genugsamen Regen versehenes Frühjahr. Hier bekam dieser Baum, der auch sonst an einem ihm zuträglichen Orte stand, neue und genugsame Kräfte. Die neuen Säfte, die sonst die Blüthe und hernach die Frucht ausmachen, hatten sich an einem der untersten Aeste versamlet und gleichsam zusammen gedrückt: wie solches aber zugehen können, daß sie alle einen Weg gefunden, und hier zusammen gekommen, ist mir unbegreiflich. Dieses machte, daß die sonst einfache Blüthe gefüllt und ausserordentlich groß ward.

Daß die Zurückhaltung der Säfte bey trockner Witterung, und die hernach erfolgten vielen Regen die ungewöhnliche Baumblüthen verursachen, habe ich gar vielmal angemerkt; sie sind aber doch nur einfach erschienen.

Die Rosen blühen vielmal im Herbst; aber nicht eher, als wenn es viel geregnet hat. Einen

Rosenstock im Scherben, der im Winter im Gewächshause seine Blumen frühzeitig gebracht hat, läßt man gemächlich austrocknen; zu dem Ende werden solche Stöcke in Scherben auf die Seite gelegt, daß kein Regen darauf fallen kan, und man giebt ihnen nur ein wenig Feuchtigkeit, daß sie nicht verdorren. Dadurch werden die Saftgefässe leer, sie wachsen nicht mehr, und verlieren ihre Blätter. Wenn dieses erfolget: so nimt man sie aus den Gefässen heraus, giebt ihnen frische Erde, und begießt sie so viel, als nöthig ist. Alsdenn fangen sie an von neuen zu treiben, und man hat in den Treibhäusern zur ungewöhnlichen Zeit Blumen davon.

Als etwas Sonderbares habe ich nur vor einigen Jahren erfahren und gesehen, daß ein wilder Birnbaum im freyen Felde, dessen Früchte nur die Schweine geniessen konten, zur ungewöhnlichen Zeit, nemlich 14 Tage vor Michael, blühete; und zwar stunden die Blüthen oben auf denen schon reifenden Birnen, da, wo die alte Blüthe sitzet, welches man den Pips zu nennen pfleget. Ein ähnliches Beyspiel habe ich in den Hannöverischen nützlichen Samlungen vom Jahr 1762 S. 157. und 663. angetroffen, da ein Birnbaum zu Winsen an der Lühe, auf gleiche Art geblühet, und zu leveste aus einer Mispel eine Blüthe heraus gewachsen ist. Ich erinnere mich auch in den fränkischen Samlungen ein gleiches gelesen zu haben. Wie es zugehe, davon dürften sich wohl natürliche Ursachen angeben lassen. Es sind die allerreinsten Säfte des Baumes, welche die Blüthe und Frucht hervorbringen. Vielleicht hat eine trockene Witterung, wie ich oben angeführet,

auch

auch diese reine Säfte zurückgehalten, und bey nachher erfolgtem guten Wetter, diese Säfte in die Canäle geleitet, und der Trieb ist nach der Frucht hingegangen, auf welcher sich eine neue Blüthe gebildet hat. Das sind meine unmasgebliche Gedanken.

Eine andere Bewandniß hat es mit demjenigen Arten von Aepfel, Birnen und Kirschen, die in einem Jahre zweymal blühen. Von Kirschen befinden sich im hiesigen Garten, Bäume, welche erst mit dem andern zugleich, hernach im Junius noch einmal blühen, und in der Mitte oder gegen das Ende des Septembers zum andernmale reife Früchte bringen, deren Geschmack aber nicht sonderlich gut ist. Von Aepfeln, die zweymal tragen, sagt **Gorius**, sie sind mir aber noch nicht vorgekommen; hingegen zweymal tragende Birnen habe ich unter Händen gehabt. Die Kirschen auch Pfirschen mit der gefüllten Blüthe, sind zwar den Augen eine angenehme, dem Munde aber schlechte Weide, indem sie insgemein sehr wenig Früchte bringen. Ich glaube, daß die Natur bey selbigen zu viel reine Säfte verschwendet, und hernach Mangel an solchen, die der Frucht gewidmet sind, leidet. Zur Lust kan man solche Bäume in einem Garten, aber nicht zum Nutzen haben.

Anmerkungen über den Winter des Jahrs 1763.

Der vergangene Winter wird deswegen merkwürdig bleiben, weil in selbigem viel Gewächse erfroh-

erfrohren sind, die sich doch in den grossen Wintern von 1709. und 1740. erhalten haben. Wenn auch an ein paar Tagen die Kälte 2 bis 3 Grad höher, als 1709. und 1740. gestiegen: so hat man doch im verflossenen Winter, meines Wissens, kein Beyspiel von erfrohrnen Menschen und Thieren, desto mehr aber in den beyden angezeigten Jahren gehabt; hingegen haben wir im verflossenen Winter mehr von erfrohrnen Gewächsen, als in den beyden grossen Wintern 1709. und 1740. erfahren. Jederman weiß, daß in dem jetzt verflossenen Winter kein Schnee gelegen, und daß es in der Nacht stark gefrohren, am Tage aber die Sonne geschienen. Ich bin nun 47 Jahr mit der Gärtnerey umgegangen, und habe manche kalte Winter ausgestanden; aber das habe ich noch nicht erlebet, daß so viele Gewächse durch den Frost ums Leben gekommen.

Petersilie, Rapunzeln nnd andere den stärksten Frost sonst aushaltende jetzo aber erfrohrne Gewächse bestätigen solches. Es ist wahr, der Schnee decket die Gewächse; denn die von oben eindringende kalte Luft wird dadurch abgehalten, die unterirdische warme Ausdünstungen aber werden erhalten. Man könte also sagen, der Mangel des Schnees wäre die Ursache des Verderbens so vieler Gewächse; allein ich habe noch eine andere bemerket, welche das Meiste dazu beygetragen hat: und diese ist der warme Sonnenschein bey Tage, von welchem die Gewächse aufthauen; oder es wurden die Säfte in selbigen flüßig; da es aber des Nachts wiederum heftig frohr: so erstarreten sie und die Saftgefässe zerrissen, mithin erfolgte der Todt so vieler sonst dauerhaften Gewächse.

wächse. Wäre dieses 2 bis 3 mal geschehen, so würde es ihnen nicht so gar viel geschadet haben: allein da es fast 4 Wochen also fortdauerte: so könten sie es nicht aushalten. Ich wil nur einige Erfahrungen hier anführen, die das, was ich gesagt habe, bestärken.

Ich kam im Frühjahre in einen gewissen Garten, und fand ein ganzes Beet der schönsten grünen Petersilie, da nicht eine einzige Pflanze darauf gegangen war. Ich mußte mich beym ersten Anblick darüber wundern, weil ich wußte, daß so wohl bey mir, als an andern Orten nicht ein Stängel gut geblieben war. Da ich aber die Gegend betrachtete, und fragte, ob in dem verflossenen Winter die Sonne hieher geschienen hätte: so bekam ich zur Antwort; nein, den ganzen Winter nicht; und es war auch wegen der vorstehenden hohen Gebäude nicht möglich. Die Petersilie war also immer gefrohren geblieben, und niemahls aufgethauet; folglich hatte sie auch keine Veränderung erlitten.

Ein Freund der Gärtnerey, der in der Naturwissenschaft kein Fremdling ist, klagte mir, daß seine Apricosen und Pfirschbäume an denjenigen Orten, wo sie für den kalten Nordwinden von den Gebäuden eine Beschützung und am Tage die völlige Sonne gehabt, erfrohren; diejenigen aber, so den kalten Winden ausgesetzt gewesen, und keine Sonne gehabt, gut geblieben wären, und bezeugete; daß es ihm unbegreiflich sey, wie dieses zugienge; als ich ihm aber obige Ursache des Erfriehrens erklärete, sahe er es bald ein, und ward in dieser Meynung durch seine Erfahrung bestärket.

Die

Die Taxbäume leiden allezeit von Froste mehr Schaden an der Sommer- als an der Winterseite. Die in einem Winkel stehen, wo weder Sonne noch Mond hinscheinet; sind immer so grün, als wie eine Raute.

Die Saamennelken, so doch viel Kälte ausstehen können, sind diesen Winter in vielen Gärten erfrohren, und mir ist es selbst so gegangen: ich hatte aber dergleichen auf einigen Beeten hinter den Gebäuden stehen, wo keine Sonne hinscheinen konte, und diese haben sich insgesamt erhalten.

Der Kohl, so im Schatten gestanden, ist gut geblieben; hingegen derjenige, so der Sonne ausgesetzt gewesen, etfrohren.

An einigen Apricosen und Pfirschbäumen sind nur einzelne Aeste erfrohren. Ich habe bemerket, daß nur solche Aeste dieses Schicksal haben, die schon vorher schwach und krank gewesen; die gesunden aber haben vom Froste nicht gelitten.

Die Wallnußbäume, so im hiesigen Weinberge auf der Höhe am Wiederschein der Sonne stehen, haben vom Froste Schaden gelitten: die sich aber am Fusse des Weinberges befinden, und theils von den vorstehenden hohen Bäumen, theils von dem Berge der Gegend nach, Schatten haben, sind alle unbeschädigt geblieben: dahingegen im vorigen 1762. Jahre bey den späten Nachtfrösten, die wir im Meymonat hatten, der junge Wuchs an denenjenigen, die in der Tiefe stunden, alle erfrohr, die in der Höhe stehenden aber unbeschädiget blieben. Es ist dieses nicht das erstemal, da ich solches bemerket habe. So viel ich mich noch erinnere, war es das

Jahr

Jahr 1728. da die späten Nachtfröste dem jungen Wuchse an Nuß und andern Bäumen grossen Schaden thaten. Die Wirkung von diesen Frösten fiel gar besonders in die Augen. In Wäldern hatten die Eichen und Aspen schon auf 5 Zoll lang getrieben: sahe man nun auf einem Walde von der Ferne hinaus, so waren die Berge grün, und die Thäler schwarz: und so gieng es auch den Gärten in den Dörfern, die in der Tiefe lagen; denn hier war für dieses Jahr gar kein Obst; dahingegen die auf Höhen und Bergen gelegene Dörfer keinen Mangel am Obste hatten. Die natürliche Ursache dieses Erfriehrens scheint mir dieses zu seyn: wenn wir dergleichen späte Fröste haben: so erfolgen selbige nicht gleich des Abends, wie etwa im Winter, sondern früh Morgens, wenn die Sonne sich dem Gesichtskreise nähert, und ihre Strahlen den Erdboden von vorne berühren. Dadurch wird die Kälte mit Macht nieder und in die Thäler gedrückt. Wer da weiß, wie die Wärme die Kälte verjaget und niederdrückt, der wird sich solches leicht vorstellen können. Ueberdis ist auf hohen Gegenden und Bergen allemal mehr Luft, als in Thälern, welche die Kälte zu der Zeit zerstreuet, und in die Thäler drücket.

Nur dieses ist mir noch ein Räthsel, wie es zugehe, daß bey solchen späten Nachtfrösten nicht alles erfriehret, was auf einem Flecke zusammen stehet, und auch wohl einerley Gewächs ist; z. B. Gurken, Schminkbohnen ꝛc. werden Reihenweise gesäet, und können nicht viel Kälte vertragen. Da habe ich nun vielmal gesehen, daß ganze Beete erfrohren; gleichwol aber in eben denselben Reihen,

und

und zwischen den erfrohnen inne oft mehrere gut geblieben. Warum trift sie der Frost nicht alle, da sie doch so nahe beysammen stehen, und zu gleicher Zeit gesäet sind? Ich habe mich vielmals darüber gewundert, und Betrachtungen angestellet. Anfänglich glaubte ich, die nicht erfrohrnen müßten diejenigen seyn, welche eher aufgegangen, und von der Luft mehr, als die andern verhärtet worden; denn die Saamen gehen nicht alle zugleich auf an einem Tage: allein diese Gedanken sind nunmehro vereitelt worden, da ich im vorigen Jahre bey den späten Nachtfrösten ein anderes erfahren habe. Ich hatte in einem Viereck auf 4 Beete Zwergbohnen gesäet; als diese anfingen aufzugehen, säete ich auf andere 4 Beete neben jenen, eben dergleichen Bohnen. Diese waren kaum aufgegangen: so erfolgte der Frost. Die erstgesäeten erfrohren, doch so, daß zwischen den Erfrohrnen 1. 2. 3. auch 4, gut blieben; die auf den 4 Beeten aber, welche nur hervorgekommen waren, blieben alle unversehrt. Hier bekenne ich, daß ich nicht im Stande bin, die Ursache einzusehen. Wer kan der Natur alle ihre Heimlichkeiten ablernen? Aber, möchte man fragen, wozu dienen diese Anmerkungen, die ich hier über den verflossenen Winter gemacht habe? Ich antworte: da wir gesehen haben, daß die öftern Veränderungen des Wetters den Gewächsen schädlich sind: so thut man wohl, wenn man diejenige Pflanzen, so den Winter über in den Gärten frey stehen bleiben, an solche Orte säet und pflanzet, wo die Sonne im Winter wenig oder gar nicht hinscheinet. Das ist gerade das Gegentheil von der gemeinen Gärtne-

reyart,

reyart. Bisher hat man geglaubet, daß die wärmste und sonnenreicheste Plätze die bequemste für die Wintergewächse wären: aber dieser Winter hat uns eines andern belehret. Ich glaube zwar, daß ein solcher wärmerer Platz nicht allemal schädlich sey; denn wenn wir Schnee genug bekommen: so haben die Gewächse eine Decke, daß sie die Sonne nicht verändern kan, und sie bleiben daher immer in einem Grade der Kälte; zu geschweigen, daß, wenn das Erdreich nicht vorher zu sehr, oder wohl gar nicht gefrohren, die unterirdischen warmen Ausdünstungen eine gemäßigte Wärme verursachen, so, daß dieselben öfters unter dem Schnee wachsen; welches jedoch nicht eher geschiehet, als wenn das Erdreich gar nicht gefrohren ist, denn der Frost macht solches fest, daß die warmen Theilchen nicht durchdringen können, und in solchen Wintern, da der Schnee immer liegen bleibet, sind solche warme Standplätze der Wintergewächse nicht zu verachten: allein wer ist uns gut dafür, und wie können wir das Winterwetter so genau vorher wissen? Daher ist es sicherer, da zu säen und zu pflanzen, wo im Winter die Sonne am wenigsten schädliche Wirkungen machen kan. Woite es jemand auf zweyerley Art versuchen, und einen Theil seiner Pflanzen auf einen warmen, und den andern auf einen kalten Platz bringen, der würde so wenig übel fahren, als ich mit meinen Saamennelken. Ueberhaupt werden sich die Gärtner nicht viel solche Winter wünschen, als der nun überlebte, gewesen ist; mehr dergleichen würden vielen Gewächsen, die wir aus andern Ländern haben, und die bey uns gleichsam inländische

geworden sind, das Garaus machen, und wir würden uns mehr siberische Pflanzen anschaffen müssen; wovon ich dismal eine anmerkliche Probe gesehen habe; nemlich, wie gut sich der siberische perennirende lein in diesem harten Winter gehalten, da doch alle andere Gewächse, die nahe dabey gestanden, ihr Leben durch den Frost verlohren. Er ist zu einer solchen Höhe dediehen, daß er anjetzo, (im Junius des 1763 Jahres) bis zu drittehalb Ellen hoch stehet. Von den Weinstöcken will ich noch etwas anführen. Diese wollten im Frühjahre nicht zu der sonst gewöhnlichen Zeit ausschlagen. Man konte wohl sehen, daß das Holz nicht erfrohren war; gleichwohl, wollten sie nicht blühen, welches sehr spät erfolgete, daher wird es eine späte Weinlese und saure Trauben geben. Man gab es den kalten Nächten schuld; allen die wahre Ursache ist diese: die kleine Haar- oder sogenante Thauwurzeln, oder, wie es die Winzer nennen, die Nahrungswurzeln, die sich in der Oberfläche des Erdbodens befinden, und dem Stocke die beste Nahrung verschaffen, sind verdorben, wozu ebenfals die abwechselnde Witterung, nemlich der Sonnenschein am Tage, und der Frost des Nachts, schuld ist. Es dauerte daher so lange, ehe der Weinstock ausschlug, welches nicht eher erfolgen konte, als bis wiederum andere Haarwurzeln an der erfrohrnen Stelle gewachsen waren. Da der Weinstock deswegen schwaches Holz getrieben; so vermuthe ich auch im künftigen Jahre keine reiche Weinlese.

Vermischte ökonomische Anmerkungen vom pohlnischen Weitzen.

Im Jahre 1764 säete ich 2 Wochen vor Michael 15 Körner vom polnischen Weizen in ein mittelmäßiges Gartenland, vier Zoll von einander. Zwo Wochen hernach säete ich eben so viel Körner auf eben dieses Land, neben die ersten. Die erstgesäeten sind am besten gerathen, so, daß ein Korn 16. 18. bis 20 vollkommene Stängel und Aehren getrieben; die letztern aber haben, ob sie gleich eben so weit von einander gesäet waren, kaum halb so viel hervorgebracht. Im folgenden Frühjahre 176-. säete ich den übrigen Rest, von 10 Körnern in eben dieses Land, und in voriger Weite von einander, und wurde gewahr, daß solcher 8 bis 10 vollkommene Halmen trieb, welche auch vollkommen reif wurden. Von den im Herbste frühzeitig gesäeten, da ein Korn 18 Aehren hervorgebracht hatte, zählte ich der Körner 648 heraus, ohne was die Sperlinge weggefressen hatten.

Ich mache bey diesem Versuche folgende Anmerkungen: 1) ist das frühzeitige Bestellen der Winterfrüchte allemal von grösserm Vortheil, als das mittlere und späte, wie wir in diesem Jahre mit grossem Verluste erfahren haben. Ich habe einen alten Hauswirth gekant, welcher zu sagen pflegte: ich bestelle 9 Jahr nach einander über Winter frühzeitig, und sollte es alle 9 Jahr mißlingen, und das 10te Jahr fange ich wieder so an, und fahre auch so fort, und es ist mir noch nie mißlungen.

2) Das Dünnesäen hat vor dem Dicksäen einen grossen Vorzug. Man könnte an dem gewöhnlichen Maasse des Saamens, den man auszustreuen pfleget, an vielen Orten eine beträchtliche Ersparung machen, wenn die vorher mit der Ege fein eben gemachte Aecker zu rechter Zeit besäet würden. Die Erfahrung lehret, daß dünne Saat, die von der Wärme Vortheil ziehet, in einem Boden von mittelmäßiger Beschaffenheit sich besser bestaudet, und reichlichere Früchte bringet, als wenn die Pflanzen fein dick, nach Gelegenheit in Lienien, eine an der andern stehen, so, daß die Wurzeln wie ein Filz zusammen wachsen, und eine der andern die Nahrung entziehet. Unter mehrern Beyspielen nur eins anzuführen, so erinnere ich mich eines Pachters eines adelichen Gutes, der bey Antritt seines Pachtes nicht allein grossen Mangel an Dünger litte, sondern auch ein solches mageres Land bekam, daß mancher Acker wohl in 20 und mehr Jahren dergleichen nicht gekostet hatte. Dieser half sich damit, daß er das Feld erstlich tüchtig umarbeiten ließ, sodann, daß er dünner als gewöhnlich säete. Dadurch geschahe es, daß die Pflanzen sich nicht allein gut bestaudeten; sondern auch vollkommene Aehren hervorbrachten. Dagegen auf andern Grundstücken, wo er zum Versuch dicker, nemlich nach dem gewöhnlichen Maasse, gesäet hatte, es bey einem, und noch dazu schlechten Stengel und Aehren blieb: das Getreyde war Flachs, wie man dorten zu reden pflegt.

3) Wird hierdurch bestärket, was Ew. ꝛc. in Dero ersten Sammlung Theil VI. Seite 364 geschrie-

schrieben haben. Er vermehret sich sehr reichlich, und kann sowohl über Winter, als Sommer, mit Nutzen gebauet werden. Diejenigen, welchen im verwichenen Jahre ihr Wintergetreyde auf den Aeckern vergangen war, würden guten Gebrauch davon haben machen können, wenn er nur in Menge zu bekommen gewesen wäre; nemlich da viel Rocken umgepflüget, und Gerste darein gesäet werden muste, hätte man, an statt der Gerste, diesen Weitzen erbauen können.

4) Weil diese Frucht sehr lange Grannen hat: so scheinet sie für den Sperlingen in etwas gesichert zu seyn. Ich hatte auf eben das Land, wo er ausgesäet war, auch von dem von Ew. ꝛc. mir zur Probe zugeschickten Weitzen, triticum turgidum, eine Anzahl Körner zwey Wochen vor Michael gesäet, welcher keine Grannen hat. Sobald dieser verblühet war, und nur wenig Körner angesetzet hatte, war er in zwey Tagen von den Sperlingen reine ausgefressen, so daß ich auch nicht ein einziges Korn erhalten habe; da doch der daneben stehende polnische zu derselben Zeit von diesen gefräßigen Vögeln nicht angegangen ward; und ob sie sich gleich nachher auch daran machten; so war doch der Schade obbeschriebenermassen erträglich.

5) Der eingeerndtete polnische Weitzen scheinet mir nicht recht mehlreich zu seyn: ich muß aber auch sagen, daß ich ihn in etwas zu zeitig abgeschnitten habe; und zwar aus Furcht, die Sperlinge möchten mir nicht viel Saamen übrig lassen. Die Versuche im Grossen müssen künftig

ein mehreres von dieser Frucht, in Ansehung ihres Gebrauches, lehren. So viel ist gewiß, daß, da sie so wohl über Winter, als Sommer, gesäet werden kann, dieser Vortheil schon viel zu ihrer Empfehlung beyträgt.

Von dem engländischen Weitzen, Triticum turgidum.

Diesen Weitzen habe ich auch zweymal, auf vorhergemeldetes Gartenland, neben den polnischen über Winter gesäet: einmal 2 Wochen vor Michael, das anderemal 2 Wochen später 1764. Der früher gesäete bestaudete sich, gleich dem polnischen, stark; der später aber war nur mittelmäßig. Der erste brachte 16 bis 20 vollkommene Halmen und Aehren; der letztere aber kaum halb so viel. Ein abermaliger Beweiß, daß das frühzeitige Bestellen vortheilhafter ist, als das späte. Aber die Sperlinge brachten mich, vorangezeigter massen, um die ganze Erndte. Ich säete im folgenden Frühjahre 1765. im März, die übrigen behaltenen Körner auf eben dieses Gartenland. Sie giengen gut auf; aber sie schosseten nicht, sondern stehen anjetzo, da ich dieses schreibe, (den 15ten Januar 1766) noch grün; ohngeachtet ich die großblätterichten Büsche zweymal abgeschnitten habe. Er läßt sich also nicht, wie der polnische, so wohl über Winter als Sommer säen. Wie der Ertrag ausfallen dürfte, werde künftig geliebts Gott! melden.

Vom

Vom ägyptischen Korne.

Im Jahre 1765 in der Mitte des Merz säete ich 150 Körner von dieser Frucht, 3 bis 4 Zoll von einander, welche zum Theil 36 zum Theil 40 bis 50 Stengel und Aehren trieben, und die Erndte von dieser kleinen Aussaat fiel daher sehr reichlich aus. Diese Frucht verdiente daher wohl mehr angebauet zu werden, als geschiehet. Man muß sie nur nicht zu dick säen. Man hätte sie im vergangenen Jahre, da der spät und in der Mittelzeit bestellte Rocken aller Orten umgeschlagen, so, daß man vieles umpfliegen muste, mit Nutzen bauen können: denn es schüttet reich, und giebet ein gutes Mehl. Ob es über Winter gesäet werden könne, davon habe im vergangenen Herbste den Versuch gemacht; es ist gut aufgegangen, und der Erfolg wird ein mehreres lehren, daß ich zu seiner Zeit berichten will.

Vom nackten Hafer.

Die wenigen Körner, so ich von Ew. ꝛc. bekommen, habe ich im Merz 1765 drey Zoll von einander gesäet. Jedes trieb 36 bis 40 vollkommene Halmen Aehren, ohne die schwachen. Die Erndte war also sehr vortheilhaft. Von dem Gebrauche bin ich noch nicht unterrichtet.

Vom Weitzenspelt.

Zu der Zeit, da ich den polnischen und englän-
dischen Weitzen säete, brachte ich auch die zugeschickte Körner vom Spelt in die Erde: es gieng aber nur ein einziges auf, weil der Saame schon alt (fünf jährig) war. Diese Pflanze hielt sich den Winter über gut, und trieb 98 Halmen, darunter 30 unvollkommene waren, die andern aber reichlich Saamen brachten. Aber wie kann man die Körner aus den Hülsen bringen?

Vom Eruum, eruilia.

Von dieser Art linsen säete ich acht Körner im
Merz 1765. Sie bestaudeten sich so, daß ein Korn 8 bis 10 Halmen mit vollkommenen Schoten brachte: folglich schütten sie reichlich. Ich habe welche kochen lassen, aber sie wollen nicht weich werden: sonst schmecken sie wie die gewöhnlichen linsen. Zum Futter fürs Vieh könnten sie wohl mit Nutzen erbauet werden

Von dem Leine von Ancona.

Im Merz 1765 säete ich diesen lein in ein gutes
Gartenland; er gieng gut auf, und ich habe von dem wenigen Saamen eine gute Menge bekom-

kommen. Ich habe bemerket, daß er von unserm gewöhnlichen darinn abgehet, daß er sich bestaudet, indem manches Korn 5. 6 bis 7 vollständige Stengel treibet; woraus folget, daß man ihn nicht so dicke, wie den gewöhlichen, säen dürfe. Ich säete im Herbste 1764 einige Körner in einen Blumentopf, erhielt sie im Winter im Gewächshause, und brachte sie im Frühjahre, als kein Frost mehr zu vermuthen war, im Garten in die freye Erde. Diese trieben Stengel, die höher, als 2 Ellen wurden; da hingegen die, so im Frühjahre 1765 ins freye Land gesäet wurden, kaum eine Elle hoch wurden. In Ansehung des Flachses von diesem Leine kann ich keine Nachricht geben, weil am hiesigen Orte keine Gelegenheit zum Rösten, und Mangel an den nöthigen Instrumenten ist, und die Leute in diesem Landnahrungsgeschäfte ganz unwissend sind.

Von Bestellung des Leins und Hanfes über Winter.

Der gegebenen Veranlassung zu Folge habe ich Versuche im Kleinen gemacht, wie die Saat des Leins und Hanfes im Herbste gelingen würde? Ich säete 1764 im Herbste Saamen von beyden aus; es gieng aber kein Körnchen auf. Vermuthlich war das lange anhaltende kalte Regenwetter Schuld daran: denn dieser Saame

will zu seinem Aufkeimen Wärme haben. Wenn die Witterung dieser Bestellung des Leins und Hanfes über Winter, auch ein und das andere-mal gelingen sollte: so geschiehet es doch nicht allemal, daher wird, meiner Meinung nach, wohl am sichersten seyn, wenn man das Gewisse fürs Ungewisse nimmt, und den Lein so wohl, als Hanf, im Frühlinge zu säen fortfähret, wie wir es gewohnt sind. Hat die Winterbestellung des Leins, nach den öffentlichen Nachrichten, in Irrland sich vorzüglich gut erwiesen: so kann die dortige Himmelsgegend, so von der unsrigen weit unterschieden ist, auch etwas dazu beygetragen haben.

Hierbey muß ich aber folgendes noch mit anmerken: Ew. ꝛc. hatten mir vor einigen Jahren unter andern Saamen von dem wilden Hanfe aus Bützow zugeschicket, und ich hatte ihn im Frühlinge gesäet, und im Herbste geerndtet. Im folgenden Frühlinge kamen an dem Orte, wo er gestanden hatte, wieder viel junge Pflanzen hervor, und er hatte sich selbst ausgesäet. Ich rupfte alle Pflänzchen aus, und ließ nur ein einziges stehen, welches eine männliche Pflanze war, die keinen Saamen brachte. Ich glaubte nicht, daß nun mehrere Pflanzen aufgehen würden: allein zu meiner Verwunderung kamen noch etliche an demselben Orte hervor, die ich auch, bis auf eine, ausraufte, und das war eine weibliche. Sie trieb über 4 Ellen hoch, und hatte 8 Seitenäste, deren jeder über 2 Ellen lang war. Der Stengel war unten im Umfange vier und einen halben Zoll stark. Ohnerachtet dieser Grösse und Stär-

ke bekam ich doch wenig, und noch dazu schlechten Saamen von diesem Stocke. Diese Gelegenheit hat mich in meiner ehedem in Ew. ꝛc. Sammlung geäusserten Meinung von dem doppelten Geschlechte des Hanfes in 2 unterschiedenen Pflanzen, wankend gemacht, und man kann daraus ersehen, daß sich manche Saamen etliche Jahre in der Erde gut erhalten, und sodenn noch, unserer Erwartung zuwider, aufgehen können.

Vom hohen und niedrigen Wuchse der Wachholderstauden.

Der Herr von Linnee schreibet in seiner westgothischen Reise Seite 28 von dem Berge Kinnekulle: „Die Wachholderbüsche wachsen alle „hoch und gerade, wie Cypressen. Ich weiß noch „bis jetzt nicht, warum sich dieser Baum auf stei„len Anhöhen allezeit an den Seiten mehr zusam„menziehet und in die Länge wächset. Derjenige „Naturforscher, welcher einmal der Natur diese „einfältige Kunst ablernen wird, kann unsern „Gärtnern in einer unbekannten Sache Unter„richt und Anlaß geben, unsere Gärten mit ein„ländischen Cypressen auszuzieren.„

Meinem Erachten nach ist folgendes die Ursache davon: die Wachholderbüsche säen sich durch ihren Saamen aus, und die Stauden gehen gleich andern Nadelbäumen in die Höhe, wenn

sie

sie nicht durch einen widrigen Zufall im Wachsthume zurückegehalten werden. So wohl das wilde als zahme Vieh hat einen besondern Geschmack an den jungen Spitzen, und beißt sie ab, weil sie eine Arzeney sind. Sie treiben daher Seitenzweige, und davon werden die Spitzen auch abgebissen. Dieses geschiehet alle Jahre; daher können keine andere als stuppige und buschige Stauden erwachsen, und es ist eben so, als wenn sie alle Jahre mit der Scheere beschnitten würden. Ich gieng im verwichenen Herbste über die Heyde bey Niedleben, wo ich Wachholdersträucher in grosser Menge auf freyen Plätzen, da Vieh weidete, antraf. Kein einziger war in die Höhe gewachsen; sondern es stelleten sich den Augen allerhand Figuren von Cannapees, stumpfen Pyramiden, Säulen, Schiffen und dergleichen vor; die, wenn sie in einem Garten gestanden, und unter die Hand eines geschickten Gärtners gekommen wären, bald zur Vollkommenheit hätten gebracht werden können.

Man versuche es im Gegentheile, und säe im Herbste frische Wachholderbeeren in einem Garten, oder auf einem für allem Viehe gesicherten Platze aus: so wird die Erfahrung lehren, daß sie alle gerade in die Höhe gehen, wenn sie nicht abgebrochen, oder sonst beschädigt werden. An etlichen Orten in Thüringen, wo diese Bäume selten sind, pflanzen sie die Bauern mit in ihre Obstgärten, wo sie von allen Zufällen sicher sind.

Ich habe daselbst Wachholderbäume von ansehnlicher Stärke und Höhe angetroffen. Da sie nun

nun der Herr **von Linnee** auf dem Berge Kinnekulle hoch und gerade aufwachsend angetroffen; so dünket mich, daß davon keine andere Ursache angegeben werden könne, als daß sie auf selbigem für den Beschädigungen des Wildes und zahmen Viehes vollkommen gesichert gewesen sind, und in einem guten Boden gestanden haben müßen.

Vom Blauwerden der Milch.

Ew. ꝛc. habe ich vor 3 Jahren einen Aufsatz von diesem Uebel zugesendet, welchen dieselben auf dem XV. Theile Ihrer Sammlungen einverleibet haben. Ich behauptete darinn, daß eine innere Krankheit einer oder mehrerer Kühe von einer Heerde die Ursache davon sey. Ich werde darinn durch des Herrn **von Linnee** westgothische Reise S. 317 bestärket, welcher von dem Kuhpilze (Boletus bouinus) anmerket, daß, wenn ihn die melkende Kühe frässen, sie eine eckele und unschmackhafte Milch gäben, welche währenden Gerinnen zähe würde, und aufschwölle, und wovon die Leute glaubten, sie wären behext. Daß dieser Kupilz die wahre Ursache des Blauwerdens der Milch sey, glaube ich mit desto mehrerer Gewißheit, weil das Uebel nur zu der Zeit entstehet, wenn das Vieh im Sommer und Herbste an dergleichen Orte ausgetrieben wird, wo sie zu solcher Zeit oft häufig wachsen, und weil sie eine Kuh begieriger als die andere frißt. Die Hirten, welche

che davon wenig oder gar nichts verstehen, sollten angewiesen werden, darauf Achtung zu geben. Von den Schaafen weiß ich, daß sie zur Herbstzeit die Champignons auf den Riethern auch fressen, wenn es zumal an Grase gebricht. Und wer weiß, ob sie nicht auch eine Ursache von manchen Krankheiten dieser Thiere sind? Es gehöret ein tüchtiger Magen dazu, sie ungekocht, ohne Butter, Pfeffer ꝛc. zu verdauen.

Von Brechschöben.

Von dem Herrn D. Schäfer zu Regensburg sind verschiedene andere Materien gezeiget worden, woraus Papier gemacht werden kann, als die Lumpen. Ich weiß nicht, ob bereits mit den Schöben oder Ageln Versuche gemacht worden oder nicht, welche nach den Abhandlungen von Bern 1765 Seite 79 auch dazu zu gebrauchen seyn sollen. An Orten, wo viel Flachs und Hanf gebauet wird, findet man oft ganze Hügel von diesen, Abgängen, die als unnütze weggeworfen werden, wenn man nicht zuweilen etwas davon unter den Leim menget, den man zum Bauen brauchet. Man trägt Bedenken sie in den Mist zu mengen, weil man glaubet, die Maulwürfe zögen sich dahin, wo mit dergleichen Miste gedünget wäre. Sie verfaulen sehr langsam, und halten den Acker locker, endlich aber wird doch eine Modererde (humus) daraus. Sie sind also in der That nicht als unnütze zu betrachten.

Vom

Vom Rohr.

Das Rohr, so in Sümpfen und morastigen Orten, Teichen und an Ufern der Flüsse wächset, ist dem Rindvieh ein angenehmes, aber den trächtigen Kühen sehr schädliches Futter. Vor etlichen und 30 Jahren hatten die Einwohner eines gewissen Dorfes, das Unglück, daß viele ihre Kühe zu früh kalbeten. Sie nenneten die unzeitige Kälber nackende Kälber, und niemand, als der alte Hirte des Orts, sahe die Ursache davon ein. An einem grossen Teiche, der sich flach ausbreitete, wuchs viel solches Rohr. Die arme Leute machten sich solches zu Nutze, zumal weil sich niemand um den Grasbau bekümmerte, und das grüne Futter fürs Vieh eine solche Seltenheit war, wie sie es noch an vielen Orten ist. Man holt in diesem Falle, was man von selbst wachsend findet, mit grosser Mühe zusammen. Die Leute wadeten bis an die Knie ins Wasser, und schnitten im Junius und Julius die grüne Blätter vom Teichrohre für ihr Vieh ab. Man hielt sie für ein gutes Futter, weil sie das hungrige Vieh begierig fraß: allein der Erfolg lehrete, daß alle diejenigen, so dieses Gras zu derselben Zeit ihren trächtigen Kühen mit grosser Mühe herbeygetragen und zu fressen gegeben, um ihre Kälber kamen. Es dauerte diese Fütterung und das frühzeitige Kalben der Kühe 2 Jahre nach einander, indem die Warnungen des alten Hirten nicht geachtet wurden. Endlich legte sich diese Fütterung von selbst: denn das Rohr hörete auf

zu wachsen, da es durch öfteres Abschneiden im vollen Safte ersticket ward und ausgieng; und man beschloß den Teich auszutrocknen und zu Acker zu machen.

Von dem Krauthacken.

Es ist ehedem in öffentlichen Blättern, und wo ich nicht irre, in den braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1756 angefraget worden: ob es besser sey, das Kraut oder den Weißkohl, reihenweise, wie an sehr vielen Orten gebräuchlich ist, oder nur einzeln zu behacken? Man steckt die Pflanzen reihenweise, und wenn sie in etwas erwachsen sind: so pfleget man sie mit besonders dazu verfertigten breiten Hacken zu behäufeln. Je höher man die Erde anhäufelt, desto besser denkt man, daß es sey: aber man denkt unrichtig, und es erfolgt gerade das Gegentheil. Warum hackt man denn das Kraut? Um keiner andern Ursache willen, als das Unkraut zu vertilgen, welches ihm die Nahrungstheile und Feuchtigkeit in der Erde sonst rauben würde. Warum wirft man denn also Berge um die Pflanzen herum auf? Nicht wahr, damit das Wasser von den Wurzeln der Pflanzen desto mehr abziehen, und sie von der Sonne und Luft desto leichter austrocknen, folglich auch den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit zum Wachsthume nicht mittheilen können. Man wird dagegen einwenden: durch das Anhäufeln

der

der Erde geschiehet es, daß der Krautstrunk neue Wurzeln schlägt, und dadurch wird das Wachsthum der Pflanzen befördert. Das erstere ist wahr; aber nicht das andere. Wenn diese viele Wurzeln keine genugsame Feuchtigkeit behalten: so werden sie, da sie zart sind, bey einfallender Dürrung auf ihren Bergen nur desto leichter vertrocknen, und den Pflanzen mehr Schaden als Vortheil bringen.

Besser ist also diejenige Weise, da man das Kraut zwischen den Reihen mit einer breiten Hacke einzeln bearbeitet, ohne jedoch an jeder Pflanze Erde anzuhäufeln. Dadurch wird das Unkraut um jede Pflanze mit der Wurzel abgehauen, und vertrocknet bey warmen Sonnenscheine; dagegen bey dem Anhäufeln der Erde in den Reihen vieles Unkraut um die Pflanzen stehen bleibet, und zum Verderben derselben mitwirket. Bey nassen Wetter muß das Behacken nicht vorgenommen werden, sonst wurzelt das abgehauene Gras wieder an, und die Arbeit wird vergeblich. Man muß das Kraut nicht eher behacken, als bis ein guter Regen gefallen, und das Erdreich locker gemacht; hierauf aber Sonnenschein erfolget, durch den das abgehauene Unkraut zum Verdorren gebracht wird. Durch das einzelne Behacken oder Umkratzen der Erde, wird sie auch in den Stand gesetzet, daß Luft, Sonne, Thau und Regen eindringen, und sich wirksam erzeigen können; und da der Erdboden zwischen den Pflanzen, fein, gleich und eben bleibet: so bleibt auch die Feuchtigkeit an allen Orten gleich, es läuft

kein Wasser ab, sondern kann sich überall in das lockere Erdreich ziehen.

Es hat auch das einzelne Behacken den Vortheil, daß man, wenn das Unkraut wieder wächset, diese Arbeit leicht wiederholen kann, welches bey dem Anhäufeln der Erde nicht angehet. Dieser Gewohnheit habe ich mich nun viele Jahre mit grossem Vortheil bedienet.

Vom Ausarten der gesteckten Obstkerne.

Woher ist das zahme Obst entstanden? ward in den Hannöverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1762 angefraget. Es ward behauptet, daß durch das Umpfropfen auf gute Bäume, und durch öfteres Umpflanzen andere Arten entstünden. Was das öftere Umpfropfen auf gute schon gepfropfte Bäume so wohl, als das öftere Umsetzen der Bäume für Nutzen schaffe, habe ich schon ehedem: (Siehe die Schreberische neue Sammlung Theil II. S 251.) und woher andere Gattungen entstehen, nemlich bloß durch den Saamen, an einem andern Orte gewiesen. (Siehe die erste schreberische Sammlung öconomischer Schriften, Theil VIII. S. 387.)

Itzo will ich nur dieses gedenken: ich bin von jemanden befragt worden, woher es kommie, daß, wenn man Kerne von einem guten Apfel

oder Birne steckte, nicht allemal eben eine so gute Art hervorkäme, als die Frucht gewesen, von der man die Kerne genommen? Alle Saamen bringen ihres gleichen Früchte wieder hervor. Sallat bringet wieder eine Sallatstaude; jedoch ist immer eine besser, als die andere; ob der Saame gleich von einem Stengel hergenommen ist. So ist es auch mit den aus den Kernen gezogenen Aepfeln und Birnen beschaffen. Diese Früchte sind nicht alle von einerley Güte, wenn sie gleich alle auf einem guten Baume gewachsen sind. Und so ist es auch mit dem Saamen beschaffen; er ist, wie die Früchte, gut, mittelmäßig und schlecht. Hierinn liegt meinem Erachten nach, die nächste Ursache von der unterschiedenen Beschaffenheit der guten, mittelmäßigen, und schlechten Bäume, die aus diesem Saamen erzeuget werden. Man wird sagen: so könnte man ja die Kerne von dem allerbesten Obste zum Saamen nehmen, und man müste folglich auch lauter gute Arten davon bekommen! allein der Schluß ist nicht richtig, und die Erfahrnng lehret uns oft das Gegentheil. Obgleich die Frucht dem Ansehen, auch dem Geschmacke nach, schön ist: so sind doch die Kerne in selbigen nicht alle von einerley Güte, sondern die Mischung ihrer Bestandtheile ist unterschiedlich. Hiervon stammen alle neue Gattungen von diesen Obstarten ab, die hernach durchs Pfropfen vermehret, keinesweges aber verbessert werden. Im vorigen Jahrhunderte muß man noch wenige und nicht so gute Arten, als jetzo, gehabt haben. Man siehet es noch an vielen uralten Bäumen. Die

alte Schriftsteller haben uns auch nicht viel Gattungen angegeben, wenigstens nicht so viel, als die Neuere.

§ Es ist aber hierbey nicht zu leugnen, daß der gute Boden und die Himmelsgegend vieles dazu beytragen können: denn ein Baum, der in einer sehr kalten Gegend und einem hungerigen Erdreiche aufwächset, wird schwerlich grosse und wohlschmeckende Früchte bringen; und ich sehe auch nicht ab, warum man sich in solchen Gegenden damit abgeben wollte, aus den Kernen eben die Früchte zu erziehen, die man schon in genugsamer Menge hat, da man einen nähern Weg zur Vermehrung gehen kann; nemlich, durchs Pfropfen und Oculiren: in guten Gegenden und Boden aber kann man auf die Art zu manchen neuen Gattungen gelangen, wenn man die aus Kernen gezogene Bäumchen erst tragen läßt, ehe man sie pfropfet oder oculiret, besage meiner nähern Anzeige in der Sammlung öconomischer Schriften, am obenangeführten Orte.

Von den nackenden Schnecken.

Was für Schaden die nackende Schnecken den Feldfrüchten thun können, haben wir im Jahre 1764 leider mehr als zu sehr erfahren, da sie im Herbste den Rocken sehr übel zurichteten. Den Weitzen haben sie unberührt gelassen; auch der frühzeitig bestellte Rocken hat nicht viel von

ihren Einfällen erlitten. Aus langer Erfahrung weiß ich, daß diese Geschöpfe den Gewächsen nur schädlich werden, wenn sie noch jung und zart sind, da sie, wie ich in Gärten verspühret habe, so wohl was gesäet gewesen, als das junge Unkraut, mit Strumpf und Stiel abgefressen haben. Die vorgeschlagene Mittel, Kalk, Sägespäne, Spreu u. d. g. thun die verhofte Wirkung nicht; und durch die Enten ist im Grossen so wenig, als durch Katzen gegen die Feldmäuse der Zweck zu erreichen. Die Asche möchte wohl unter den bisher bekannt gemachten Mitteln, noch die besten Dienste thun. Der Herr **von Reaumur** hat schon vorlängst angemerket, daß der blosse Geruch von stark riechenden Dingen verschiedenen Inseckten, z. B. den Matten die Luftlöcher verstopfe, daß sie plötzlich davon sterben. Alleiu was für ein gleiches Mittel würde wohl gegen die Schnecken in den Fluren zu gebrauchen seyn? Was die Asche anbetrift: so scheinet dieses Mittel im Grossen auch nicht recht zu gebrauchen zu seyn. Wo wollte man so viel Asche herbekommen, als zu ganzen Feldfluren erforderlich wäre? In Gärten läßt sie sich eher mit Nutzen anwenden.

Es scheinet fast, als ob sich diese Art Schnecken in einem Jahre zweymal erzeugete. Sie kommen hervor im Frühjahre, im April und May, wenn die Nächte noch kühle sind, und viel Regenwetter ist: denn da thun sie an den zarten Pflanzen mehr Schaden, als bey warmen Wetter. Im Junius, Julius und August verspürt man sie nicht: aber im September, October, ja

gar im November, nachdem die Nachtfröste einfallen, sind sie wieder da: da ist ihnen die Witterung günstig, und da finden sie wiederum zarte Gewächse, die eine Beute ihrer Gefräßigkeit sind.

Meiner Meinung nach, möchte wohl das beste Mittel seyn, die Winterfrüchte für ihnen zu bewahren, die frühzeitige Saat dieser Früchte, woran sie vornemlich ihren Geschmack finden. Ich ersuche diejenigen, die es bey ihrem Ackerbaue möglich machen können, dieses wohl zu merken, und auch in dieser Absicht das frühere Bestellen des Rockens sich bestens empfohlen seyn zu lassen.

Was hat man zu beobachten, wenn man junge Bäume an den Stellen, wo alte Bäume gestanden, fortbringen will?

Wenn ein alter Baum ausgehet, und man setzet an die Stelle, wo er gestanden, einen jungen Baum: so wird er sich zwar etliche Jahre beym Leben erhalten, aber so dürftig und kümmerlich, daß sein Wachsthum fast unmerklich wird, und wenn er auch einige Jahre das Leben erhält: so wird man ihn doch endlich gar ersterben sehen; denn wo ein Baum 20. 30. und mehrere Jahre gestanden hat, da sind die Nahrungstheile, welche sein Nachfolger zum Wachsthume braucht, schon erschöpfet.

Wenn

Wenn die Bäume Reihenweise stehen, und mann will dieselbe Stelle, wo der ausgegangene gestanden hat, wieder besetzen: so ist kein anderer Rath als dieser: man muß durch genugsame Aufräumung der Erde, die zurückgebliebene starke und schwache Wurzeln herausholen, zu dem Ende ein grosses und tiefes Loch machen lassen, welches im Herbste oder Frühlinge geschehen kann; wiewohl es im Herbste am besten ist. Man läßt die ausgeworfene Erde den Winter und Sommer über liegen, und also das Loch offen stehen, bis auf künftigen Herbst, damit die Erde in der Tiefe durch die Luft, Regen und Thau, neue Fruchttheile in genugsamer Menge sammlen könne. Es ist mir dagegen die Einwendung schon gemacht worden: das ist zu lange; und ich vermuthe, daß sie auch von mehrern werde gemacht werden, die dieses lesen: allein das bekannte Eile mit Weile äussert auch hier seinen Nutzen, durch die Erfahrung. Ein Baum, der erst nach Verlauf eines Jahres an den Standplatz des abgegangenen gesetzet wird, wird in einem Jahr mehr wachsen, als ein anderer in 3 bis 4 Jahren, der binnen einer kürzern Zeit zur Ausfüllung der Lücke gepflanzet wird. Damit die ausgeworfene Erde den Sommer über nicht berase: so ist es nöthig, sie ein paar mal mit einer Hacke umzureissen, damit Sonne, Luft und Regen besser eindringen können. Wollte jemand die Kosten daran wenden, und aus einem Küchengarten, wo keine grosse Bäume gestanden, andere gute Erde herbeybringen lassen: der wird zwar die Kosten zu

bereuen nicht Ursache haben; allein demohnerachtet müssen die Löcher wenigstens ein ganzes Jahr offen gelassen werden: wenn es noch länger offen bleibt, wird sich die Wirkung davon noch mehr zeigen.

Wenn aber die Bäume nicht Reihenweise gesetzt sind: so mache man das Loch etliche Fuß weiter von dem Standplatze des abgegangenen Baumes, und lasse es ebenfalls ein Jahr lang offen stehen.

Auf die hier beschriebene Art bin ich allemal mit meinen Bäumen glücklich gewesen, zumal wenn ich hiernächst die Erde um die gesetzte Bäume alle Jahre, rund um den Stamm herum, ohngefehr 2 Fuß breit in etwas aufgegraben habe: denn es ist den jungen Bäumen vornemlich ersprießlich, wenn die Luft zur Wurzel eindringen kann. Was hiervon in des Herrn **Wallerius** chymischen Grundsätzen des Ackerbaues Seite 85, geschrieben ist, das hat mich die Erfahrung gelehret.

Fernere vermischte ökonomische Nachrichten.

I. Von der gelbblühenden Luzerne.

Die Luzerne hat theils eine violetblaue, theils eine schwefelgelbe Blüte. Die letztere scheinet eine bloße Abänderung von der ersten zu seyn.

Ich

Ich habe die gelbe in den hiesigen Werdern an der Saale wild wachsend angetroffen. Sie ist in den Gebüschen über 2 Ellen hoch gewachsen, hat aber einen holzigen Stengel, welches daher kömmt, daß sie nicht abgeschnitten worden. Ohnerachtet anjetzo, da ich dieses schreibe, (im December 1766) der Schnee darauf liegt, ist sie doch noch grün, und kann also, da sie die Kälte verträgt, ein spätes Futter abgeben.

II. Von dem Düngesalze.

Es ward mir im letztverwichenen Jahre aus Frankfurt von dem dorten bereiteten sehr berufenen Düngesalze ein guter Vorrath zugeschickt, und ich rhat es meinem dortigen Freunde zu Gefallen, daß ich damit verschiedene Versuche anstellete. Ich muß bekennen, daß der Erfolg meine Erwartung nicht übertroffen habe. Ich glaubete, daß die Früchte, die in das mit Düngesalz versehene Erdreich gebracht worden, wenigstens eher aufgehen würden, als diejenigen, die allernächst dabey in ungedüngte Erde zu einer und derselben Zeit waren geleget worden; allein es fand sich gerade das Gegentheil. Diese gieng eher auf als jene, und im Wachsthume war kein Unterschied zu bemerken. Da ich es auch bey Nelken versuchte: so habe an einigen Senkern Schaden davon gelitten.

III. Von abtreibung des Busch-holzes.

Ich habe seit mehr als 20 Jahren bemerket, daß es mit Abtreibung des Holzes, welches buschig untereinander, und nicht zu hohen Bäumen wächset, als Creutz-Schwarzdorn, Härtern, Spindelbaum, sambucus siluestris, u. s. f. nur gar zu oft versehen wird. Diese Holzarten wollen ganz anders behandelt seyn, als der Unterwuchs von Laubholze, das zu hohen Bäumen anwächset, als Eichen, Büchen, Linden und dergleichen: welches nach Beschaffenheit des Bodens länger stehen bleiben muß, ehe es abgetrieben wird. Wenn man das Buschholz, insonderheit den Schwarzdorn, Härtern, Spielbaum, zu lange stehen läßt: so stirbt es auf der Wurzel ab, und schlägt gar nicht wieder aus: wenn es aber im fünften und längstens im sechsten Jahre abgetrieben wird: so wird es aus den Wurzeln häufig hervorkommen. An einem gewissen Orte war allernächst einer Wiese solch Buschholz angebauet: das fünfjährige Abtreiben desselben aber verursachete, daß es sich in die Wiese herüber zog, und diese in kurzer Zeit ein Busch geworden seyn würde, wenn man es nicht gewehret hätte. An einem andern Orte hatte man einen Busch, der so dicke in einander gewachsen war, daß man weder durchsehen noch durchgehen konnte, binnen 13 Jahren nicht abgetrieben; und nun ist er von der Beschaffenheit, daß man nicht allein durchsehen, sondern

dern

dern auch ohne Berührung des Holzes durchweg gehen kann: denn die Sträucher wurden über die Hälfte bis auf die Wurzel dürre, und von holzbedürftigen Leuten weggetragen. Andere Beyspiele zu geschweigen. Wir haben dergleichen Buschwerk auf unsern an der Saale gelegenen Werdern, wo zugleich Obst- und wilde Bäume mit unterwachsen, und es werden diese Grundstücke auf solche Art doppelt genutzet: einmal als Obstgärten, sodann als Waldung, mit ober- und unterwüchsigen Holze. Der gute Boden und die Feuchtigkeit verursachet, daß der Schwarzdorn hier zu 7 bis 8 Ellen hoch wächset.

IV. Von gehängten Bäumen.

Viele unserer Landleute haben das Vorurtheil, wenn man einen Baum im Herbste setzte, so dürfte man ihn nicht an einen beygesteckten Pfahl anbinden: denn wenn sich das Erdreich im Winter setzte: so könnte sich der Baum nicht sogleich mit setzen, sondern er bliebe am Pfahle hängen und müsse verdorren: und dieses Anbinden der Bäume nennen sie das Baumhängen. Wie schwer hält es aber doch, solche Vorurtheile zu vertilgen! Ich habe viel tausend Bäume im Herbste gesetzet, die alle angebunden worden, und keiner ist vom Hängen zurückgeblieben: wenn etwa einer oder der andere nicht fortgekommen: so ist es ein solcher gewesen, der schlechte Wurzeln hatte, und

von

von dem ich mir vorher nicht viel Gutes verspre-
chen konnte. Ich will aber diesen Leuten jetzt nä-
her zeigen, daß ihr eingebildetes Baumhängen
ganz unmöglich sey, wenn sie nur ordentlich dabey
verfahren wollen. Ein kluger Baumsetzer bringt
die gröbste Erde ganz unten in das Loch, die klare
aber um und über die Wurzeln, welche er fein aus-
breitet. Ist dieses geschehen: so lasset die unterste
Erde sich immerhin senken; die obere wird schon
nachfolgen, und sich so senken, daß die Wurzel
nicht bloß oder hohl stehen kann. Freylich, wenn
ihr Erd- oder Rasenklümper um die Wurzeln her-
um leget: so werdet ihr Baumhenker durch euer
eigenes Verschulden. Die Erfahrung sollte euch
lehren, daß ihr unrecht verfahret, wenn ihr die
im Herbste gesetzte Bäume nicht anbindet. Seht
ihr nicht, wie viele eingehen? Merkt ihr nicht,
wie der Wind damit spielet, sie hin- und herreißt,
und die Wurzeln aus ihrer Lage bringet. Dringt
nun Nässe und Frost ein, wie können denn da die
Wurzeln unbeschädigt bleiben, und sich befestigen?
Braucht doch eure fünf Sinne, und bleibet nicht
bis in euer Alter am Verstande Kinder. Hier-
bey muß ich euch aber nachfolgendes sagen: gebt
dem jetzt gesetzten Baume nur oben einen Band,
und nicht in der Mitte noch eins. Denn wenn
der Baum zugleich oben und in der Mitte ange-
bunden ist: so geschiehet es vielmal, daß der
Wind das oberste Band, welches immer am
meisten ausstehen muß, loßreisset. Ist der Baum
nun oben schwer, und das mittelste Band hält
noch fest: so wird er leicht in der Mitte vom Win-

de

de abgebrochen. Ist aber nur ein Band oben, und dieses wird losgerissen: so wird sich zwar der Baum bis auf die Erde biegen, aber nicht zerbrechen. Das könnt ihr sodann mit den Augen leichter sehen, als wenn er in der Mitte noch befestigt ist, und ihr könnet dem von seinem Pfahle losgerissenen Baume bald zu Hülfe kommen. Nun verlasse ich euch, meine Freunde! ich habe mich gedrungen gesehen, euch die Wahrheit, zu euren Besten, so, wie ihr es zu fassen fähig seyd, zu sagen. Aber noch eins: ein gewisser vornehmer Herr klagte mir, daß er fremde Arten Obstbäume im Herbste von weiten habe kommen lassen, die ihm viel Geld gekostet, und alle verdorben wären. Er hatte auch von dem Baumhängen gehöret, und glaubte, solche Bäume hätten dem festen Anbinden ihr Verderben zu danken. Ich durfte nicht nach der Ursache fragen, warum er sie so weit her verschrieben hätte, da er diese Gattungen bey sich hätte erzeugen können. Aber, zu geschweigen, daß es mehrere Ursachen giebt, warum Bäume, die man aus der Ferne herbey holet, nicht fortkommen: wie denn z. B. Bäume, die aus einem fetten Boden in einen magern versetzet werden, nicht gedeyen; so waget man allemal viel, wenn man solche zum neuen Anbau bestimmte Bäume weite Reisen thun läßt, auf welchen sie vielerley Gefährlichkeiten ausgesetzt sind. Wenn sie nicht wohl verwahret, und lange unterweges sind: so vertrocknen die kleinen Haarwurzeln nur gar zu leicht. Wenn der Baumhändler die verschriebenen Bäume, nachdem sie ausgehoben

ben sind, des Nachts uneingeschlagen oder unbedeckt an der Wurzel liegen läßt, und es erfolgen Nachtfröste: so sind die Haarwurzeln auch dahin: denn keine Baumwurzel kann ausser der Erde Frost vertragen; welches sich doch alle, die Bäume aus der Ferne verschreiben, merken möchten. Und hierinn war auch bey obgedachten Bäumen die Ursache des Verderbens, und nicht im Hängen, zu finden.

Wenn man Bäume von fremden Orten bekommt: so sind sie gemeiniglich in Bunde zusammen gebunden. Schlägt man sie zur Herbstzeit so gebunden in die Erde, welches oft auf eine kurze Zeit geschiehet, da man sie bald zu setzen gedenket, und man wird vom Froste übereilet, daß sie hernach wohl etliche Wochen liegen müssen: so leidet man Schaden, weil die Wurzeln hohl liegen, und vom Froste angegriffen, oder auch von druchdringender Luft ausgezehret werden. Sicherer ist es also, wenn man sie nicht gleich setzen kann, sie einzeln einzuschlagen, und mit Erde wohl zu bedecken: so können sie den ganzen Winter ohne Schaden liegen bleiben. Es ist auch gut, wenn man solche Bäume gleich nach ihrer Ankunft 24 Stunden lang mit den Wurzeln in Wasser setzen lässet, ehe man sie in die Erde schlägt.

V. Von der so genannten Linsengerste.

Hier zu lande säet man im Frühjahre Linsen unter die Gerste, und nennt solches Linsengerste. Es ist allerdings sehr vortheilhaft. Beyde Früchte vertragen sich wohl zusammen; die Gerste wächset steif in die Höhe, und die Linsen klammern sich unten an, und geben ihr eine Bedeckung für der durchdringenden Sonnenhitze. Beyde werden zugleich reif; man sammlet sie mit einander ein, und drischt sie zusammen aus. Alsdenn giebt es ein sehr köstliches Futter für Mastvieh. Wer aber die Linsen zum Kochen haben will, läßt sie durch ein Sieb laufen. Auch das Stroh ist vortreflich zur Fütterung für alles Vieh. Vielleicht reitzet dieses auch anderwärts, wo viel Gerste gebauet, und in der Wirthschaft verbrauchet wird, zur Nachfolge, wenn der Nutzen mehr bekannt wäre. Nur zum Bierbrauen und zum Verkauf braucht man reine Gerste.

VI. Vom ägyptischen Korne.

Ich habe versprochen (Siehe den VI. Theil der Cameralschriften Seite 673.) zu berichten, wie der Erfolg mit dem ägyptischen Korne, so ich über Winter gesäet, ausfallen würde? Itzt thue ich es. Es ist kaum die Hälfte von dem,

was ich ausgesäet hatte, geblieben, und das übrige erfrohren. Dagegen habe ich im verwichenen Frühjahre diese schöne Frucht wieder gesäet und eine reiche Erndte davon gehabt. Sie scheint also eine Sommerfrucht zu seyn, die doch Kälte verträget, und frühzeitig bestellet werden kann. Sie wird sich sonderlich für gebürgige Gegenden schicken, wo man keinen Rocken über Winter erbauen kann.

VII. Nochmalige Vorstellung wieder die todte Zäune.

Wenn werden doch die todte Zäune, diese grimmige Holzfresser, diese von den ältern Zeiten her, da die Landwirthschaft fast ohne alle Policey getrieben ward, auf die unsrigen fortgepflanzte Verstoß gegen die Policey abgeschaffet, und an denen Orten, welche Verzäunungen nöthig haben, lebendige Zäune angeleget werden? Noch haben alle Vorstellungen so wohl schriftliche, als mündliche, und alle von höhern Orten geschehene Aufmunterungen in sehr viel mir bekannten Gegenden nichts gefruchtet. Seit der Zeit in Ew. ꝛc. Sammlung meine Anweisung, wie Hecken angeleget werden könnten, eingerücket worden, (und das ist schon gar lange her,) ist mir nur ein einziges Beyspiel von einem Schulmeister, der die Anweisung zu einer Holunderhecke befolget hat, bekannt geworden. Ohnerachtet nun der Nutzen

den

den dieser Mann davon hat, so vielen in die Augen leuchtet: so findet er doch keine Nachfolger. Ich kann mich daher nicht überreden, daß in der Sache mit Ermunterungen, wenn auch gleich Belohnungen dabey versprochen werden wollten, etwas werde ausgerichtet werden; ja ich glaube, daß, wenn auch von hoher Landesobrigkeit Strafbefehle dießfalls erlassen werden sollten, die Sache dennoch sehr langsam würde befolget werden. So verderbt sind die armen Menschen, daß sie sich von bösen Gewohnheiten nicht abbringen lassen, wenn sie auch die Vortheile von Abschaffung derselben mit den Augen sehen können.

VIII. Von besserer Behandelung der Kopfweiden.

Man pflegt bekanntermassen den Weiden alle 3 bis 4 Jahre ihre Haare bis auf den Kopf abzuhauen: ich glaube aber nicht, daß man daran wohl thut. Die Weide ist an sich selbst ein sehrsaftiger Baum, und stehet gern an feuchten Orten. Pflanzet man sie nun an solche Orte: so ziehet sie die Feuchtigkeiten aus der Erde ein; fehlen ihr aber die Zweige, oder sind sie zu schwach, alle Säfte zu verzehren: so kann nichts anders folgen, als dieses; der überflüßige Saft zersprenget, zumal zur Winterszeit, die Saftgefässe. Vielleicht haben manche, die dieses lesen, zur

Winterszeit bey starkem Froste, das Platzen dieser Bäume gehöret, welches Pistolenschüssen gleichkommt; oder ich darf die Leser nur auf des Herrn Rathsmeisters **Reicharts** Land- und Gartenschatz Theil II. S. 124 verweisen, wo er eine ihm selbst begegnete lächerliche Begebenheit erzehlet. Durch dieses Zerplatzen geschiehet es, daß der Stamm nach etlichen Jahren hohl wird, das Wachsthum nach und nach abnimmt, und endlich ein frühzeitiger Tod erfolgt. Man würde also besser thun, wenn man den jungen Weiden einen Hauptgipfel liesse; welcher, da er in die Höhe gehet, und einen hohen Baum macht, dennoch an den Seitenästen genutzet und geköpfet werden kann. Ich habe dergleichen Weidenbäume gesehen, die der Höhe eines mittelmäßigen Kirchthurms gleich kamen, und wohl hundert Jahre zählen konnten. Wenn man auch alle Weiden so hoch gehen lassen wollte: so würde man doch Nutzen davon haben, wenn man hin und wieder dergleichen anzöge. In einer gewissen thüringischen Gegend, wo das Holz selten ist, haben die Einwohner an einem kleinen Bache ihre Wiesen, und längst dem Bache Erlen und Weiden, die sich in die Höhe gelassen. Sie nehmen ihnen alle 3 Jahre die Seitenäste von oben herunter, und lassen nur die Spitzen stehen; bekommen auf diese Art nicht allein viel Feuerholz, sondern auch dauerhafte Bäume. In Hessen läßt man auf jedem Kopfe der Weiden beym Abköpfen Stangen hinausgehen, so, daß ein Baum 4 bis 5 solche Arme hat. Man nennt die also behandelte Bäume wilde

Män-

Männer, und ich halte dieses für besser als die Art, wie wir mit diesen Bäumen umgehen. Denn erstlich werden die Bäume solchergestalt nicht aufplatzen, sodenn geben sie Schatten, und nicht allein besseres Brennholz, sondern auch Holz zu Dielen. Man befolge es doch!

IX. Mittel wider das Blauwerden der Milch.

Ausser dem Mittel wider dieses Uebel, so in Ew. ꝛc. Cameralschriften Theil IV. S. 210 befindlich ist, kann ich anjetzo berichten, daß mir von einem Freunde gemeldet worden, daß Feldpoley dem kranken Rinde gegeben, rechte gute Wirkung gethan habe.

X. Von einzelnen Backöfen auf dem Lande.

Da die einzelne Backöfen, die man in den Dörfern hin und wieder antrift, Holz- und Strohfressend, daneben gefährlich sind: so sollten sie überall abgeschafft, und Gemeindebackhäuser angeleget werden. Ein Bauer, der dergleichen Ofen hat, backt, nachdem seine Wirthschaft groß oder klein ist, aller 6 bis 8 Tage. Wird nicht in dieser Zeit, zumal im Winter der Ofen durch-

aus kalt? allerdings. Muß nun nicht noch einmäl so viel Holz verbrannt werden, als wenn der Ofen alle Tage, oder über den andern Tag geheitzet würde, da er die Wärme behält? allerdings. An vielen Orten wird nur bey Strohfeuer gebacken. Man könnte leicht berechnen, wie viel Stroh nur an einem einzigen Orte zum Backen verbrannt wird. Dieses sollte zum Dünger angewendet werden, und wird also dem Acker entzogen. Darunter leidet folglich der Ackerbau beträchtliche Einbusse. Noch mehr: die einzelne kleine Backöfen sind sehr gefährlich. Es ist nichts seltenes, daß Feuersbrünste daher entstanden sind, und wir haben es nur vor ein paar Jahren in unserer Nachbarschaft im Brandenburgischen erfahren. Bey Gemeindebacköfen ist solches nicht zu befürchten. Sie sind meistentheils feuerfeste, und an einem von den Wohnhäusern entfernten Orte gebauet, wo man dergleichen findet; oder sie können noch so angeleget werden, und man kann zugleich auf die Holzersparung dabey Bedacht nehmen. Die einzelnen hingegen sind nur allzu oft allernächst der Häuser oder Scheunen und Ställe angebauet, auch wohl mit Stroh gedeckt, welches vielmal bis auf die Luftlöcher reicht, und daher sich leicht entzünden kann; nicht zu geschweigen, daß die Leute, welche das Backen verrichten, oft liederlich genug mit dem Feuer umgehen. Aber, sagt ihr, Gemeindebackhäuser anzulegen, kostet Geld, und wer soll es hergeben? Antwort: die Gemeinde. Machet eine Anlage, wenn ihr keine Gemeindeeinkünfte habt, nach ei-

nes

nes jeden Vermögen. Die aufzuführenden Erdwände könnt ihr selbst machen. Seyd ihr im Stande, Mauerwerck zu machen: so ist es desto besser. Alle Arbeit, ohne was der Mäurer und Zimmermann verfertigen muß, könnet ihr selbst der Reihe nach thun. Laßt alles 200 Rthlr. kosten: so tragen sie jährlich 10 Rthlr. Zinsen. Ihr werdet, wenn ihr einen Pachtbecker hineinsetzet, ihm das Backhaus nicht vor 10 Rthlr. verpachten. Bringt hierbey das Stroh, das ihr ersparet, und den Mist den ihr davon machen könnet, mit in Berechnung. Schätzet daneben das, daß ihr nun wegen Feuersgefahr ruhig schlaffen könnet, so hoch, als es zu schätzen ist. Ich muß euch sagen, daß ich kleine Dörfer kenne, und ihr kennet sie auch, da die Gemeinde ein jährliches Einkommen von 24 Rthlr. von ihrem Backhause ziehet, ausser einer Ergötzlichkeit an Bier und Brod, welches letztere an die Armen aus der Gemeinde angewiesen werden kann. Wo die Gemeinde das Schenkrecht hat, da kann sie es dem Becker mit in Pacht geben, und braucht folglich keine besondere Wohnung. Auch hierbey veroffenbaret sich leider der Mangel an Policeyunterobrigkeiten.

XI. Von den so genannten Rangers.

Von dieser Art rother Rüben, welche knollig wachsen, wie Kohlrabi, handeln die fränkische

kische Sammlungen Theil II. Seite 417 und Theil III. Seite 188. Man bauet sie auch in unsern Gegenden, wie die lange rothe Rüben, zum Futter für die milchende Kühe, und man spüret eben den Vortheil davon, wie von diesen, in Absicht auf die Milch: allein die lange rothe Rüben behaupten doch den Vorzug. Beyde Arten erfordern einerley Erdreich, und eine nimmt auch so viel Platz in der Oberfläche ein, als die andere: die langen gehen aber tiefer in die Erde, und man bekommt also von diesen längere Wurzeln, und folglich mehr Futter, als von jenen. Hier füttert man fürs Rindvieh erst Kraut; hernach, wenn das aufgezehret ist, weisse Rüben, sodann kommen die gelben oder Möhren, und zuletzt die rothen Rüben, weil sich diese am längsten halten, welches meistens bis Lichtmesse währet. Hier fehlen nun noch die so genannte Kohlrüben oder Kohlrabi unter der Erde, die sich bis Pfingsten erhalten. Wenn man sich auf einen genugsamen Vorrath davon befleißigte, wie es einige gute Landwirthe thun: so könnte man diese für das milchende Vieh so vortheilhafte Fütterung so lange mit Nutzen fortsetzen, bis ihnen grünes Futter vollauf gegeben werden könnte.

XII. Von den Erdcastanien, Bunium, Bulbocastanum.

Ew. ꝛc. haben im ersten Theile Dero Cameralschriften S. 212 aus einem Schreiben aus

Gera

Gera der Erdcastanien Erwehnung gethan, woran man neuerlich zu Paris Geschmack gefunden, und sie in Gärten anzubauen angefangen hat. Ich bekam vor einigen Jahren von einem Freunde in Bernburg Saamen von diesem Gewächse, und säete ihn bey mir selbst aus. Gedachter Freund meldete mir, diese Castanien wüchsen in dortiger Gegend wild, und das Landvolk brächte sie im Frühjahre in die Stadt zum Verkauf; sie würden an Kalbfleisch gekocht, und gäben ein wohlschmeckendes Essen. Die Leute hätten daselbst die Meinung, so bald es im Frühjahre donnerte, verlören sich diese Castanien in der Erde. Allein das geht ganz natürlich zu, und der Donner ist daran nicht schuld. Es ist eine zweyjährige Pflanze, die sich, so bald der Saame von dem alten Stocke abfällt, selbst aussäet, und davon auswächset. Im Sommer setzet sie ihre Knollen an, die so groß als Castanien oder Welschenüsse werden. Im, folgenden Frühjahre ist es Zeit sie zu sammlen; denn so bald die Wärme kommt, schiessen sie in Saamen. Die Knollen verzehren sich, und die Staude vergehet. Die Natur dieses Gewächses bringt es mit sich, und nicht der Donner.

XIII. Vom öftern Umpfropfen der Bäume.

Es sind viele der Meinung, daß, wenn man Reiser von einerley Art Obst mehrmalen

auf einander pfropfete, das Obst dadurch grösser und schöner werde, und die das öftere Umpfropfen daher andern anpreisen. Ihre Gründe sind mir nicht bekannt: ich will aber die Gründe, die mich von dem Gegentheile überzeugen, kürzlich anführen.

Durch das Pfropfen geschiehet eine Vermehrung der Obstarten, keinesweges aber eine Verbesserung derselben. Mann nehme zwey Reiser von einerley Art von Obste, das von verschiedener Größe ist, eins von der grössern, das andere von der kleinen Art, und pfropfe sie auf wilde Stämme, die in einerley Boden stehen: so werden diese Reiser eben dieselbe Art wieder hervorbringen. Nur die Güte des Erdreichs und die gute Witterung, keinesweges aber das Pfropfen, wirket eine Veränderung. Ein Baum, der in dürrem, oder ihm sonst nicht zuträglichen Boden stehet, kann keine andere, als schlechte Früchte bringen; und im Gegentheil hat man von einem solchen gute Früchte zu gewarten, dessen Standplatz ein fettes und ihm sonst zuträgliches Erdreich ist. Auch ist an der Himmelsgegend viel gelegen. Es sind mir Orte bekannt, wo man in allen Baurengärten die schönsten und größten Borstdorferäpfel antrift. Eine Stunde davon verhielt es sich ganz anders: die Dörfer lagen höher und diese Gegend war weit kälter. Ob man nun gleich daselbst auch Borsdorferäpfel in grosser Menge erbauete: so war doch unter diesen und jenen ein beträchtlicher Unterschied, so wohl dem Ansehen, als der Grösse und dem Geschmacke

nach.

nach. Diese blieben viel kleiner, sahen grün aus, und waren zuweilen mit einer rauhen Rinde fast auf die Hälfte überzogen; der Geschmack war auch viel schlechter. Die Einwohner dieser Dörfer holten von denen eine Stunde weit davon gelegenen Orten, wo man die beste Art dieses Obstes hatte, Pfropfreiser, und suchten ihre Bäume damit zu verbessern; allein niemals erreichten sie ihren Endzweck. Die Aepfel von diesen Reisern nahmen eben die Gestalt und den Geschmack an, wie ihre einheimische.

Man pfropfe einerley Reiser so vielmal auf einander, als man will: so wird man doch keine grössere und schönere Früchte dadurch zu wege bringen. Das öftere Pfropfen erfodert viel Zeit, und wer es thun will, muß viel Geduld haben, ehe er von seinen mehrmalen umgepfropften Bäumen Früchte geniesset.

Das öftere Umpfropfen macht auch dem Baume ein schlechtes Ansehen. Jedermann weiß, daß, wo das Reis eingesetzet wird, ein Knorpel oder Buckel entstehet. Wie schön würde es also wohl aussehen, wenn an einem Stamme 3 oder 4 solche Buckel wären? Zugeschweigen daß auch solche Bäume kein langes Leben haben können: ja ich behaupte, daß die Früchte von dergleichen Bäumen nicht grösser sondern kleiner werden; denn durch die Knoten wird doch der Lauf der Säfte einigermassen gehindert. Indessen will ich das gerne zugeben, daß die Früchte von öfters gepfropften Bäumen einen bessern Geschmack bekommen, und dieses möchte der einzige

Nutzen seyn, den man davon zu erwarten hat. Die aus der Erde kommende Säfte werden, meiner Meinung nach, auf solche Art mehr gereiniget. Denn da in diesen Knoten oder Buckeln die Saftgänge gekrümmet und gedränget werden, so, daß der Saft ohne Hinderniß nicht eindringen kann: so sind sie gleichsam als eine Seigerung anzusehen, in welcher die gröbere Theilchen des Saftes abgeleget werden, die ins Holz und in die Rinde gehen, wovon diese Knoten entstehen; die reineren oder feinern Theilchen aber allein in die Höhe des Baumes aufsteigen. Je mehr nun der Saft solche Knoten durchgehen muß, desto reiner wird er; und je mehr er gereiniget wird, desto schmackhafter wird die Frucht.

Ich habe bemerket, daß Aepfel- und Birnbäume, die ausserordentlich grosse Früchte trugen, an Geschmacke schlechtes Obst gaben: ich habe aber auch befunden, daß selbige ein fettes, starkes und poröses Holz treiben, das weite Saftröhren hat; wodurch die rohen und gröbern Theile, welche den Geschmack des Obstes verringern, gar leicht mit durchdringen können. Das Gegentheil sehe ich an den Bäumen, die wohlschmeckendes Obst tragen; z. B. an Borsdorferäpfeln und Renetten, deren Holz allezeit zart und fester anwächset; folglich nicht so weite Saftgänge hat. Wenn man nun keinen weitern Nutzen von einem 3 und 4 mal gepfropften Baume hat, als daß den Früchten ein etwas besserer Geschmack verschaffet wird; dagegen aber viele Jahre auf die Früchte warten muß, sodann kleinere Früchte und einen unförmlichen

lichen Baum bekommt, der noch dazu eher zu Grunde gehet, als man ihn recht nutzet: so ist dieses in der That ein schlechter Nutzen; oder es kommt mehr Schaden als Vortheil beym öftern Umpfropfen heraus.

Ich muß hiebey denen, die öfters zehnerley und wohl mehr Arten von Früh- und Spatobste auf einen Baum zusammen pfropfen lassen, (Herr Boyle ist gar bis auf 23 Arten hinangestiegen,) noch dieses sagen: sie wissen nicht, daß sie Baumverderber sind. Eine jede Art von Obste will ihre eigene Nahrungssäfte, und mehr oder weniger poröses Holz haben. Die Reiser, so ins Holz stark treiben, überwachsen, und ersticken die andern, und ein so widernatürlich angeputzter Baum wird gewiß mit seinen vielerley Früchten nicht lange aushalten.

Es ist der Mühe nicht werth, zu untersuchen, wie vielerley Arten, und welche sich auf einem Baume zusammen vertragen? Es dürfte niemanden damit gedienet werden, als einem der nur wenig Bäume halten kann, und gern vielerley Arten von Obste zu haben verlangte. Einem solchen überlasse ich es, selbst die Versuche davon zu machen. Andern Baumkünstlern, z. B. denen, die bald abführende, bald wohlriechende, bald rothe, bald bunte Früchte, durch Einsprizung gewisser wirksamer Mittel, in die Säfte des Baumes, vermittelst des Einbohrens, hervorbringen wollen, mag ich meine Meinung nicht sagen.

XIV. Von

XIV. Von Rosenäpfeln, und vom Oculiren der Rosen.

Herr Miller zählet in seinem engländischen Gartenlexicon in allen 49 Arten von Rosen, worunter sich zwar viele ausländische und in Teutschland wenig bekannte befinden, unter den bekannten wildwachsenden aber der so genannte Rosenapfel (rosa villosa) mit begriffen ist. Wo er in Teutschland wild wachse, weiß ich nicht, zweifele auch sehr daran, ob man ihn anderwärts antreffen werde, als in wohl angelegten Gärten, wo man ihn mit Fleiß bearbeitet? Ja ich habe bemerket, daß er manchen Kunstgärtnern ein ganz unbekanntes Gewächse gewesen ist. Da nun Ew. ꝛc. für den botanischen Garten zu Bützow einen Senker, der mit den übrigen Pflanzen hierbey kommt, von mir verlanget haben: so begleite ihn mit einer Nachricht für die neue Sammlung öconomischer Schriften, wozu ich durch eine Anfrage in den Hannöverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1757 S. 911 veranlasset worden bin. Es wird daselbst gemeldet, daß sich in einigen Gärten bey Stade eine Art wilder Rosensträucher fände, welche grosse Hagebutten jährlich in Menge trüge, und sich von den gemeinen darinnen vorzüglich unterscheidete, daß ihre Frucht mehr als doppelt groß und schon zu Ausgange des Augusts völlig reif sey. Sie würde um so mehr gesucht, da sie selten Sprößlinge triebe, und man bisher noch keinen Versuch gemacht habe, sie aus dem

dem Saamen zu ziehen. Nach einer Sage soll diese Art zuerst in dem Schloßgarten zu Agathenburg gesehen, und von dessen ehemaligen Besitzer dem verstorbenen Grafen Königsmark dahin gebracht worden seyn. Man verlanget zu vernehmen, ob dieses Gewächs in den Hannöverischen Landen bekannt und zu haben sey, und wo es eigentlich zu Hause gehöre.

Ob ich nun gleich auf diesen letzten Umstand nicht antworten kann: so wird doch die Nachricht, welche ich von dem Gewächse anjetzo ertheile, diesen und andern Gartenfreunden verhoffentlich nicht unangenehm seyn, da zumal verschiedene, die dieses Gewächs in dem hiesigen Garten mit seinen vollen Früchten gesehen, solches sehr hoch geschätzet haben.

Es lässet sich diese Rose, welche einfach blühet, zu geraden mittelmäßigen Bäumen ziehen, und ich weiß nicht, wie es gekommen seyn mag, daß diejenige, welche der Herr Verfasser der vorgedachten Anfrage gesehen, keine Nebensprossen getrieben habe? da sie doch mit den meisten wilden und zahmen Rosen das gemein hat, daß sie von den Wurzeln ausläuft, und sich genugsam vermehret, dergestalt, daß wenn man nur einmal damit versehen ist, alle Jahre etliche davon abgenommen werden können: und gesetzt, man hätte nur einen solchen Rosenapfelstock im Garten, der nicht auslaufen wollte: so würde man ihn im Frühjahre auf der Erde nur abschneiden dürfen, und sich versichert halten können, daß er gnugsame Ausläufer geben würde, ohne ihn zu verderben.

Man

Man kann ihn auch auf andere wilde Rosensträucher oculiren. Es hat zwar in eben der Sammlung vom Jahre 1757 S. 863 ein Ungenannter vorgeben wollen, daß, wenn man Hagebutten auf Provinzrosen impfte, (es soll wohl heissen oculirte, denn mit Pfropfen geht es unmöglich an,) so würden die Früchte fast so groß, als mäßige Birnen; und was das merkwürdigste dabey sey: so gewönne der ganze Stamm von solchen geimpften Provinzrosen, auch so gar die Wurzelnsprossen, eben solche Früchte, als aus dem eingesetzten Pfropfreise oder Auge zu gewarten wären: jedoch geschehe solches erst im folgenden Jahre. Allein dieses Vorgeben ist in der Natur nicht gegründet, vielmehr wider die Natur. Es müßte allhier eine gänzliche Verwandelung vorgehen, die sich auch bis in die Erde, auf alle Wurzeln erstreckete, welches etwas Unerhörtes seyn würde, da alle wilde Stämme, worauf man pfropfet oder oculiret, wild sind und bleiben; obgleich von dem eingepfropften guten Reise auch gute Früchte erfolgen. Wie sollten also diese Ausläufer vor allen andern Gewächsen einen Vorzug haben?

Die Erfahrung wird dem Herrn Angeber wohl bereits das Gegentheil gelehret haben. Gewisser fähret man, wenn man, wie ich oben gesagt, Rosenäpfel auf andere wilde Rosen oculiret. Die Art, wie man dabey verfähret, ist ganz leicht. Man suche nur solche wilde Rosenstämmchen, dergleichen sich in Wäldern und Zäunen genug finden lassen, dazu aus, die fein gerade gewachsen, und

eines

eines guten Fingers stark sind, je höher sie sind je besser ist es. Man hebe sie mit genugsamer Wurzel aus, verschneide sie etwas an ihren Zweigen, und säe sie an denjenigen Ort, wo sie stehen bleiben sollen. Wenn sie nun ein Jahr gestanden haben: so kann man im Junius oculiren: sie kommen gar leicht fort und sind von Dauer.

Man oculiret hier zu lande auf solche wilde Rosenstämme nicht nur Rosenäpfel, sondern auch Centifolien, gelbe und weisse Rosen, welche, wenn sie feine hohe Stämme haben, in Kronen gezogen, und auf den Rabatten hin und wieder gesetzet werden; da sie denn, wenn sie blühen, ein prächtiges Ansehen machen. Hierbey aber muß ich erinnern, daß, wenn man rothe, gelbe und weisse Rosen auf einen Stamm zusammen gesetzet, wie manche thun, dieses ein gar schlechtes Verfahren sey; denn da die weissen und gelben schneller, als die Centifolien wachsen; so bleiben diese letztern zurück und verderben, und wenn sie auch grün bleiben: so bleiben es doch ungestallte Kronen, man mag sie schneiden wie man will. Ich rathe daher an, nur eine Gattung auf jeden Stamm zu bringen; oder wenn man ja verschiedene auf einem Stamme zusammen haben will, solche zu erwählen, die insgesammt stark ins Holz treiben; als gelbe, weisse und perlfarbene.

Mit den Rosenäpfeln gehet es nun eben so leichte an, sie auf gleiche Art zu oculiren. Im Julius ist die Zeit, da man solches vornehmen muß. Man suche solche Schößlinge aus, die dieses Jahr gewachsen sind, und gebe darauf Achtung

tung, daß sie nicht gar zu jung oder schon zu alt sind, damit sie sich gut lösen lassen. Diese R i- ser sind mit Dornen bewachsen. Um nun mit sol- chen bequemer umzugehen, muß man diese Sta- cheln mit einem Feder- oder Oculiermesser, so man umkehret und anstatt der Schärfe den Rü- cken nimmt, fein sanfte abstreichen, welches sich auf diese Manier ganz leicht verrichten läßt; da- mit man hernach die Augen ungehindert, wie ge- wöhnlich, ablösen kann. Diese setzet man an die glatten Oerter des wilden Stammes ein, und wenn der Stamm etliche Aeste hat, können auch selbige dazu gebraucht werden; man verbindet sie hernach gelinde mit Baste, und siehet nach 14 Tagen zu, ob das Auge noch grün ist. Wenn sich dieses also verhält: so löset man das Bast- band auf, und macht es etwas weiter darum; denn sonst ziehet es sich zu tief in die Rinde ein, und das Auge verdirbet. Im übrigen wird bey dieser Arbeit, wie beym Oculiren anderer Bäu- me, verfahren. So viel von der Art, die Rosen- äpfel durchs Oculiren zu vermehren. Daß sie sich auch durch den Saamen vermehren lassen, ist kei- nem Zweifel unterworfen. Je grösser sie sind als die Hagebutten, desto mehr Saamenkörner ha- ben sie. Sie gehen gar leicht auf, wenn sie nur zu rechter Zeit gesäet werden: allein ob man eben die grossen Früchte dadurch erlangen werde? dar- an ist sehr zu zweifeln, indem es einerley Bewand- niß hat, wie bey andern Baumarten, die aus dem Saamen erzeuget werden: zugeschweigen daß es zu langsam hergehen dürfte, ehe man sie

dahin

dahin bringen würde, daß sie Früchte trügen; daher die beyden ersten Arten der Vermehrung durch die Ausläufer und durchs Oculiren die bequemsten und gewöhnlichsten sind.

Beantwortung, den Cythisus (Geisklee) betreffend.

Der Cythisus dauert bey uns über Winter, ausser dem Gewächshause, nicht in freyer Erde. Wenn sich nach Herrn **Schwitzers** Berichte in England wirkliche Plantagen davon anlegen lassen; so muß der engländische Winter von ganz anderer Beschaffenheit seyn, als der unsrige. Ich habe nun 3 Winter Versuche damit gemacht; es ist aber die Mühe allemal vergebens gewesen. Ich brauchte noch die Vorsicht, daß ich etliche Stauden zu verschiedenen Zeiten abschnitt, die auch wieder frisch ausschlugen. Andere schnitt ich im späten Herbste ab, und meinete, es würden sich die Wurzeln desto eher erhalten; etliche ließ ich stehen, wie sie im Sommer in die Höhe gewachsen waren: allein sie verdarben alle. So gerne das Vieh diese Pflanze frißt, und so vielen Nutzen man davon in Italien gehabt, und wohl noch hat; so müßen wir doch diesen Vortheil bewandten Umständen nach entbehren.

Beschreibung, was die so genannte Brechbohne für eine Art sey, und worinn ihr Vorzug bestehe.

Es ist eine weisse mittelmäßige grosse Stengelbohne, deren Schale sehr mürbe und nicht fest ist: folglich ist sie eine Art der so genannten Zuckerbohnen. Man hat drey Arten von Zuckerbohnen: die weissen, rothen und gelben. Die beyden ersten müssen gestengelt werden; die letztere aber ist eine Zwergbohne. Alle drey Arten geben grün eine gute Speise ab, und können auch noch wohl genossen werden, wenn sie schon der Reifung nahe sind, zumal die Gelbe, welche, wenn ihre Schoten schon gelb sind, doch gut zu essen ist. Ja, man kann sie mit der Schale an Fäden aufhängen, im Schatten trocknen, und im Winter zur Speise brauchen. Die beyde letzte Gattungen sind klein; die Brechbohne hingegen ist weit grösser, trägt reichlich, füllet daher den Korb und die Schüssel mehr, und hat einen bessern Geschmack. Man kann sie den ganzen Sommer über grün gebrauchen, wenn sie zu verschiedenen Zeiten gesäet wird. Viellleicht hat sie diese Benennung daher erhalten, weil sie sich leicht auseinander brechen läßt, und also nicht zaserig und zähe ist, wie andere Arten. Einige nennen sie auch die Schweitzerbohne. Weil sie weiß und wohlschmeckend ist, wird sie aufgetrocknet, und im Winter in Menge verspeiset. Das Stengeln der Bohnen will zwar an manchen Orten, wo das

Holz

Holz rar ist, eine Unbequemlichkeit verursachen; allein wenn man sich einmal die Stangen angeschaffet hat: so kann man sie, wenn sie im Herbste ausgezogen und ins Trockene gebracht werden, 5 bis 6 Jahr brauchen. Eine Ersparung kann man dabey machen: wenn man die Bohnen rund um die Stange, welche in der Mitte eingestecket wird, die Stärcke eines spanischen Rohrs, damit sie sich von der Schwere der Bohne nicht biegen lassen, haben, und 6 bis 7 Fuß hoch seyn muß, in der Figur eines Kranzes herumleget. Wem diese Art zu verfahren nicht gefällt, dem will ich eine andere vorschlagen. Man mache die Gebeete nur 3 Fuß breit, und lege 2 Reihen Bohnen darauf, stecke an beyden Seiten die Stangen schief, daß sie oben wie ein Dach zusammen laufen: so kann man darunter weggehen, und die Schoten, welche alle einwärts hängen, gemächlich abflicken. Die Brechbohne, die engländische Frühbohne, und die grosse Säbelbohne halte ich für die besten. Viele, die sie starck bauen, und trocken Scheffelweise verkaufen, können guten Nutzen davon ziehen. Es giebt Orte, wo sie im freyen Felde häufig erbauet, und von da weit verführet werden.

Bestätigter Ungrund der Verwandelung des Hafers in Weitzen, nebst einer Nachricht vom Winterhafer.

Im verwichenen Frühjahre ward ich von einer vornehmen Standesperson versichert, es

wäre zu Halle mit dem Hafer der Versuch nach des Herrn **Wirgin** genug bekannten und in dem ökonomischen Patrioten beschriebenen Angeben, gemacht und befunden worden, daß die Verwandelung desselben in Weitzen und Rocken ihre Richtigkeit habe.

So nahe ich bey Halle wohne: so habe ich doch nichts von diesem Versuche in Erfahrung bringen können: und wie wohl ich mich von der Unmöglichkeit dieser widernatürlichen Sache durch Grundsätze überzeuget hielt; so trieben mich doch die vielen Beyspiele anderer, die ich zu Vorgängern gehabt, an, mich davon noch mehr durch die Erfahrung, meine ehrwürdige Lehrmeisterin, zu überzeugen.

Ich verfuhr, wie ich gewiß versichern kann, in allen Stücken aufs strengeste nach der Lehrart des Herrn **Wirgin**, wovon ich, eine weitläuftige Beschreibung mit dem Tage- und Stundenregister, zu ertheilen für überflüßig gehalten; allein dem ohnerachtet fand ich im jetzigen Jahre, was ich mir im Geiste vorher vorgestellet hatte, nemlich dürre Stoppeln von dem künstlichen ausgesäeten und gewarteten Hafer. Der Winter kann wohl nicht die Schuld haben; denn er ist gelinde genug gewesen. Es bleibt also dabey, daß der Hafer nur eine Sommerpflanze ist, und daß er Hafer bleiben wird, man mag ihn so künstlich behandeln als man will. Vielleicht höret man nun auch bald auf, Versuche in einer Sache, die wider die Natur ist, zu machen, und weitläuftige Beschreibungen davon in den Büchern zu ertheilen,

die

die keinen Nutzen verschaffen, und so wenig gelesen zu werden verdienen, als wenig sie des Geldes werth sind, das man dafür bezahlen muß; welches ich um so mehr verhoffe, da ich höre, daß über den zu Leipzig gemachten und in Ew. ꝛc. Sammlung angeführten Versuch, das Urtheil eines dortigen berühmten Gelehrten in öffentlichen Blättern dahin ausgefallen sey, es werde wohl dabey bleiben: daß die Natur sich nicht zwingen laße.

Von einer neuen Vermehrungsart der Weinstöcke und Pfirschbäume.

Der Weinstock ist ein Gewächs, das sich gar leicht vermehren läßt, und es scheinet überflüßig zu seyn, wenn man auf neue Vermehrung desselben denken will, indem durch das Knotholz und Absenken genug neue Stöcke gemacht werden können. Allein es finden sich doch Fälle, da die Zeit und Umstände es nicht zulassen wollen, die ordentliche Vermehrung vorzunehmen. Ein bloßes Ohngefehr, wodurch viele Dinge in der Natur sind entdecket, und hernach verbessert worden, brachte mich auf einen Versuch, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit eine Vermehrung des Weinstockes vorzunehmen. Ich hatte einen Muscatellerstock von recht guter Art, der hoch gezogen war, und wollte gerne im Frühjahre dieses 1761

Jahres einen Senker davon haben, mußte es aber, vieler Unbequemlichkeiten wegen, unterlassen. In eben diesem Jahre gegen Johannis wuchs an diesem Stocke unten ein neuer Ranke heraus: ich entschloß mich daher solchen noch so gleich mit seinen Blättern, die ich zwar, so weit der Ranke in die Erde kam, abnahm, einzusenken, um zu erfahren, ob sie Wurzel schlagen möchten? Nach einer Zeit von 6 Wochen sahe ich darnach, und ward mit Vergnügen gewahr, daß er an allen seinen Knoten oder Augen, wovon ich die Blätter abgenommen, Wurzel geschlagen hatte. Die Neubegier trieb mich sodenn an, zur selbigen Zeit, welches ohngefehr im August war, noch etliche Ranken an andern Stöcken einzuschlagen, um zu sehen, ob es eben so gelingen möchte? Und auch dieses mein Bemühen ist nicht umsonst gewesen: denn sie haben ebenfalls Wurzel geschlagen; die ersten aber ungleich mehr, als die letztern, vermuthlich, weil das Wachsthum zu der Zeit und im September schon einigermassen aufhöret.

Da es nun aber noch bis zum August angehet, sollte dieses nicht ein diensames Mittel seyn, vom Frühjahre an bis zum August die Vermehrung der Weinstöcke vorzunehmen, und mit glücklichen Erfolg zu betreiben? Man möchte sagen, es wäre dieses überflüßig, weil das Knorholz und Einsenken im Frühjahre gewiß und sicher wäre: das ist wahr, aber giebt es nicht zu der Zeit oft Hindernisse, die uns davon abhalten können, eben wie es mir ergieng. Ich halte es deswegen doch für nützlich, die Sache gemein zu machen, und

da

da ich nicht weiß, ob es von andern schon beobachtet worden, wie ich wohl vermuthe: so ist es doch verschwiegen worden, und ich erinnere mich nicht, etwas davon gelesen zu haben, so wenig ich es gehöret.

Mit den Pfirschbäumen habe auch etliche Versuche gemacht. Ich verfuhr im letztverwichenen Frühjahre mit den jungen Zweigen, die nahe am Erdboden waren, folglich gar füglich in die Erde gebogen werden konnten, wie man mit den Nelkensenkern zu thun pfleget, machte einen Einschnitt, befestigte sie mit einem Häcklein, that Erde darauf, und über die Erde etwas Moos, um die Feuchtigkeit zu erhalten; begoß sie zuweilen, besonders bey trocknen Wetter, und sie haben gleichfals Wurzel geschlagen; die ich im Herbste dieses Jahres ausgehoben, und anders wohin gesetzet habe. Ich meines Orts habe vorhin noch nie gehöret, daß dieses Absenken bey den Pfirschbäumen gebräuchlich sey. Ich werde nun sehen, wie diese jungen Bäumchen anschlagen werden. Meiner Muthmassung nach müssen sie viel dauerhafter seyn, als die durch das gewöhnliche Oculiren gezogene Bäume. Denn zuvörderst ist bekannt, daß die auf fremde Stämme gesetzte Augen einen Knorpel machen. Weil die Fibern ohnmöglich übereinstimmen können; so müssen die Säfte sich stämmen, und einen solchen Auswachs verursachen, als bey allen gepfropften Bäumen wahrzunehmen ist. Da dringet dann der überflüßige Saft öfters heraus, und nach und nach wird der Baum zu Grunde gerichtet, welches hier nicht zu befürchten

ist. Zudem ist ein solcher abgesenkter Baum von seiner Wurzel an gut. Gehet er von oben herein, wie es vielmal zu geschehen pfleget, ab, und man schneidet ihn nahe an der Erde ab: so schlägt er vom neuen aus, welches bey denen, die auf fremde Stämme gepfropfet oder oculiret sind, nicht angehet. Ich glaube auch, daß solche Bäume in Scherben oder Töpfen, die man in Gewächshäusern treibet, vortreflich seyn würden. Wollte man die mit gefüllter Blüte dazu erwählen, würde solches eine angenehme Augenweide abgeben, wo man sie zur Zeit der Blüte vor die Fenster zu setzen pfleget.

Vom Begiessen, und den Vortheilen dabey.

Das Begiessen beym Gartenbaue möchte wohl eine allzu bekannte Beschäftigung zu seyn scheinen, als daß man es der Mühe werth achten sollte, etwas schriftliches davon vorzutragen: allein da ich bemerket habe, daß es dabey nur allzu sehr versehen werde, und da es in Blumen- und Küchengärten ein Hauptstück unserer Bemühung ist: so verhoffe, daß es nicht ohne Nutzen seyn werde, wenn denen, die, bey der Gärtnerey nicht hergekommen sind, und selbst Gärtnern, die ihre Kunst blos aus der Uebung gelernet haben, eine kurze und gründliche Anweisung gegeben werde, was sie dabey zu beobachten haben. Es versehen es wohl

Gärt-

Gärtner im Begiessen, die von sich die Meinung hegen, daß sie ihre Kunst ausgelernet haben, und es liessen sich genug Beyspiele von Schäden anführen, die durch die Unachtsamkeit und den Unverstand solcher Leute im Begiessen entstanden sind.

Zuvörderst sollte ja wohl einem jeden, der den Gartanbau treibet, bekannt seyn, daß das Fluß- und gesammlete Regenwasser besser als Quell- und Brunnenwasser zum Begiessen sey: denn jenes ist zu kalt, und dieses zu hart, und stehendes unreines Wasser ist ebenfalls, weil es mit Fäulniß angefüllet ist, den Gartengewächsen nicht dienlich; allein wie viel sind derer, die auf diesen grossen Unterschied nicht achten? Diejenigen sind glücklich, die fliessend oder Seewasser bey ihren Gärten haben: aber wie viel sind derer, denen es daran fehlet, und die sich daher mit Quell- und Brunnenwasser behelfen müssen? Dieses taugt nicht zum Begiessen, wenn es nicht vier und zwanzig Stunden an der freyen Luft und Sonne gestanden hat. Man sammlet es daher in grossen Fässern, die man in dem Garten zu dem Ende beständig in Bereitschaft hat, um zu rechter Zeit damit angefüllet zu werden: weil aber solche Gefässe gerne zerfallen, und immer daran zu bessern ist: so thut man besser, wenn man sich nach der Verhältniß seines Gartens eine mit Steinen ausgesetzte und mit Wasserkütt verstrichene Cisterne zu dem Ende machen läßt. Wem dieses zu kostbar fällt, der kann sie von Backsteinen, oder auch von Thon auf folgende Art anlegen lassen. Man erwähle dazu einen bequemen Ort in dem Garten,

doch so, daß man ohne grosse Hinderniß von da an, bis zum Brunnen hölzerne oder thönerne Röhren legen kann; zu welchem Ende bey dem Brunnen ein hölzerner oder steinerner Trog gesetzet wird, um das Wasser, wenn es aus dem Brunnen gezogen oder gepumpet wird, darein zu lassen, damit es von dar an in das Wasserbehältniß, das man in Garten anlegen will, laufen könne. Der Ort, den man zum Wasserbehältnisse erwählet, wird 4 Fuß tief ausgegraben: in Ansehung der Weite aber muß man sich nach der Grösse des Gartens richten, nachdem man viel oder wenig Wasser zum Begiessen brauchet. Wenn solches geschehen, muß der Thon oder Letten bey der Hand seyn. Dieser wird mit Wasser zu einem Brey gemacht, mit Füssen durchtreten, und aller Unrath heraus gethan, so wie die Ziegelstreicher ihren Thon bereiten. Alsdenn schlägt man ihn mit einer Schaufel einen Fuß hoch auf den Boden; wobey zu merken, daß die Weite der Grube grösser seyn muß, als sie im lichten seyn soll, damit die Seitenwand auf den geschlagenen Thonboden auf zustehen kommt; denn sonst würde sich das Wasser unter der Wand verlaufen. Ist der Thon alle aufgetragen, und fein eben gemacht: so läßt man es abtrocknen, hernach mit einem starken Brette, woran ein krummer Stiel gemacht ist, derb schlagen: so wie die Scheunentennen geschlagen werden, damit es nicht aufspringet. Wenn dieses geschehen: so führt man rund herum von Back- oder andern Steinen eine schwache Seitenmauer auf, und es werden die Steine

nur

nur in Moos geleget, welches dazu dienet, daß die Erde nicht zusammen fallen kann. Hinter dieser Mauer aber muß einen Fuß stark rund herum auf obige Art bereiteter Thon geschlagen werden, damit das Wasser nicht durch die Mauer in den Erdboden dringe, und sich verliere. So hoch das Wasser stehen soll, muß auch der Thon aufgeführet werden. Diese Wasserbehälter sind nicht kostbar und doch dauerhaft.

Was nun das Begiessen anbetrift, welches bey kleinen Pflanzen bekanntermassen mit der Spritze oder Gießkanne geschiehet: so muß man es nicht dabey bewenden lassen, daß das Erdreich von dem aufgesprengten Wasser oben nur schwarz wird; sondern es muß so gegossen werden, daß das Wasser zur Wurzel dringet; zu dem Ende muß es 2 bis 3 mal übergossen werden. Dieses muß nicht zur Mittagszeit, sondern des Abends geschehen. Denn da bekannt ist, daß die Gewächse bey der Hitze wegen ihrer starken Ausdünstung, am Tage nicht, wohl aber des Nachts wachsen, auch die Sonnenhitze die Feuchtigkeit gar bald wieder ausziehet: so ist das Abendgiessen allem andern vorzuziehen. Will man aber die Gewächse am Tage etliche mal besprengen, und des Abends tüchtig giessen: so ist der Nutzen viel grösser: denn durch das Besprengen wird die heftige Ausdünstung verhindert. Beym heissem und trockenem Wetter werden gegen Mittag die Blätter der Gewächse schlaf und welk, weil die Feuchtigkeiten aus denselben mehr ausdünsten, als die Wurzel an sich ziehen kann; und aus der Luft, die

zu

zu der Zeit trocken ist, können sie auch keine Feuchtigkeiten an sich ziehen; folglich muß es das Wachsthum befördern, wenn man sie am Tage etliche mal bespritzet. Der Herr **du Hamel** hat mich dieses gelehret, und ich habe es durch die Erfahrung bewährt befunden. Nur ein Beyspiel anzuführen: so bekam ich in der Mitte des Monats Julius dieses 1761sten Jahres 2 Pflanzen von dem Leonurus tataricus. Sie waren schon über 2 Fuß hoch gewachsen; es war sehr warmes Wetter, und da ich sie in der Wärme eine Stunde weit über Feld getragen hatte: so waren sie sehr welk geworden. Ich pflanzte sie, und begoß sie tüchtig, vergaß aber nicht, sie des Tages etlichemal mit der Gießkanne über und über zu bespritzen. Zu dem Ende setzte ich eine Kanne mit Wasser dabey, und so oft ich an den Ort kam, wo sie stunden, besprengete ich sie. Sie hingen nur einen Tag die Köpfe, den andern aber stunden sie schon aufgerichtet, als wenn sie nicht versetzt, sondern daselbst gewachsen gewesen wären, und sie haben Blüte und Saamen reichlich gebracht. Wer da weiß, wie gefährlich es ist, eine Pflanze zur unrechten Zeit und bey heissem Wetter zu versetzen, wird einsehen, daß das Besprengen hier bey nahe Wunder thut, und daß es im Kleinen mit dem größten Nutzen zu gebrauchen ist. Im Grossen muß man es auf einen fruchtbaren Regen ankommen lassen. Herr **Hales**, der die innerliche Beschaffenheit der Gewächse ungemein mühsam untersuchet hat, rathen das öftere Besprengen gleichfalls an, und sagt unter andern, daß

man

man den Stamm eines Baumes im Sommer mit einem nassen Lappen bereiben solle, welches meinem Erachten nach, bey neugesetzten Bäumen eine nützliche Regel ist.

Ich habe vorhin gedacht, daß man des Abends giessen solle, dabey aber vergessen zu sagen, daß solches nur im Sommer angehe. Im Frühjahre und im Herbste muß es des Morgens geschehen; weil man für den Nachtfrösten nicht sicher ist, welches bey sich ereignenden Falle mehr Schaden, als Nutzen anrichten würde. Einen grossen Vortheil verschaft es auch, wenn man, wo es sich thun läßt, mit einem kleinen Gäthehäckchen das Erdreich auflockert, damit das Wasser eher zur Wurzel dringen kann.

Es erhellet aus obigem, daß die Gewächse bey dürrem Wetter wegen allzustarker Ausdünstung wenig oder gar nicht wachsen, wenn man sie gleich alle Abende recht gut begiesset; dieses Begiessen hilft zu weiter nichts, als daß sie nicht gar verdorren. Das Gegentheil kann man sehen, wenn es trübe und regenhafte Tage sind, da sie in einem Tage mehr wachsen, als bey dürrer Zeit in 4 Wochen. Man kann es wohl in gewisser Maasse dem von der Luft mit vielen Salztheilchen angefüllten fruchtbaren Regenwasser zuschreiben: allein das Hauptwerk macht wohl die geringere Ausdünstung zu solcher Zeit aus. Je weniger solche geschiehet, desto mehr werden die Saftgefässe angefüllet, ausgedehnet, und folglich das Wachsthum befördert. Der Herr **du Hamel** hat vollkommen recht, wenn er schreibt, das Begiessen

giessen bey anhaltenden trockenem Wetter, und wenn es auch mit Regenwasser geschehe, schaffte nicht so viel Nutzen, als ein Thau oder Regen; weil dadurch die häufigen Ausdünstungen zurückgehalten werden: hingegen thäte das öftere Besprengen Wunder, wenn trüber und wolkigter Himmel wäre, wenn auch kein Tropfen Regen erfolgte.

Was ich nun hier vom Begiessen und Besprengen angeführet habe, ist überhaupt nur von denen Gewächsen, die unter freyen Himmel wachsen, zu verstehen; mit denen, die in Gewächshäusern den Winter über aufbehalten werden, ist es ganz anders beschaffen.

Zum Beschluß will ich noch mit wenigem meine Meinung mit gekünstelten Wasser zum Begiessen eröfnen, da man allerhand Ingredientien dazu thut, als Mist, Horn, Blut, Wein und dergleichen; ja **Mizaldus** rathet in seinem Buche von Geheimnissen, an, man solle foenum graecum (Bockshorn) in Wasser weichen, und mit diesem Wasser begiessen. Es ist dieses alles ungegründet und unnütze, und es kann den Pflanzen nach Beschaffenheit der Umstände, gar schädlich werden.

Bestätigung des im II. Theile der erstlen Schreberischen Sammlung S. 319 beschriebenen nützlichen Spergelbaues.

Der Spergel oder Spark wird in der wendischen Sprache **Gollecka** genennet, und in der Niederlausitz, bey Kahlau und Betschau stark gebauet. Er ist das einzige Futterkraut, zu welchem diejenigen, die in der dortigen sandigen Gegend nicht Heuwerbung genug haben, ihre Zuflucht nehmen, weil sie den besten Nutzen davon haben.

Sobald das Getreyde eingeerndtet ist, säet man ihn in die umgerissenen Stoppelfelder, wie an obenangeführten Orte der Sammlung gezeiget worden ist. Im Herbste sind die Felder grün von diesem Gewächse. Man steckt sodann täglich einen gewissen Bezirk ab, und treibt das Rindvieh darauf, welches davon, zumal wenn der Spergel bey günstiger Witterung geil wächset, bald fett wird. Den Feldern kommt der Mist vom Viehe wohl zu statten.

Man säet ihn aber auch im Frühlinge und macht Heu daraus. Dieses wird im Winter theils trocken gefüttert, theils auf der Futterbank erst geschnitten, hernach heiß Wasser darauf gegossen, da es wie Seife schäumet, und alsdenn dem Rindviehe, welches es mit grosser Begierde frißt, und gute Milch davon giebet, eingeschüttet.

Von Lager Merrettigpflanzen.

Man findet den Merrettig so, wie den Spergel, an verschiedenen Orten auf Wiesen wild wachsen; wie ich denn beyde bey Wendelstein an der Unstrut angetroffen habe: allein, durch die Bearbeitung werden beyde Gewächse erst zur Speise dienlich. Die beste Gattung vom Merrettig nennt man den wendischen oder lagermerrettig, und er wird bey Halle, Leipzig, Naumburg ꝛc. stark gebauet.

Der Herr Amtmann **Möller** hat die beste Nachricht von dem Anbaue desselben ertheilet in den ökonomischen Nachrichten Theil IV. Seite 241. Nur etwas finde dabey zu erinnern. Er sagt erst, die zu legende Wurzeln müssen nur so dicke wie eine Gänsespule seyn; sodann Seite 242, sie müsten nicht zu dicke noch zu dünne seyn: denn, wenn sie zu dünne wären: so nehme es zu viel Zeit weg, ehe sie ihre Stärke erreichten; die dicken hingegen wären älter, als sie seyn sollten, folglich hätten sie Nebenwurzeln geschlagen dergleichen man nicht erwählen müste. Dieses bedarf einer kleinen Erläuterung. Die Stärke einer Gänsespule ist zu klein. Ich nehme lieber starke Wurzeln; je stärker je besser. Der gemeine Merrettig muß 2 bis 3 Jahr stehen, ehe er recht brauchbar wird, dieser aber hat nur einen Sommer zu seinem Wachsthume nöthig. Wird er im Frühjahre von jungen Wurzeln schräge in die Erde gelegt: so ist er im Herbste in der Küche gut zu gebrauchen. Die Wurzeln, die im Frühjahre auf sol-

che Art eingeleget werden, schlagen den Sommer über an den untersten Enden wieder Wurzeln, und diese sind die künftige Pflanzen. Sie sind also nur einen Sommer alt. Wird nun die Hauptwurzel zum Gebrauch ausgenommen: so gräbet man sorgfältig nach, um diese junge Wurzeln alle unversehrt herauszubringen. Diese sucht man auseinander. Die ganz schwachen, die wie eine Federspule sind, wirft man weg; die andern aber hebt man zum Gebrauche auf zu künftiger Pflanzung; und je stärker sie sind, desto besser sind sie: denn die starken bringen mir wiedet starke Wurzeln; es müste denn schlechtes Land und widrige Witterung das gedeyliche Wachsthum verhindern. Der Vortheil aber liegt darinn, daß sie jung und nur einen Sommer alt seyn müssen; sind sie älter: so wird nichts daraus, und Herr **Möller** hat Recht: wenn sie auch noch so stark wären, so bleiben sie, wie sie sind, welches ich selbst ehedem mit Schaden erfahren habe. Wenn ich ältere schwache Wurzeln, die kaum eines kleinen Fingers stark waren, gelegt habe: so sind sie schwach geblieben, und ich habe sie nicht in der Küche brauchen können. Ich habe sie von ihren Nebenwurzeln gereiniget, und gemeinet, wenn ich sie im Frühjahre aufs neue legte, würden sie schon stark genug werden: allein es war vergebens, und sie waren nicht grösser geworden, als sie erst gewesen. Hieraus erhellet nun, daß zu Pflanzen keine besser sind, als die, so einen Sommer alt und weniger nicht, als einen kleinen Fingers, stark sind. Ein grosser Vortheil bey dem Merrettig-

baue ist, wenn das Land dazu rajolet wird: denn da der Boden dadurch locker gemacht wird: so folget, daß nicht allein die Wurzeln viel stärker werden; sondern es werden auch die jungen Wurzeln, die künftig Pflanzen abgeben sollen, viel länger und stärker.

Dieser Merrettig hat einen grossen Vorzug vor dem andern, der nicht gehörig bearbeitet wird, indem er viel milder und schmackhafter ist, auch im Kochen besser ausquillet: er wird auch nicht so faserichter. Nur muß man beym Ausnehmen aus der Erde gehörig damit umgehen, damit die jungen Pflanzen fein reine und unversehrt herauskommen: denn bleibt nur ein kleines Stückchen in der Erde: so schlägt es wieder aus, und wildert im Lande. Zu dem Ende muß man aufmerksam seyn, und so bald er sich über der Erde erblicken lässet, die Wurzel herausziehen. Damit fährt man bis zum Ausgange des Julius fort, da der meiste Saft vorbey ist. Durch das öftere Ausziehen werden die in der Erde zurückgebliebene kleine Wurzeln endlich erstickt, daß sie nicht wieder aufgehen.

Man sagt sonst, daß das Abschneiden verschiedener Gewächse, z. B. des Rohrs und dergleichen, die man gerne vertilgen will, am längsten oder kürzesten Tage, geschehen müsse; allein es kommt nicht auf diesen Tag an; sondern um selbige Zeit werden die Pflanzen und Wurzeln leichter ersticket, weil sie im vollen Safte stehen, wenn den Säften auf solche Art der Ausgang gehemmet wird.

Beym Merrettigbaue ist noch das zu merken, daß alle Jahre ein anderes Grundstück dazu genommen werden muß, und in 3 bis 4 Jahren darf keiner wieder dahin gepflanzet werden, wo er erst gestanden.

Von Möhren.

Im VI. Bande der Leipziger ökonomischen Nachrichten Seite 599 ist eine practische Anleitung zum Möhrenbaue eingerücket worden, an welcher nichts auszusetzen ist. Jedoch finde ich folgendes dabey zu errinnern für diensam. Der Herr Verfasser sagt, diejenigen Möhren, oder, wie sie anderwärts genennet werden, gelbe Wurzeln, wovon man Saamen ziehen, und die man den Winter über, bis zur Steckzeit im Frühjahre, aufheben wollte, müsten erst abgetrocknet werden, ehe sie in Keller oder in die Grube gebracht würden. Die in Keller aufgehoben werden sollten, müsten 10 Tage, die aber in eine Grube kommen sollten, 3 Wochen abtrocknen, ehe man sie einlegte, wenn sie sich anders gut halten sollten. Allein andere so wohl als ich haben aus der Erfahrung, daß gerade das Gegentheil besser ist. Ich könne einen Pachtgärtner, der jährlich 6 bis 8 Centner Möhrensaamen bauet und verkaufet. Er verwahret deswegen wohl 100 Tragekörbe voll Möhren in Gruben, und leidet nicht den geringsten Abgang, ausser, was etwa von Mäusen an-

gefressen wird. Er bringt aber so viel, als an einem Tage ausgenommen und des Abends vom Kraute abgeschnitten worden, gleich den folgenden Morgen in die Gruben, da er sie sodenn auch gleich mit Erde bedecket.

Ich habe solches selbst nun viele Jahre nicht allein beym Möhrenbaue; sondern auch bey andern Wurzelwerke, als Pastinac-Petersilienwurzeln und andern im Gebrauche, und wenig oder gar keine Unbequemlichkeit von der Fäulniß gehabt, da ich vorher, dem eingeführten Gärtners Gebrauche nach, solche erst abtrocknen ließ, und viel Schaden von der Fäulniß erlitten. Ich glaube, daß die Veränderung, wenn die Gewächse aus der frischen Erde kommen, in die warme Luft gelegt, und hernach wieder in die frische Erde gethan werden, sie in eine gährende Bewegung der Säfte setzet, woraus eine Fäulung entstehet. Kommen sie aber bald aus der Erde: so wird dergleichen Gährung vermieden. Alles Winterobst, das sich lange halten soll, muß, wenn es von den Bäumen abgebrochen worden, nicht in die Wärme, sondern sogleich in kühle doch auch nicht dumpfige Gewölber gebracht werden, wo es den Winter über verbleiben soll, und es irren diejenigen gar sehr, die es erst auf luftige Boden oder Kammern schütten, damit es, ihrer Meinung nach, abtrockene, und hernach erst bey eintretendem Winter in die Keller oder Gewölber bringen: denn auf warmen Böden oder Kammern dunstet es zu sehr aus, schrumpfet ein, oder wird in Gährung und zur Fäulniß gebracht.

Wer

Wer also sicher gehen will, der bringe seine Möhren und Wurzelwerk gleich wieder ins frische, entweder in Keller oder in Gruben im Garten. Das letzte halte ich vors beste: denn die Luft ist im Keller doch veränderlich und öfters warm, daher leicht eine Fäulniß vorgehen kann.

Ich will hiebey noch gedenken, wie man auf eine leichte Art Möhrensaamen bauen könne? Wenn man zu Anfange, oder auch in der Mitte des Augusts, ein oder mehr Gartenbeete mit Möhrensaamen besäet, und sie den ganzen Winter über stehen läßt: so schiessen sie im Frühjahre, wenn die Wärme kömmt, in Saamen, und man bekommt Saamen genug davon: es müssen aber die jungen Möhren vor Winters nicht dicker, als etwa ein Tobackspfeifenstiel seyn, sonst gefrieren sie leichte. Ich muß jedoch von dieser Art, Möhrensaamen zu erzeugen, auch dieses sagen, daß dergleichen Saamen nichts taugt, und daß es nur eine Sache gewissenloser Saamenhändler ist, so zu verfahren.

Von Pfropfreisern.

Wer alle in Hessens, Schwimmers, Holiks und andern Gartenbüchern vorgeschriebene Regeln, die in Ansehung der Pfropfreiser zu beobachten, zur Richtschnur nehmen wollte, der müßte sich bald nach dem ab- bald nach dem zunehmenden Mondlichte richten; er würde

sie in einem luftigen Zeichen, an einem stillen Tage abbrechen, allemal eine Tragekuospe daran sitzen lassen; sie von der Mittagsseite des Baums, aber von keinem Baume, der nicht schon getragen, nehmen müssen; er würde sich hüten müssen, daß das Reis beym Abbrechen nicht auf die Erde fiele, weil ein von dergleichen Reis gezogener Baum sonst seine Früchte abfallen liese; er würde sie nicht unter- sondern aufwärts abbrechen müssen, weil ein solcher Baum sonst auch nicht aufwärts wüchse; er würde sie abbrechen und nicht abschneiden müssen, und wenn ja dieses letztere geschehe, sich keines Brodmessers dazu bedienen, weil sonst der gepfropfte Baum der Gefahr ausgesetzt würde, den Krebs zu bekommen, und daran zu sterben; er würde sie nicht so gleich darnach, wenn sie abgebrochen oder abgeschnitten worden, pfropfen dürfen, und was dergleichen Dinge mehr sind, die vielleicht aus der ergiebigen Quelle des Aberglaubens jener alten Zeiten der Barbarey der Wissenschafften, auf unsere Zeiten fortgeleitet worden sind.

Indessen scheinet es doch, daß sich einige dieser Regeln aus natürlichen Ursachen erklären lassen. Daß die Pfropfreiser von der Mittagsseite des Baumes genommen werden sollen, scheint darinne seinen Grund zu haben, weil zu vermuthen ist, daß das Holz daselbst recht reif ist: allein, bey freystehenden Obstbäumen, welche die Luft und Sonne allenthalben durchstreichen und bescheinen kann, hat man von der mehrern oder wenigern Reife des Holzes an dieser oder jener

Seite

Seite des Baumes nichts, das besonders vortheilhafter oder nachtheiliger wäre, zu erwarten, und man muß öfters zufrieden seyn, wenn nur gute Reiser vorhanden sind, sie mögen gegen Mittag oder Mitternacht stehen.

Daß man sie nicht gleich pfropfen solle, wenn sie gebrochen sind, scheint daher zu rühren, weil die bequemste Zeit, sie zu sammlen, zu Ausgange des Februars und Anfange des Merzes ist. Da ist es nun zum Pfropfen noch viel zu kalt, folglich müssen sie freylich eine Zeitlang in der Erde verwahret werden: ich weiß, daß auch genug Reiser zu anderer Zeit sind abgebrochen, und sogleich gepfropfet worden, die alle glücklich fortgekommen sind; doch halte ich die obgedachte Zeit, sie zu brechen, und bis zur rechten Pfropfzeit frisch aufzubehalten, für die zuträglichste. Herr **Hagedorn** sagt in seinem Haushalter Seite 130, er habe Pfropfreiser zu der Zeit abgebrochen, da die Augen schon aufgebrochen gewesen; diese aufgebrochene Augen habe er alle mit einem Messer ausgeschnitten, und sodann die Reiser 3 Tage (vermuthlich an einem schattigen Orte,) liegen lassen, damit der Saft in selbigen sich in etwas verringert, alsdenn habe er sie aufgesetzt, und sie wären alle nach 14 Tagen gewachsen, und hätten neue Augen getrieben. Er hat vollkommen recht; wenn jemand das Brechen der Pfropfreiser versäumet hat, kann er sich dieses Mittels sicher bedienen.

Daß man von jungen Bäumen, die noch nicht getragen haben, keine Pfropfreiser nehmen

sollte, könnte man entschuldigen, wenn hinzugesetzet wäre, weil man nicht wissen könne, was für Gattungen von Obste, gute oder schlechte, es seyn möchten: wer wird aber auch so blindlings, bey Vermehrung der Obstbäume durchs Pfropfen handeln? und dann ist die vorgeschriebene Regel ganz unrichtig. Ein Baum mag getragen haben oder nicht; wenn man nur gewiß weiß, daß es eine gute tragbare Art ist: so kann man getrost Reiser von Bäumen, die nicht getragen haben, nehmen und pfropfen; sie werden deswegen nicht untragbar werden, weil der Baum, von dem sie genommen sind, noch keine Früchte getragen hat.

Daß es besser seyn solle, die Reiser abzubrechen, als abzuschneiden, davon bin ich den Grund einzusehen nicht im Stande; vielmehr halte ich das Abschneiden mit einem scharfen Messer für vortheilhafter, weil die Zweige durchs Abbrechen zersplittert werden, daher sie hernach nicht gut verwachsen.

Die übrige Regeln übergehe ich, weil das Abergläubische derselben bey den jetzigen aufgeklärten Zeiten einem jeden hoffentlich in die Augen leuchten wird.

Wer Pfropfreiser einsammlen will, hat dahin zu sehen, daß er keine, als von guten tragbaren Arten, erwähle: denn nicht alle Obstbäume tragen gut, und es ist dißfalls ein grosser Unterscheid. Da es nun nicht mehr Arbeit verursachet, eine gute Art zu pfropfen, als eine schlechte: so handelt man ja klüger, wenn man solche erwählet, von denen man weiß, daß sie gut sind.

Wenn

Wenn sie zur gewöhnlichen Zeit abgeschnitten sind: so verwahre man sie bis zur Pfropfzeit. Das geschiehet am besten, wenn man sie einzeln in die Erde schlägt: legt man sie Bündelweise ein: so pflegen die in der Mitte gebundene leicht zu vertrocknen.

Sollte man genöthiget seyn, sie im Herbste zu sammlen: so können sie gar füglich, im Gewächshause oder in einem Keller in die Erde gesteckt, bis zu der Zeit, da man sie brauchet verwahret werden, ich habe es auf diese Art sehr oft versuchet und gut befunden.

Wenn man Pfropfreiser von weiten Orten herbey kommen lässet, und sie lange unterwegens und nicht wohl eingepackt gewesen, werden sie trocken; man kann ihnen aber helfen, wenn sie einen Tag in frischem Wasser eingeweicht, und hernach eine Zeitlang in die frische Erde über und über eingegraben werden, da sie denn wieder aufschwellen und frischen Saft bekommen. Man hat sich auch wohl vorzusehen, daß, wenn man Pfropfreiser von fremden Orten verschreibet, man nicht hintergangen wird; wovon ich auch Erfahrungen habe.

Schlüßlich will ich hier noch der Erfindung in des obenbelobten Herrn **Hagedorns** sehr nützlichen Buche: **der Haushalter** Seite 144 gedenken, die er das Dubliren nennet. Sobald er die Reiser im Merz abgeschnitten hat, steckt er solche sogleich neben die zu propfende wilde Stämme in die Erde. Kommt nun die Pfropfzeit her-

bey: so schneidet er den wilden Stamm, wie gewöhnlich, ab, spaltet ihn, schneidet das dabey steckende Pfropfreis ein, und verbindet es: wenn es nun angewachsen ist: so schneidet man in künftigem Frühjahre das unterste mit einem scharfen Messer ab. Ich habe dieses nachgemacht, und für sehr gut befunden.

Vom Gebrauche der Erlenasche zum Flachse.

In den Abhandlungen der königl. schwedischen Acadamie der Wissenschaften Th. IX. S. 200 giebt Herr **Palmquist** eine Anweisung, den Flachs wie Baumwolle weich und weiß zu machen, und braucht dazu die Erlenasche. Allein diese Asche färbet schwarz. Ich hatte dergleichen Asche, die schön weiß war. Meine Frau, die Garn kochen wollte, bediente sich derselben, in der Meinung, das Garn würde davon weiß werden; allein es ward ganz dunkelbraun. Man gab es der Asche nicht schuld, sonden glaubte, es wäre sonst ein Versehen vorgegangen. Es ward darauf eine Wäsche angestellet, und die Lauge wiederum von dieser Asche gemacht, davon das Leinenzeug auch wieder ganz dunkelbraun gefärbet ward. Nachdem die Lauge ab- und rein Wasser auf das Zeug gegossen worden, zog sich die Farbe wieder heraus, und nun erfuhren wir, daß die Asche die-

se Färbung verursachet hatte. Ich lasse es dahin gestellet seyn, ob etwa in der Uebersetzung ein Fehler begangen worden, und im Schwedischen eine andere Holzart gemeinet sey, als die Erlen? Ich meines Orts, werde wenigstens nie wieder Erlenasche beym Garne und Weißzeuge, und so auch nicht beym Flachse zur Lauge gebrauchen.

Von Düngung mit der Asche bey dem Ackerbaue.

Wenn man die kräftige Wirkung des Mistes bey den Gewächsen siehet: so höret man auf, sich zu verwundern, daß die Menschen sich so viel Mühe geben, allerley Arten der Düngung zu erdenken. Im Stande der Unschuld, worinn der erste Mensch lebte, war es freylich nicht nöthig; der Fluch des Schöpfers, so um der Menschen Sünde willen den Erdboden verderbte, daß hinfort der Acker Dorn und Disteln tragen, und der Mensch im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen, und mit Kummer sich darauf nähren soll, macht, daß die Menschen sich dißfalls bemühen müssen; und wie gütig ist nicht der vor alle seine Geschöpfe sorgende Vater, daß er ihnen allerhand Mittel an die Hand giebet, ihre elenden Leiber zu erhalten? Man lasse die Heiden dichten, Saturnus habe das Düngen des Landes erfunden, und die Menschen gelehret; vernünftige Christen

sind

sind überzeugt, daß nach Gottes Willen der menschliche Witz diese Erfindung gemachet. Und gewiß, eine Vorsorge des gnädigen Gottes ist es, wenn an vielen Orten, wo viel Holz, aber wenig Wiesewachs, folglich nicht viel Vieh halten kann, das doch den Dünger verschaffet, die Asche einer der kräftigsten Dünger ist. Die Erfahrung bestätiget solches, da man siehet, wie in den Holzländern ganze Striche Holz abgebrennet, und in die Asche gesäet wird, wornach die herrlichsten Früchte wachsen, wovon absonderlich in **Pontoppidans** Norwegischer Naturgeschichte ein mehrers nachgelesen werden kann. Ob aber auch den Nachkommen ein Gefallen damit geschehen möchte, daran ist wohl zu zweifeln. Doch man siehet auch, wie solche Flecken, nachdem sie abgenutzet, wieder mit Saamen anfliegen, und mit Holze bewachsen. Vernünftiger handeln wohl diejenigen, die ihre schon längst bearbeiteten Aecker mit der Asche düngen, die doch sonsten nicht geachtet worden; und dieses geschiehet vorito an vielen Orten; ich will nur von demjenigen Striche Landes in Thüringen, den man sonsten die Finne nennet, reden. Diese Gegend lieget auf der Höhe, und ist auf beyden Seiten mit Holz umgeben, wo sonsten schlechter Ackerbau ist. Von dieser weiß ich, daß etwan vor 50 Jahren sehr viel Aecker wüste lagen, und der Dünger von Miste fehlte, wo dieses war, baueté man den Saamen kaum wieder, folglich auch kein Stroh, das doch den Dünger vermehren muß. Also blieben viele Aecker ohnbestellet liegen, sie beraseten,

und

und man konnte ein solch Stück Acker um ein Spottgeld kaufen. So bald man aber die Düngung mit der Asche versuchte, kamen solche wieder in Aufnahme; es bleibet nunmehro keiner mehr liegen, und man verkauft sie jetzo eben so theuer, als andere Aecker. Es wächset nicht allein das schönste frische Korn und anderes Getreyde darnach, sondern es verhindert auch durch seinen schnellen Wuchs das starke Aufkommen des Unkrauts und der Trespe. Man verfähret aber damit also:

Wenn der Bauersmann Zeit hat, welches bey vielen im Winter, aber auch im Sommer geschiehet, fähret er nach den nächsten Städten, und kauft bey den Seifen- und Potaschensiedern die ausgelaugte Asche. Im Anfange, da diese Düngung in Gebrauch kam, konnte man einen Pferdekarren um vier Groschen kaufen, jetzo aber ist der Preis viel höher, und steiget immer noch höher; ja die Seifensieder hatten vor diesen Geld geben müssen, daß die Asche heraus vor die Satdt geschaft, und hole Graben damit ausgefüllt worden, welche hernach der Magistrat der Stadt aufsuchen, und theuer verkaufen lassen. Diese Asche nun muß der Bauersmann öfters 3 bis 4 Meilen weit herholen, und muß sie doch vorerst bestellen, und Geld darauf geben. Er kauft sie voritzo Aescherweise: ein Aescher ist so viel, als ein Seifensieder auf einmal zu seiner Lauge gebrauchet hat; und diese bezahlte er vor ohngefehr 15 Jahren mit einem Rthlr. und 4 Ggr. was er jetzo giebt, kann ich nicht wissen; davor

hatte

hatte er 2 leichte Fuhren, was auf einen kleinen Bauerwagen mit 2 Pferden bespannt, wozu sie lange bretterne Kasten haben, gehet. Diese fähret er auf seinen zu düngenden Acker auf Haufen, und nachdem er reichlich düngen will, macht er darauf 2, 3 bis 4 Haufen, lässet solche so lange liegen, bis er im Herbste zur Saat gepflüget hat; alsdenn nimmt er solche entweder in ein Tuch, und säet solche über den Acker in fein gleichen Theilen aus, oder führet solche vermittelst eines Schuttkarns auf den Acker, und streuet sie mit einer Wurfschaufel fein gleich herum. Da, wo die Haufen gelegen, nimmt er die Erde einer Viertel Elle mit heraus, und man siehet doch hernach an den schwarzbraunen Früchten, daß noch Erdsalze genug zurücke geblieben sind. Ist solches geschehen: so säet er das Korn darauf, und egget es ein. Es ist wahr, diejenige Asche, so nicht ausgelauget ist, dünget besser; aber wo könnte man solche in Menge haben? Ich habe solche von den Beckern Buttenweise gekauft, sie mit Gassenkothe oder Staub, kleinem Miste, Kalk und Erde vermenget, auf einen Haufen gebracht, und auf den Acker fahren lassen, welches ungemeine Dienste gethan; und man muß sich wundern, daß der Gassenkoth, als eine herrliche Düngung, nicht geachtet und gesammlet wird. Da ich dieses that, wurde ich ausgelachet: denn ich ließ den Staub mit einem umgekehrten Rechen zusammenschaufeln, in Karren laden, und auf Haufen bringen; da man aber den Nutzen einsahe, zankten sich die Nachbarn oft darüber,

daß

daß keiner vor des andern Thür kehren sollte; ja ich habe nachhero in einem gewissen Dorfe gesehen, daß auf der Strasse vor jeder Hofthüre ein solcher Haufen lag, und es durfte keiner weiter sammlen, als sein Hausraum gieng. Und wie manche Auswürfe lassen nicht die aus- und eingehenden Thiere fallen? wie viel wird nicht von den auszuführenden Mistwagen verlohren? dieses alles wird zu Staube, und vermischet sich mit der ohne dem von der Luft und Sonne angeschwängerten guten Gassenerde. Man wird es mir zu gute halten, daß ich mich bey dieser sonst nicht geachteten Sache aufgehalten habe; ich achte es der Mühe werth, indem es den Dünger des Ackers betrift, und wünsche, daß fleißige Hauswirthe solche nicht mit Füssen treten, sondern sich besser zu Nutzen machen. Um aber wieder auf die Asche zu kommen: so ist gewiß, daß eine grosse Kraft darinn verborgen ist, nicht allein vor den Acker, sondern auch vor Wiesen und Gärten, da nicht allein das Moos davon vertilget wird, sondern auch vieler Vorgeben nach, der schönste Klee darnach wächset, welches aber ein Irthum ist, weil die Asche natürlicher Weise keinen Klee hervorbringen kann; es gehet aber also zu: der Klee stecket vorher schon da, allein wegen Mangel der Nahrung bleibet er klein, man wird ihn nicht gewahr, und das andere Gras, welches mit schlechten Boden zufrieden ist, überwächset ihn; kommt aber die Düngung der Asche dazu: so überwächset er dieses, und erstickt die andern Gewächse. Die Asche, so die feuerspeiende Berge,

der

der Vesuvius im Neapolitanischen, und der Aetna in Sicilien, weit um sich werfen, ersetzet den verursachten Schaden durch reichliche Erndten wieder. Es ist aber auch gewiß, daß solche nicht an allen Orten dem Acker Vortheil bringe. Dem hitzigen und schwarzen Lande thut sie keine Dienste, wohl aber dem weissen und Grasboden; doch muß solches vor Winters geschehen. Ein leimichter, kalter, flüßiger und thonigter Boden schicket sich am besten dazu. In einem gewissen Garten, wo ein sehr thonigter Fleck war, habe ich solchen mit Asche folgendermassen verbessert. Ich ließ solchen im Herbste umgraben, und streuete ohngefehr 2 bis 3 Zoll hoch Asche darüber, und ließ ihn im Winter also liegen; im Frühjahre fielen die thonigte Knollen alle auseinander, und die Asche hatte solche ganz mürbe gefressen. Ich vermischte hernach solches mit Sand und anderer Erde, wornach es geschmeidiger ward, und sich gleich dem andern Erdreiche bestellen ließ. Es ist gewiß, daß an oben gemeldeten Orte viel Trespe wächset, wo man aber mit Asche dünget, und sonsten den Acker tüchtig und ordentlich zu rechte machet, das schönste reine Korn bauet. Die kräftige Wirkung der Asche machet, daß der Rocken schnell wächset, und die Trespe zurücke hält, daß sie verdrücket wird, folglich zurücke bleiben muß. Beyläufig muß ich noch einer künstlichen Düngung gedenken, die ich am oben angezeigten Orte von einigen kleinen und fleißigen Hauswirthen gesehen habe. Nemlich sie sammleten die in den Wäldern sich befindende grosse Ameishaufen, führeten

reten solche auf ihre wenige Aecker, und hatten guten Nutzen davon. Es sey nun, daß das viele kleine Holz, woraus diese Ameisennester bestehen, oder die Salze, so darinn verborgen sind, solches wirken: so ist es doch gewiß, daß selbige das Land düngen. Gleichermassen ist auch die Erde aus den Scheunbanzen eine der kräftigsten Düngungen, wie ich solches gleichfals allda glücklich ins Werk setzen sehen. Jedermann weiß, daß die Salpetersieder solche sehr gerne kaufen; indem darinn Salze vorhanden sind; warum sollten sie den Acker nicht düngen? und man muß sich wundern, daß bey grossen Wirthschaftsgebäuden, wo diese Scheunbanzen wohl 50 Jahre gelegen, worinn doch vieles Stroh und auch Körner verfaulen, die doch alle ihr Salz zurück in dieser Erde lassen, solche von den Hauswirthen nicht geachtet wird. Man räumet wohl das grobe Geströhte heraus, und streuet frisches darein; allein das kleine Gemürschel, welches doch das beste ist, lässet man liegen, da man doch dieses mit einer Schaufel, einer guten halben Elle tief, herausnehmen könte. Man wird einwenden, die Scheunbanzen würden zu tief werden; allein, eine halbe Elle würde nicht viel austragen, und wie lange währet solches, so ist es von dem zurückgebliebenen kleinen Gebrössel wieder ersetzet. Ein Hauswirth, dem der Dünger fehlet, sollte solches nicht ungebraucht liegen lassen, sondern zu seinen Nutzen anwenden.

Von Anlegung wilder Baumschulen.

Je nöthiger es ist, auf Anpflanzung wilder Bäume und Sträucher, so zur Feurung und andern unentbehrlichen Dingen des menschlichen Lebens dienlich sind, bedacht zu seyn, desto weniger Mühe hat man sich gegeben, allerhand Vortheile dazu an die Hand zu geben. Es ist keine Kunst gewesen, Bäume zu fällen, Wälder auszurotten und zu verbrennen; um deren Anbau aber sich zu bekümmern, hat niemand gedacht, ob man schon längst gesehen, daß der Mangel des Holzes erfolgen wird. Und wenn es anders wahr ist, was man sonst vorher verkündiget hat, daß vor dem Ende der Welt gute Freunde, gut Geld und Holz rar seyn sollen; so sind es gewiß die letzte Zeiten, indem alles dies klar genug vor Augen liegt. Sollen wir aber deswegen die Hände in den Schooß legen, darbey stille sitzen, und das Ende erwarten? Ich erachte es nicht: denn ob es schon die letzte Zeiten sind: so wissen wir doch nicht, wenn der Herr kommt, ob es über kurz oder lang seyn wird; und wir sind schuldig, zu beten und zu arbeiten. Ist dieses, warum sollen wir nicht Sorge vor unsere Nachkommen tragen, und dem schon eingerissenen Holzmangel einigermassen abzuhelfen suchen? Der Grund dazu ist wohl in den wilden Baumschulen zu suchen. Will man Bäume und Gebüsche anpflanzen: so muß man wissen, woher solche zu nehmen sind. Aus

den

den Wäldern solche auszuheben, und anders wohin zu pflanzen, hiesse so viel, als keinen Vortheil geschaffet; und es ist auch nicht jedermann erlaubet. Jedoch wer eigenthümliche Waldung hat, und solche ohne Nachtheil herausnehmen, und andere leere Plätze damit bepflanzen kann, doch daß es mit aller Vorsicht geschiehet, und die herausgenommenen und versetzten nicht verdorren, oder sonsten nicht vernichtet werden, kann es noch wohl angehen; besser aber ist es, wenn man solche aus den Baumschulen nehmen kann. Den Saamen dazu zu sammlen ist meines Erachtens eben nicht gewehrt. Warum sollte nicht ein Hauswirth solchen durch die Kinder sammlen lassen? da er doch von dem Schöpfer dazu verordnet worden, daß er von den Menschen genutzet werden solle. Ein jeder hat in seinem vielmal weitläuftigen Garten einen kleinen Winkel, da er eine solche kleine wilde Baumschule anlegen könnte. Würde er nicht eben so viel Vergnügen daran, als an andern Pflanzen finden? Ich sollte es meinen. Die Nothwendigkeit und den Nutzen desselben, habe ich an einem andern Orte in des Herrn Doctor **Schrebers** Sammlung im 8 Th. S. 383 gezeiget; jetzo aber will ich eine kurze Anleitung geben, wie solches zu bewerkstelligen sey.

Man erwähle einen sichern Ort in seinem Garten, da kein Vieh, Haase, Kaninichen oder Hühner hinkommen können; das Wild frißt den jungen Wuchs zur Winterszeit ab, die Hühner aber scharren den Saamen aus der Erde. Ist

nun der Ort so beschaffen, daß er nicht den ganzen Tag die Sonne hat, ist es desto besser: denn diejenigen Oerter, welche die Sonne den ganzen Tag bescheinet, werden von den Strahlen derselben zu sehr ausgetrocknet, und die aufgehenden kleinen Saamen leiden dadurch Schaden. Dieser Fleck Landes, es sey ein Rasen oder schon gegrabenes Land, muß wenigstens 2 Fuß tief umrajolet werden, damit der Rasen und die Quecken fein in die Tiefe kommen. Sind viel Quecken vorhanden, muß es lieber noch einen Fuß tiefer umgearbeitet werden: denn dieses Unkraut muß hauptsächlich vermieden werden, indem solches die kleinen Pflänzlein ersticken, und daher alle Mühe vergebens seyn würde. Ist man damit fertig: so muß man es fein gleich und eben machen, theilet es in 4 Fuß breite Beete, und läßt es also liegen, bis die Zeit kommt, die Saamen da hinein zu säen. Niemand lasse sich die wenige Kosten des Arbeitslohns gereuen. Denn durch das Umrajolen, erhält man den Vortheil, daß die Quecken und anderes Unkraut herauskommt, das Erdreich wird dadurch locker gemacht, es kann Regen und die balsamische Kräfte der Sonne und Luft, durch die locker auf einander liegenden Theilchen eindringen und wirken, folglich wird es zum Wachsthum der Pflanzen geschickt gemacht. Und überhaupt, wer Baumschulen und Baumgärten anlegen will, der wende die Kosten daran, und lasse sie rajolen. Beym letztern wird es freylich Geld kosten. Allein, wenn man das schnelle Wachsthum der Bäume siehet: so hat man auch

bald

bald Früchte zu hoffen; mithin wird es niemand gereuen, und der Aufwand an Kosten wird gar bald ersetzet werden. Da wir nun einen Platz zu Anlegung einer wilden Baumschule fertig haben; so müssen wir uns bekümmern, wo wir Saamen hernehmen wollen. Dieses wird eben nicht viel Mühe kosten, wenn wir nur ein wenig aufmerksam seyn, und die Zeit in Acht nehmen wollen, wenn der Saame zu seiner Reife gelanget, daß man solchen einsammle. Ich will, so viel mir wissend, die nothwendigsten anzeigen. Es sind

Eicheln,	Arlesbeeren,	Ligustrum,
Bucheckern,	Ahorn	Creutzdorn,
Rüstern,	wilde Castanien,	Faulbaum,
Weißbüchen,	Eschen,	Haselnüsse,
Ebereschen,	Erlen,	wilde Rosen,
Aspen,	Herlitzken,	süsse Kirschen,
Linden,	Weißdorn,	wilde Aepfel,
Birken,	Schwarzdorn,	und Birnen.

Es ist nöthig, daß man in seiner Baumschule eine Ordnung halte, und jede Gattung besonders auf ein Beet säe. Derowegen will ich von denjenigen, so zu Bäumen dienen sollen, alleine, und hernach von denen, so zu Buschholze und Hecken können angewendet werden, handeln. Unter den Bäumen setze ich billig

1) den **Eichbaum** oben an. Dessen Früchte oder Eicheln sind reif in der Mitte und zu Ende des Octobers; man muß die besten aussuchen, so nicht wurmicht sind; es liegt nichs daran, ob sie von geraden oder krummen Bäumen sind, wie

einige wollen; doch giebt es eine gewisse Art, die man Austeichen nennet, welche etwas schneller als die andern zu wachsen pflegen: denn die gerade oder krumme Figur des Baumes rührt entweder von Unterdrückung, oder schlechten Boden her, und macht keine andere Gattung aus. Diese Eicheln säet man in der Mitte des Octobers, und hernach den ganzen Monat November, man kann auch solche im März säen. Jedoch müssen die Eicheln vor Frost und Austrocknung bis dahin verwahret werden; zu welchem Ende man solche in ein Gefässe mit untermischtem Sande, oder auch etwas feichtem Moos einpacken muß, damit sie nicht austrocknen, oder auch gar verschimmeln. Zu dem Ende seßet man es in ein luftiges Gewölbe, oder in ein Gewächshaus, und hebet solche auf bis zur Steckzeit; alsdenn macht man mit einem kleinen Häcklein nach beliebiger Weite, längst den Beeten Furchen, etwa 2 oder 3 Zoll tief, leget solche 5 bis 6 Zoll weit von einander, es mögen gleich die Spitzen derselben oben oder unten liegen, es lieget an dieser genauen Einrichtung nichts: denn der natürliche Trieb weiß sie schon so zu biegen, daß die Wurzel allezeit nach der Erde, der Oberwuchs aber nach der Luft gehet. Ist dieses geschehen: so decket man die Erde wieder drauf, und machet es mit einem Rechen gleich. Wer sich die Mühe geben, und auf die gemachten Reihen etwas Moos legen wollte, der würde machen, daß die Erde nicht zu sehr austrocknete, und der Saame bessere Feuchtigkeit zum Aufgehen erhielte.

2) Nächst

2) Nächst diesem folget die **Rothbuche** oder der **Bucheckernsaamen**; dieser kommt eben zu der Zeit zur Reife, wie die Eicheln, und man bearbeitet sie eben wie die vorigen.

3) Die **Birke**. Deren Saame wird zu Ausgang des Augusts oder Septembers reif, und kann sogleich im October in die Erde gebracht werden; man muß ihn in eben solche Furchen säen, doch aber nur einen halben Zoll tief. Er darf auch nicht, nachdem er gesammlet ist, an sehr warmen Orten verwahret werden, sonst trocknet er zu sehr aus, und gehet nicht auf; doch muß er auch nicht zu feuchte gehalten werden, damit er nicht schimmlicht wird.

4) Der **Lindensaamen** wird zu Ausgange des Augusts oder Septembers reif; mann kann es erkennen, wenn seine kleine runden Nüßchen gelbbraun werden; man verfähret damit eben wie bey vorigen.

5) Der **Rüstersaamen** ist im Julius schon reif, und seine Saamenkapseln so wie Pfennige gestaltet, worinn in der Mitte ein kleines Saamenkorn lieget. Er fällt haufenweise von den Bäumen herunter, so, daß man ihn mit Besemen zusammenkehren kann. Man muß ihn samt seinen Kapseln im September oder October säen, indem er schwer auszumachen ist; nur muß er bis dahin verwahret werden, daß er nicht zu sehr austrocknet. Es ist dieser Baum werth, daß man ihn fortpflanzet, indem er nicht allein mit allem Erdreiche zufrieden ist, und so wohl in Tiefen, nur nicht in morastigen, als auch auf Höhen,

doch in erstern geschwinder wächst, sondern es ist auch sein Holz zu allerhand Wagner- und Schirrholz wohl zu gebrauchen. Zudem giebt es ein gutes Brennholz, und man kann solche alle 3 oder 4 Jahre, wie die Kopfweiden, köpfen, wie wir solches allhier machen. Ich muß bey dieser Gelegenheit die Sorgfalt vor die Nachkommen meines gewesenen, nunmehro verstorbenen Herrn Principals, des Herrn geheimen Kriegesraths von Stecher rühmen, indem derselbe nicht allein mit diesen Rüstern, sondern auch mit Linden, Pappeln, Weiden, Welschennuß- süssen Kirsch- und wilden Kastanienbäumen, viele leere Plätze, Wege und Strassen besetzen lassen, und auch kleine Wälder von Birken und andern Buschholze anlegen lassen, welche Mühe und Kosten sich schon bezahlt gemachet; und wären die Kriegesunruhen, und dessen nunmehr zu betraurender Tod nicht hinderlich geworden: so würde noch ein mehrers erfolget seyn. Ich empfehle einem jeden Hauswirthe diesen Anbau, und wünsche viele Nachfolger.

6) Die **Ebereschen, Quirschen** oder **Vogelbeeren**, kommen zur Reife im September; man kann den Saamen in ihren Beeren aufbehalten, bis zu ihrer Säezeit, welche zu Ausgang des Octobers oder Novembers geschehen kann. Wer da will, der zerquetsche sie gelinde, giesse Wasser darauf, und rühre es um, so setzt sich der Saame zu Grunde, und die Hülsen schwimmen oben, welches man abgeußt, und so lange damit fortfähret, bis der Saame rein ist; alsdann trocknet man ihn etliche Tage ab, und säet ihn. Wer

aber

aber diese Mühe nicht haben will, kann dieselben sogleich mit den Beeren säen.

7) Die **Arles-** oder **Elsbeeren**, wie man sie in Thüringen nennet, werden um eben dieselbe Zeit reif, als die vorigen, und man verfähret auch damit, wie erst gemeldet.

8) Der **Aspensaamen** wird im Julius und August reif. Da er wollicht ist, verflieget er gerne; er läßt sich nicht gut rein machen. Man muß ihn also mit den Händen zerreiben, und samt seiner Wolle im October säen.

6) Der **Ahornbaum** bringet seinen Saamen zur Reife im September und October. Dieses ist ein harter Saame, der Jahr und Tag in der Erde liegt, ehe er aufgehet; er kann zu Ausgang des Octobers in die Erde gebracht werden.

10) Die **Esche**, deren Saame reifet gleichfalls im September und October; man kann ihn im November und Merz säen. Es ist gleichfalls ein harter Saame, der, wie obiger, lange in der Erde lieget, ehe er aufgehet. Sein Holz ist nutzbar, und läßt sich köpfen.

11) Die **wilden Kastanien** reifen im September. Man muß sie, wenn sie abgefallen, an einem kühlen Orte verwahren, und im November säen; auch kann solches im Merz geschehen, nur müssen sie frisch erhalten werden, daß sie nicht austrocknen.

12) Die **Weißbuche** bringet ihren Saamen zur Reise im October. Es ist dieses gleichfalls ein harter Saame, und lieget sehr lange in der Erde. Ich habe angemerket, daß die mehresten

resten Saamen, deren Bäume ein sehr festes Holz und kleine Saamen tragen, auch harter Natur sind. Dieser Baum ist am besten zu Hecken und Buschholze zu gebrauchen. Denn wenn er zu einem Baume wird, macht er eine grosse dicke Krone, wodurch der Regen einzudringen verhindert wird, und seine Wurzeln, die in der Oberfläche des Erdbodens hinlaufen, zehren die Feuchtigkeit aus, daß weder Buschholz noch Gras darunter wachsen kann; er bringet also in Wäldern keinen Vortheil.

13) Der **Erlensaamen** kömmt zur Reife im September und October. Man säet ihn im November und auch im Merz. Dieser Saame fället nicht leicht aus, indem er in seinen Traubenweise sitzenden Kapseln den ganzen Winter hängen bleibet, und ein Futter der Zeisige und andrer Vögel ist. Man sammlet ihn im October, und säet ihn entweder im November oder Merz. Er hänget so lange auf den Bäumen, bis der neue Trieb ihn verdränget; es ist aber besser, man sammlet ihn im October. Dieses sind nun die vornehmsten laubtragenden Bäume, nun wollen wir auch diejenigen, so zu Busch- und Heckenwerk dienlich sind, vor uns nehmen. Es sind also

14) **Herlitzken** oder **Kornelkirschen**, deren rothe Beeren reifen im September, worinn ihr Saamenkorn verborgen lieget. Dieses Holz machet eine schöne und dichte Hecke, nur wächset es sehr langsam; und da sein Holz sehr feste, so ist auch der Saame sehr hart, und man bringet

ihn

ihn nicht in einem Jahre zum Aufgehen; dahero muß man diese Beeren zu Ende des Octobers in einen Topf mit untermischtem Sande thun, selbigen mit einem Deckel verwahren, in die Erde vergraben, und das ganze Jahr stehen lassen, hernach wieder heraus nehmen, und im November in die dazu bereiteten Beete bringen: denn sonst wird man sie nicht zum Aufgehen bringen. Man kann hieraus die schönsten Buschhecken, Pyramiden und Kugeln ziehen, welche in den Gärten mit ihrer frühzeitigen gelben Blüte, da noch kein Baum grüne ist, ein schönes Ansehen machen.

15) Der **Weißdorn** bringet seine rothen Beeren fast wie die ersten, nur etwas kleiner, im September und October zur Reife; man kann sie noch im November sammlen. Da dieses ebenfalls ein festes Holz ist: so gehet es auch mit dem Aufgehen des Saamens langsam her, und man muß damit auf eben diese Weise, wie bey vorigen, verfahren. Von diesen können die wehrhaftigsten Hecken angeleget werden.

16) Der **Spillbaum** oder **Rothkählichenholz** oder **Rothkählichenbrod**, wie man es in Thüringen nennet, vielleicht darum, weil man solches den Rothkählichen, die man in den Stuben hält, zur Herbstzeit zum Futter aufstecket. Seine rothe Beeren sind viereckigt, und reifen im September und October. Es ist ein festes und schön gelbes Holz, dahero auch sein Saame hart ist. Er muß im November gesäet werden. Seine Zweige, so die Erde berühren und viereckicht wachsen, schlagen gerne Wurzel.

17) Hart-

17) **Hartriegel, Hartröhren**, wie man es hier nennet, oder auch **Schusterholz**, weil die Schuster ihre hölzerne Absätznägel davon machen, bringet seine schwarzgrünlichte Beeren im September und October zur Reife. Es bleiben solche bis zum November hängen; man thut aber wohl, wenn man sie im October sammlet, und im November in die Erde bringt. Dieses Holz, wo es einmal wächset und abgehauen wird, läuft vielfältig von seinen Wurzeln aus, und schlägt Wurzeln, wenn man Zweige eines Fingers stark, und etwa einer Elle lang gleich den Weiden, in die Erde stecket. Ueberhaupt habe ich angemerket, daß alle Hölzer, so einen starken Kern haben, gerne Wurzel schlagen. Ich zeige denen Liebhabern im hiesigen Garten einen solchen Baum, der verkehrt gepflanzet ist, so, daß die Wurzel oben, und die Zweige in der Erde stehen, so zu Wurzeln, und die Wurzel zur Krone geworden. Es wächset solches Holz allhier in den so genannten Wäldern an der Saale, in grosser Menge.

18) Desgleichen der **Schwarzdorn**, welcher auf 6 bis 8 Ellen hoch hier wächset. Seine Schlehn bringet er zur Reife im October; sie müssen, nachdem sie abgenommen werden, bald wieder in die Erde kommen, indem sie langsam aufgehen. Ich habe von diesem Holze wahrgenommen, daß, wenn es nur eines Daumens stark ist, es sich nicht gerne verpflanzen lässet. Seine in die Erde laufende oder so genannte Pfahlwurzel, ist wohl Schuld daran; derowegen, wenn sie in den Baumschulen erzogen werden,

müssen

müssen sie jung versetzet werden. Es giebet gut Feuerholz und Hecken, läuft auch gleich den Hartröhren von den Wurzeln aus.

19) Der **Creutz-** oder **Wegedorn**, bringet seine schwarze Beeren, so Büschelweise an den Aesten sitzen, im October zur Reife, und hängen sie bis in den November und December, wenn sie nicht von den Vögeln verzehret werden. Er wächset gleichfalls in unsern Werdern vielfältig. Von seinen Beeren wird das Saftgrün bereitet; Man säet sie im November. Dieses Holz soll eine sympathetische Kraft haben, die Mäuse und Sperlinge zu vertreiben; wenn man nemlich zu den ersten am Johannistage vor der Sonnenaufgang, einen Knebel oder Bindepflock, womit man die Getreidegarben zusammenknebelt, abschneidet, und das Getreide damit bindet, und zu den letzten, an eben dem Tage eine kleine Gabel, oder zwey auf einander gewachsene Aeste, etwa auf diese Art V abschneidet, und wenn man säet, solche in den Mund nimmt, so, daß solcher aufgesperret bleibet, so sollen auch die Sperlinge, wenn sie auf ein solch Stück Acker kommen, mit aufgesperrtem Schnabel gleich wieder davon fliegen, und nichts fressen können. Ich bin nicht abergläubisch; doch kann ich auch die Kraft der Sympathie nicht läugnen. Genug, daß ich es von etlichen Bauren alle Jahre verrichten sehen, die es fest und steif geglaubet haben. Ich führe es deswegen mit an, weil es, wenn es gegründet, in der Wirthschaft sehr nützlich wäre, und käme es auf das Versuchen an. Sonsten ist dieses Holz zu Hecken und ins Feuer sehr gut.

20) Das

20) Das Ligustrum, die **Rehe** oder **spanische Weide**, wie man sie hier nennet, bringet seine schwarzen Beeren Traubenweise gleichfalls im September zur Reife, und man säet solche im October und November. Es giebet gute Hecken; nur taugen sie in Lustgärten nicht, weil die spanischen Fliegen sich häufig darauf setzen, und einen unleidlichen Gestank verursachen.

21) Die **Haselstaude** bringet ihre Nüsse im September zur Reife; diese müssen, ehe sie vertrocknen, in Töpfe mit Sande gelegt, und im kühlen verwahret werden, bis zum Merz. Denn ob man sie wohl auch im Herbste legen kann, so sind solche doch vor den Mäusen nicht sicher, und besser ist es, daß sie bis ins Frühjahr aufbehalten werden.

22) **Holunder**: dieser bringet seine Beeren auch im September zur Reife, und man kann solche schon im October säen. Er giebet gute Hecken um die Baum- und andere Gärten, davon ich schon in des Herrn Professor **Schrebers** Sammlung gedacht habe.

23) Der **Faulbaum** bringet seine Beeren im September zur Reife; man kann sie im November und Merz säen. Hier wird sein Holz zu guten Reifstäben gebraucht.

24) Die **wilde Rose** oder **Hahnebutten**, bringet ihre rothen Aepfelchen im August und September zur Reife. Der Saame gehet gerne auf, und man kann ihn im November und Merz säen. Die Sträucher geben sehr stachlichte Hecken, und sind gut zu Umzäunung derer Gärten;

sie

sie wächst auch schnell, und in hiesiegen Werdern trift man solche sehr hoch an.

25) **Wilde Pflaumen**, deren giebt es vielerley, und werden zu verschiedenen Zeiten reif. Sie mögen nun gelb, grün, weiß, blau oder roth seyn, worunter ich auch die sogenannten Gartenschlehen rechne, diese alle, wenn sie reif und vom Baume sind, können in die Erde gebracht werden; sie geben alle gute Hecken.

26) **Der wilde Apfel- und Birnbaum** bringen auch ihre Früchte zu verschiedenen Zeiten, doch die mehresten im September und October, deren Kerne im November gesäet werden; und wenn sie erwachsen und zu verpflanzen sind, geben sie tüchtige Hecken; auch können die besten zum Pfropfen und Oculiren angewendet werden.

Und dieses wären nun die vornehmsten und mir bekannten wilden Bäume und Sträucher, die da laub tragen; von den Nadeltragenden habe ich wahrgenommen, daß solche sich nicht gerne versetzen lassen wollen, sie müsten denn noch klein seyn, und mit einem Klumpen Erde ausgehoben, und wieder eingesetzet werden, wie wir solches bey Anlegung unserer kleinen Wälder gemacht haben. Nunmehro will ich nur noch einige nothwendige Regeln, so bey diesen wilden Baumschulen zu beobachten, anmerken.

1) Alle Saamen müßen Reihenweise in Furchen, wie oben gedacht, gesäet werden, es komt dadurch der Saame besser in die Erde; doch muß man Behutsamkeit brauchen, daß die kleinen

Saa-

Saamen nicht zu tief in die Erde kommen: auch sind die in Reihen gesäete Saamen dazu bequem, das Unkraut mit einem kleinen Gäthehäcklein zu vertilgen; man kann auch an diesen Reihen die aufgehenden Saamen kennen lernen.

2) Man muß den Saamen nicht zu dicke noch zu dünne säen, doch ist das erste fast besser: denn es bleiben viele Körner zurücke; gehen sie aber alle auf, so können solche überzogen werden.

3) Man muß im Frühjahre bey trockenem Wetter öfters tüchtig giessen, damit die kleinen Saamen nicht in der Keime vertrocknen.

4) Muß man nicht leicht verzagen, wenn die Saamen zum Theil nicht bald aufgehen, indem, wie ich oben gedacht habe, manche Saamen ein ganzes Jahr in der Erde liegen. Zu dem Ende muß man

5) die Beete nicht gleich wieder umgraben, sondern vom Unkraute reinigen, damit die aufgehenden Saamen nicht von solchen erstickt werden, und die Salze verzehren, die doch zum Wachsthume der Pflanzen unentbehrlich sind. Und überhaupt müssen diese Baumschulen immer rein erhalten werden, und das Unkraut muß niemals überhand nehmen; zu dem Ende man das Erdreich zwischen den Reihen mit einem kleinen Gäthehäcklein auflockern muß. Dadurch geschiehet es, daß die Wurzeln desselben zerschnitten werden, und vertrocknen; dahingegen beym Ausrupfen von unachtsamen Leuten das Kraut zwar oben abgerissen wird, die Wurzel aber stecken bleibet;

und

und so schlägt es in etlichen Tagen wieder aus, und wird es hernach ärger als zuvor.

6) Man muß, wenn die Saamen zu dicke aufgehen, solche bey einem durchdringenden Regen, wenn das Erdreich weich ist, durchziehen. Geschiehet solches im Herbste oder Frühjahre; so können solche vermittelst eines Pflanzholzes wieder anders wo hingesetzet werden.

7) Diejenigen, so zu Bäumen sollen angewendet werden, müssen im dritten Jahre wechselsweise ausgehoben, und auf andere Beete verpflanzet, und die Pfahlwurzel ein wenig abgekürzet werden; den Gipfel aber oben abzustutzen, wäre unrecht gehandelt, indem man gerade Stämme zu ziehen gedenket.

8) Man hüte sich, solche in der Meinung, ihnen eine Güte zu thun, um sie in die Höhe zu bringen, nicht wie die Spießruthen abzuputzen; sondern wenn es ja geschiehet, nur etwa unten ein paar Aestchen. Man geht aber sicherer, wenn man es der Natur überläßt, welche solche unnütze Aeste schon selber abzuschmeissen weiß. Wer dieses Auspuzen thut, wird lauter knorrichte Stämme, die nicht vom Flecke wachsen wollen, erziehen.

9) Versetze man ja keine eher auf ihren Ort, wo sie stehen bleiben sollen, bis sie wenigstens die Stärke eines spanischen Rohrs erlanget haben: denn Spießruthen zu versetzen, thut nimmermehr gut. Jedoch muß ich hier eine Anmerkung machen: die Eichen pflegen insgemein Pfahlwurzeln zu haben; werden sie nun groß: so sind auch ihre

Wurzeln groß, und sie werden beym Herausnehmen öfters auf die Hälfte abgestossen. Werden nun diese versetzet, so ist Gefahr dabey; dahero es sicherer, man lasse sie nicht zu alt werden. Doch habe ich auch grosse Eichenbäume versetzen sehen, die doch gut gekommen, wann nur Vorsicht genug gebrauchet wird.

10) Die aber zu Busch- und Heckenwerk angewendet werden sollen, können, nachdem sie das erste Jahr überzogen worden, stehen bleiben bis ins 4te Jahr, da sie, wenn sonsten das Land gut und von Unkraute rein gehalten, auch zu weilen mit einem Häcklein aufgelockert worden, zum Versetzen tüchtig sind.

11) Will man kleine Wälder davon anlegen: so thut man wohl, wenn es Rasenland ist, daß man solches ein Jahr zuvor umpflügen, und etwa Hafer hinein säen, wenn dieser hinweggeschaffet, noch einmal pflügen, und mit der Egge die grossen Klumpen zerreissen lässet, ehe man das Strauchwerk darein setzet. Ich habe allhier wahrgenommen, daß die kleinen Wälder von Birken und andern Buschwerke viel besser gewachsen, als die, so in puren Rasen sind gesetzet worden, welche erstere schon vor etlichen Jahren abgeholzet worden, und zwar mit grossem Vortheil.

12) Kann solches nicht gepflüget werden, so scheue man die Kosten nicht, daß es ein Jahr vorher umgegraben, oder mit Karsten gehacket werde, und verfahre damit, wie erst gedacht.

13) Werden Bäume aus der Baumschule ausgehoben, und auf ihre Standplätze versetzet:

so thut man wohl, wenn Pfähle darbey gesetzet, und mit Dornen verbunden werden. Das erste dienet darzu, damit der Wind sie nicht wackelnd mache: denn dadurch geschiehet es, daß die kleinen neuen Würzelchen aus ihrer Lage gerissen werden, die Luft dringet sodann neben den Stamm ein, und vertrocknet solche; die darum gebundenen Dornen müssen aber solches verhüten. Denn wo das Vieh hingehet, pfleget es sich an den Bäumen zu reiben; und dieses thun auch Kinder, die sich an den Stämmmen herum drehen, und solche wackelnd machen; sind aber Dornen darum, müssen sie es bleiben lassen. Es ist dieses vielen gesetzten Bäumen ihr Untergang; haben sie aber ein paar Jahr gestanden: so sind sie angewurzelt, und man kann Pfähle und Dornen entbehren.

14) Legt man kleine Wälder an: so muß kein Vieh dahin kommen: zu dem Ende müssen Graben darum geführet werden. Leget man Hecken an: so muß man den Graben 5 bis 6 Viertel Ellen breit, und 2 Fuß tief machen; den Rasen wirft man allein auf eine Seite, und die klare Erde auch allein auf die andere Seite. Ist der Graben fertig: so stürzt man den Rasen wieder unten in den Graben, und macht ihn mit der andern Erde auf die Hälfte wieder voll. Je tiefer und je weiter der Graben ist, je besser wachsen hernach solche Hecken. Das Strauchwerk wird sodann in der Mitte des Grabens, und nicht an die Enden gesetzt; das klare Erdreich wird hernach fein angetreten, und das Buschwerk muß nicht zu tief eingeleget werden, und wie ich gesehen, daß

es bis zur Hälfte eingescharret worden. Es muß auch nicht zu dicke auf einander gepackt seyn: denn dadurch geschiehet es, daß die Wurzeln über einander, und hohl zu liegen kommen, welche hernach durch die eindringende Luft vertrocknen. Im ersten Fall aber, wenn es zu tief gesetzet wird, ist es wieder das natürliche Wachsthum derer Pflanzen; aber 2 Zoll tiefer, als sie vorhero gestanden, kann angehen; auch müssen diese Sträucher wenigstens bis auf eine Elle abgeschnitten werden.

15) Man lasse sich die wenigen Kosten nicht gereuen, daß man so wohl die gesetzten Bäume, als auch die kleinen angelegten Wälder, wenn sie ein Jahr gestanden, im Herbste entweder umhacken oder graben lasse: denn dadurch wird das Erdreich locker erhalten, daß Regen und Wärme besser eindringen kann; und es hilft sehr viel zum Wachsthum derer Pflanzen. Den Vortheil habe ich bey den hiesigen Plantagen gar wohl gemerket, und den Unterschied eingesehen.

Zum Beschlusse muß ich noch von dem **Weidenanbau** hiesiger Gegend etwas sagen. Es sind solches die so genannten **Sohl-** oder **Korbweiden**, die hin und wieder an der Saale angebauet werden; sie sind hier ein nutzbares Holz, indem sie von den Korbmachern zu Salz- und andern Körben wohl bezahlet werden. Von diesen sind hier sumpfigte Oerter durch Ziehung etlicher Graben recht nutzbar gemacht worden, indem solche etwa einer Elle lang, und Fingers dicke, sind bestecket worden, und nun kleine Wälderchen vor-

vorstellet, welche von den Korbmachern in Pacht genommen werden, die sie alle 2 Jahr abschneiden; daß sich also diese sonst leeren Oerter wohl verdient machen. Bey diesen aufgeworfenen Graben habe ich gesehen, daß von den nahe dabey stehenden Kopfweiden der Wind den Saamen dahin geführet, und selbige Rasendicke aufgegangen sind. Es liessen sich also die Kopfweiden gar wohl durch den Saamen vermehren, wenn wir nicht durch Einsteckung derer so genannten Satzweiden einen nähern Weg hätten. Ich merke dieses deswegen an, da ich versichert bin, daß viele Hauswirthe solche unnütze Oerter haben, die, wenn sie auch nicht so nutzbar als hier zu gebrauchen sind, doch dem Holzmangel einiger massen zu statten kommen, indem solche wenigstens alle 3 Jahre abgeholzet werden können.

Antwort auf die Frage: wie ist es anzufangen, wenn man junge Bäume an der Stelle, wo alte gestanden, fortbringen will?

Diese Aufgabe ist in den beliebten Blättern des Leipziger Intelligenzblattes des 1763sten Jahres im 6ten Stücke zu finden, nemlich es ward gefragt: wie es anzufangen daß auf Plätzen wo alte Bäume gestanden, die neuen dahin gesetzten jungen Bäume auch gewiß wieder fort-

kommen, welche sonsten gemeiniglich wieder eingehen.

Es ist wahr, daß wo ein alter Baum gestanden, und selbiger ausgegangen, und man so gleich einen jungen hingesetzet, selbiger zwar nicht allemal das erste Jahr verdorret, nein, er hält sich wohl viele Jahre, aber kümmerlich, dürftig und krüplicht, wächst nicht vom Flecke: was mag wohl die Ursache seyn? ich weiß keine, als diese: jedes Gewächse hat sein von dem Schöpfer in die Erde gelegtes Salz, wovon es genähret wird, ist dieser Nahrungssaft reichlich vorhanden, wird auch der Trieb eines solchen Gewächses stark seyn, ist er sparsam, so ist es auch das Gegentheil, ein Beweis ist, daß, wenn man im Feld- und Garten immer einerley Gewächse säen wollte, der Erfolg schlecht ausfält, hieraus schliesse ich, ein solcher alter Baum der 30. 40 bis 50 Jahre gestanden, denn älter (sollte es auch 60 bis 70 seyn) wird wohl kein Obstbaum, hat diejenigen Salze, die er nöthig gehabt, alle ausgesauget und erschöpft, und obgleich alle Jahre neue Theilgen von dem kräftigen Luftsalze durch Regen, Schnee und Thau zu geführet und gleichsam der Erdboden dadurch auf das neue geschwängert wird: so ist es doch bey einem solchen grossen Baume nicht hinlänglich, folglich höret er zu wachsen auf, nimmt nach und nach ab, und vergehet, und ich glaube, daß ein Baum noch eher abstürbe, wenn der weise Schöpfer nicht davor gesorget hätte, daß auch die Blätter durch ihre zarten Luftlöcher Nahrungstheilchen zu führten. Hales, Woodward,

Lin-

Linnäus, du Hamel, Bonnet haben es meines Erachtens erwiesen, und wollte man einem solchen alten Baume mit Düngung des Mistes zu Hülfe kommen: so käme mir solches eben so vor, als wenn man die Elbe oder Saale mit einem Pfunde Butter fett machen wolte, indem diese wenige Salze nicht zu seiner Tiefe eindringen können.

Auf solche leere Plätze nun will man gerne wieder junge Bäume setzen, es ist löblich und hauswirthschaftlich, gleich wollen sie nicht gedeyen. Man thut es, aber mit schlechtem Fortgang, die Ursache habe ich oben gezeiget. Wie soll man es aber machen, ist dann kein Mittel davor? Ich sage ja, nur etwas Geduld gehöret dazu. Stehen die Bäume Reihenweise, und man will sie gern wieder vollkommen haben, so ist kein anderer Rath, man suche durch genugsames Ausräumen der Erde die zurückgebliebenen mehresten Wurzeln so viel möglich heraus zu nehmen, die Mühe wird durch die Wurzeln, die zum verbrennen dienlich, ersetzet. Dieses Aufräumen wird ein grosses Loch machen, und je gröſſer je tiefer dasselbe, je besser ist es, man thue nun solches im Herbste oder Frühjahre, so gilt es gleich viel, wie wohl ich das erste vorziehe. Die aufgeworfene Erde läßt man den ganzen Winter und folgenden Sommer über also liegen, und das gemachte Loch desgleichen bis auf künftigen Herbst, es verstehet sich so schon, daß bey Heraussuchung derer Wurzeln das Loch weit und tief muß gemacht werden, zumal wenn der Herr dem Arbeitsmann erlaubet, die weit auslaufende Wurzeln aufzusuchen, und vor sich zu be-

halten. Je weiter und je tiefer, je besser. Es bleibet also ein solches Loch und aufgeworfene Erde sein ganzes Jahr offen, und der freyen Luft ausgesetzt, wodurch solches von den balsamischen und kräftigen Luftsalze auf das neue verbessert und gleichsam geschwängert und kräftig genug gemacht wird, wollte man selbige noch dazu den Winter über liegen lassen, und die Bäume erst im Frühjahre setzen, wäre es noch besser, welches man auch leichte thun könnte, hierdurch geschähe es, daß ein solches Loch 5 Viertel Jahre offen stünde. Man wird einwenden, es wäre zu lange, aber man übereile sich nicht, ein solcher Baum wird in einem Jahre mehr wachsen, als einer der an die alte Stelle ohne vorgeschriebene Vorsicht gesetzet, in drey Jahren. Damit nun die aufgeworfene Erde nicht beraset: so ist gar leichte, selbige mit einer Hacke ein paar mal des Sommers umzuhacken, desto besser kann Thau, Sonne und Luft solche durchdringen, wollte nun jemand die Kosten nicht scheuen, und aus einem groben Lande oder andere gute Erde, wo kein Baum gestanden, dahin bringen, der würde nicht übel thun.

Sind aber die Bäume nicht Reihenweise gesetzet: so mache man das Loch etliche Fuß weiter davon, ich rathe aber doch, daß selbiges ein ganzes Jahr offen stehen müsse, auf diese und obige Weise bin ich glücklich gewesen, zumal wenn ich die gesetzten Bäume alle Jahre rund herum frisch aufgegraben, daß kein Gras hat überhand nehmen können, und dieses Aufgraben hat sehr vielen Nutzen.

Vom

Vom Tiefpflügen, einer in der Wirthschaft nützlichen Arbeit.

Der gemeine Brauch bey der Landwirthschaft, daß man nicht tiefer pflügen solle als es an jeden Orte gebräuchlich, ist bekannt genug, und man lässet sich davon nichts abhalten, ohne daß man einsehen will warum. Die allgemeine Wiederrede ist, es thut kein gut, weil man die hungrige Erde hervor und die gute unten bringet, nun ist zwar von diesem elenden Vorurtheil, vieles für und wieder dasselbe geschrieben, und es haben diejenigen, so dafür eingenommen, genugsam gezeiget, daß solches allerdings nützlich sey. Ich gestehe es frey, daß ich solchem Beyfall gebe und geben muß, indem die Erfahrung mich davon überzeuget, ich will solches durch einige Beweise darthun, und meinen Lesern zum fernern Nachdenken und Versuchen überlassen.

Der erste ist hergenommen vom Gartenbau, darinn ich eine lange Zeit zugebracht, und eben nicht alles oben hin behandelt, sondern über dieses und jenes Betrachtungen und Versuche angestellet, die zum Theil gelungen, aber auch fehl geschlagen, nemlich ich habe gesehen, daß wenn ich tief gegraben, oder auch rajolet habe, meine Gewächse viel besser gerathen sind, als wenn man sehr flach und seichte solches verrichtet. Was das Rajolen in der Gärtnerey vor Nutzen schaffe, ist bekannt genug, da es nicht allein das Unkraut vertilget, sondern auch einen tiefen und lockern

Grund machet, worinn die Gewächse mit ihren zarten Wurzeln durchdringen, und der Regen einziehen könne, zu geschweigen, daß die oben aufliegende und ausgemergelte Erde zu unterst gestürzt, die unterste und ausgeruhete oben kommt, (hier werde ich Widerspruch haben, indem man sagen wird, dieses ist todte Erde.) Man übereile sich aber nicht, denn ich werde schon unten zeigen, was todte Erde ist. Von diesem nun rajolten Erdboden kann man sich gewiß versprechen, daß die Gewächse darinn vorzüglich gedeyen, dieses wissen die Pachtgärtner wohl, denn da sie nicht genug Mist haben, ihr Land dadurch zu verbessern; so sparen sie diese saure Arbeit nicht, und rajolen Winterszeit einige Stücke in ihrem Garten um, davon sie guten Erfolg haben, ich selbst habe solches mit gutem Erfolg gethan. Es ist bekannt, daß man einerley Gewächse nicht alle Jahre auf einem Orte bauen kann, und davon will ich meine Gedanken in folgenden eröfnen und darthun. Um solches nun zu erweisen; so muß ich sagen, daß ich in hiesigem Garten einige vortheilhafte warme Oerter habe, wohin ich allezeit Früherbsen, um solche bald zu haben, säete, zwey Jahr hinter einander geriethen sie wohl, das dritte aber blieben sie klein und wurde nichts daraus. Ich weiß wohl was man mit Recht sagen wird, die Salze wären erschöpft, allein, da ich auf den Einfal kam, solche Länder 3 Fuß um zu rajolen, bekam ich 2 Jahr hinter einander gute grüne Schoten. Wenn nun die unterste Erde, die ich da herausbrachte, todt und unfruchtbar gewesen wäre, wie

hätten

hätten sie gedeyen können? Ich schliesse daraus ganz wahrscheinlich, daß auch in der Tiefe des Erdbodens zum Wachsthume derer Pflanzen genugsame Nahrungstheilchen vorhanden sind, ich will nicht 100 Ellen annehmen, sondern nur so weit Sonne und Luft eindringen kann, welches, wie die Gelehrten angemerket, kaum 3 Ellen seyn soll, und so dieses ist, werden mit solchen auch Salze eingeflösset, zu geschweigen, daß durch die Zwischenräume der Erde der Regen, Schnee und andere Feuchtigkeiten solche einsenken.

Der zweyte Beweis ist dieser, wenn zu Winterszeiten bey schlimmen Wege die Fuhrleute auf dem Acker, so künftig mit Sommersaat soll bestellet werden, Nebenwege machen, und die Räder tief einschneiden: so geschiehet es dadurch, daß die unterste Erde herausgedrückt wird. Wenn nun im Frühjahre der Acker gepflüget und bestellet, und die Saat grüne wird, da kann man augenscheinlich sehen, wo die Fahrgleise hingegangen, indem das Getreide alda viel brauner und fetter stehet, denn durch das tiefe Eindrücken derer Räder geschiehet nicht allein, (wie schon gesagt) daß das unterste Erdreich herausgedrenget, sondern auch Grumme bekommt, da der Regen eindringen kann.

Der dritte ist, man sehe nur diejenigen Oerter an, wo im vorigem Herbste Hamster ausgegraben worden, ob man nicht schon von Weiten grosse, fette und braune Büsche siehet, ist nicht die Ursache vom tiefen Umarbeiten herzuleiten?

Der

Der vierte, davon ich ein Augenzeuge bin, ist dieser: ein vornehmer von Adel lebte bey Hofe, und hatte sein Gut verpachtet, die Pachter hatten zwar grosse Scheunen, aber sie waren niemals voll, und nach dem Sprichworte der dasigen Einwohner, war bald Lichtmesse darinn, nemlich es will so viel sagen, daß um Lilchtmesse alles rein ausgedroschen war. Dieser Herr, nachdem er den Hof verließ, und sein Gut selbsten verwaltete, ließ tief pflügen, den Einwohnern wollte es nicht in Kopf, zumal seinen Dreschern, ja ja, sagten sie, unser Herr fänget es gleich unrecht an, die Pachter haben nicht viel Brod erworben, unser Herr wird es auf diese Art noch weniger erhalten, das thut hier nicht gut. Warum thuts denn nicht gut? die Anwort war: das wissen wir nicht, genug wir haben es von unsern Vätern gehöret, und die sind auch keine Narren gewesen, der Herr wirds wohl einsehen, was er macht. Ohngeachtet dieser Urtheile, die dem Herrn alle zu Ohren kamen, fuhr er fort, und als das darauf folgende Jahr eben kein fruchtbares war, und das Getreide einigermassen umschlug: so frolockten diese Leute und sagten: ja ja haben wir es nicht gesagt, daß es so kommen würde? auch an dieses kehrte sich dieser Herr nicht, er fing vielmehr an, seinen Acker tief und zwar der Quere *) zu pflügen, und es geschahe hernach, daß nicht allein

*) Das Querpflügen sollten alle Hauswirthe, wo es thunlich und grosse Gebreite Acker sind, thun. Es schaffet vortreflichen Nutzen, und wer nur ein wenig Ein-

allein die Scheunen voll waren, sondern auch grosse Haufen auswendig musten angesetzet werden, und er setzte dadurch sein Gut in einen viel verbesserten Stand, ich war dazumal bey Ihm im Diensten, und habe solches alles mit angesehen. Wollten doch die Menschen von ihren vorgefasten Meinungen ablassen, sie würden den Nutzen gar bald spüren, freylich läßt es sich nicht aller Orten thun, doch ist an den meisten Oertern ein solcher Boden, der in der Unterfläche dem Menschen gerne sein Vermögen darreichen würde, wenn er es nur verlangte. Es thäte derjenige thöricht, wenn er unten einen steinigten, kiesigten und thonigten Boden hätte, und solchen herauspflügen wollte, man muß es erst untersuchen, wäre solches, so ist es besser gethan, man bleibe bey dem alten Herkommen, genug ein Land, das tiefe Grume (nach der Aussprache derer Ackerleute) hat, wird allemal mehr Feuchtigkeit einsaugen, und was macht denn die Gewächse fruchtbarer, als selbige? Es ist wahr, es wird den Pferden im Anfange etwas sauer und beschwerlich, wenn aber der Acker einmal dazu bereitet ist: so gehet es hernach eben so gut von statten, als bey gewöhnlicher Weise gepflügten. Der Herr Cammerath Kretschmar hat bey Erfindung seines Rajolpflügens nicht unrecht, und ich wünschte, daß man ihm an vielen Orten, wo es sich thun lassen wollte, nachfolgete.

Von

Einsicht hat, wird mir solches eingestehen, und man kann gar leichte die natürliche Ursachen davon angeben.

Von Feldmäusen, und deren Vertilgung.

Der Schade, welchen die Mäuse nur gar zu oft an dem bestellten Winterrocken thun, ist beträchtlich. Die öffentlichen Zeitungen berichteten uns, daß dazumal (wo ich nicht irre war es im Jahre 1759) der Landmann in dem Cöllnischen, selbigen Herbst 2mal bestellen muste, und doch zuletzt alles von denselben abgefressen wurde, so daß keine gute Erndte zu hoffen war; ob nun wohl zu der Zeit das Uebel bey uns nicht so groß war: so thaten sie dennoch grossen Schaden, man sahe leere Plätze genug, die von solchen abgefressen waren, und daß der Landmann schon einsahe, daß er weniger Schocke von denselben erbauen würde. Ich that dazumal im Herbste von hier eine Reise nach Thüringen, ich sahe bey Steuer- und Karsdorf, in den Freyburgischen Bezirk gehörig, daß so wohl Manns- als Weibespersonen auf den bestellten Saatäckern auf denen Flecken, wo die Mäuse gehauset, Fuß vor Fuß die Löcher und das hohl gegrabene, niedertraten. Auf Befragen, was macht ihr? antworteten selbige, wir treten die Mauselöcher zu. Wozu hilft das? fragte ich weiter; dazu, daß die Mäuse hinwegkommen, wir müssen aber solches über den 3ten und 4ten Tag wieder thun. Mir kam es anfänglich vor, als wäre es vergeblich, nach genauer Ueberlegung fand ich, daß es zweyerley Nutzen hatte, erstlich wurden durch das Niedertreten die hohl geritte-

nen Löcher, wo noch Korn stand, feste, daß dieselbe nicht hohl lagen, sondern von neuen anwurzelten und sich erhielten, da sie sonsten den Winter über verderben müssen. Vor das zweyte ist bekannt, daß die Raben, Füchse, Eulen und andere Raubvögel denen Mäusen sehr nachstellen und begierig fressen, sind nun diese vielen Löcher zu getreten, und die Maus hat etwa nur ein Loch, kann solche diesen ihren Feinden nicht so leicht entwischen, folglich werden sie von solchen eher erhaschet und vertilget. Drittens kann es auch möglich seyn, daß wenn sie öfters in ihren Wohnungen gestöret, sie von sich selbst hinwegbegeben, ich glaube, daß diese 3 Ursachen natürlich sind, und diese Leute nicht unrecht haben, wenn sie sagen, es hilft. Dieses möchte im Kleinen wohl angehen, aber im Grossen beschwerlich fallen, jedoch, es ist doch noch Rath dazu, die beliebten Hannöverischen Anzeigen geben uns ein ganz leichtes Mittel an die Hand, alwo der Verfasser von Vermehrung des Getreides im 2ten Bande der Zugabe des zweyten Stückes Seite 40 von einem Fürstlichen Beamten meldet, daß er die Schaafe ganz dicht und geschwinde um die Mittagszeit, wenn es fein trocken, treiben lassen, wodurch die Löcher zu getreten worden, wovon die Mäuse wirklich gewichen wären, und es ist eben das, was ich oben gesaget habe. Noch ein Mittel: man nimmt auf eine halbe Metze gemahlenes Malz, ein halb Pfund fein pulverisirtes Rattenpulver, vermischt es wohl, feuchtet es und macht kleine Kugeln daraus, in Form einer Muscatennuß, und steckt sol-

che

che in ihre Löcher. Es ist solches in dem Hannöverischen mit gutem Erfolg gebrauchet worden, und man hat nicht gefunden, daß es den Schweinen geschadet, indem das Gift durch die Nässe im Winter seine Wirkung verlohren. Ich weiß nun nicht, ob solches ohne Gefahr, ob es gleich solche verderben und tödten wird, zu gebrauchen ist. Ein anderer in diesen Beyträgen des 1759sten Jahres auf der Seite des 623 Blattes, sagt, man solle Rüben, Möhren, Tartüffeln oder andere sich dazu schickenden Wurzeln in ganz kleine Stückchen zerschneiden, mit fein klein zerstossenem Rattenpulver bestreuen, und fein umkehren, bis sich solcher wohl angesetzt, hernach in ihre Löcher streuen; dieses Mittel ist nicht ohne Nutzen, nur glaube ich doch, daß es nicht allzu sicher zu gebrauchen. Der gemeine Mann glaubt, daß wenn der Neumond auf einen Sonntag einfällt, solcher Mäuse hecke, und daß solche nicht eher hinwegkämen, als wenn wieder ein Neumond auf einem Sonntag fiele, wie ungereimt aber ist solches nicht, denn es gehet kein Jahr vorbey, daß solches nicht geschiehet, und dennoch haben wir keine grosse Mäusekriege, und es kommt mir fast unglaublich vor, daß diese Geschöpfe zu gewissen Jahren ihren Zug halten, wie man wohl eher angemerket, und davon geschrieben hat. Genug es sind Landplagen, die der Herr der Natur kommen, und auch wieder gehen heisset, inzwischen ist uns gar nicht verboten, so viel wie möglich, solchen Abbruch zu thun.

Schreiben an einen Freund, und Gedanken über die Verdorrung einiger Pflaumenbäume.

Vor einigen Tagen that ich eine physicalische Lustreise (lachen sie nicht) in das eine gute Stunde von hier gelegene Dorf Teutschenthal, vielleicht rechtfertigen Dieselben obige Benennung, wenn ich erzehle, zu was Ende es geschahe. Ein Freund aus dasigem Orte erzehlte mir, daß daselbst in verschiedenen Bauergärten die Pflaumenbäume dürre geworden, und zwar wären die darzwischen stehende andern Obstbäume gut, er sagte mir auch, daß vorm Jahre diese Pflaumenbäume voller Früchte gehangen, sie hätten aber bitter geschmeckt, sogar hätten sie denen, so sie gegessen, Bauchgrimmen und Uebelkeit verursachet, ja man sagte dazumal gar, daß die Schweine davon gestorben wären, und man meinte, es müste ein giftiger Thau gefallen seyn. Er fragte mich zugleich, welches wohl die Ursache dieser Verderbung seyn möchte? Ich meinete erstlich, daß solches etwa von den Schermäusen, die den Bäumen die Wurzel abfressen, oder vom einem Froste herrühre, ich nahm solches in Augenschein, und es kam mir bedenklich vor, daß erstlich die darzwischen stehende Aepfel- und Birnbäume keinen Schaden gelitten, zweytens, daß diese verdorrete Pflaumenbäume nur Strichweise und nicht in allen Gärten anzutreffen waren. Es fragt sich nun: wovon sind diese Bäume verdorret, und

warum ist es nur Strichweise, ja warum hat es nur die Pflaumen alleine betroffen? Ich muß diese Antwort einem gelehrten Naturforscher überlassen, denn mein Verstand ist dazu viel zu enge. Wenn ich gleich sagen wollte, es wäre eine unterirdische diesen Bäumen schädliche Ausdünstung Schuld daran: so wird man vieles dawider einzuwenden haben, man wird sagen: warum haben denn nur diese, und jene nicht gelitten, und warum gehet es nur Strichweise, und warum sind sie denn nicht eher verdorret? freylich ist dieses wahr, aber es lassen sich hierüber auch treffliche Erläuterungen machen. Wir wissen ja, daß die Mineralia streichend sind, und wir können nicht wissen, was unter uns vorgehet. Können nicht Erschütterungen, deren wir etliche Jahre genug gehabt, Klüfte verursachet haben, vermöge derer die schädlichen Dünste in größrer Menge als sonsten aufgestiegen, welche die Wurzeln derselben angegriffen? Es läßt sich auch einiger massen daraus schliessen, weil die Früchte davon bitter geschmeckt. Wir haben hier eine solche Gegend, da man nicht allein Mineralien findet, sondern auch muthmasset. Die hiesigen Kohlenbergwerke, die Salzquellen in Halle, das Lauchstädtsche Gesundheitsbad, lassen uns solches glauben, unser Stollenwasser läßt einen gelben Ocker zurücke, die Kohlen sind voller Schwefel, und der Vitriol sitzt öfters zwischen solchen ganz gediegen, könnten nicht solche Adern dahin streichen? Ich errinnere mich gelesen zu haben, weiß aber nicht wo, daß vor einigen Jahren ganze Fichtenwälder ver-

verdorren, man gab nie unterirdische Ursache an, und es kann auch wahr seyn, denn diese Bäume haben auch einen dicken, zähen und gummigen Saft wie Pflaumenbäume. Ich schliesse daraus daß diese Ausdünstung nur diesen schädlich ist, weil es auch, wie oben gedacht, denen andern Bäumen keinen Schaden gethan hatte. Die Einwohner bemeldeten Orts glaubten, daß es von einem Thau herrühre, aber dieses läßt uns nichts als Unwahrscheinlichkeit zurück, denn es mag nun der Thau aus der Luft, oder nach des Herrn Hills gemachten Versuchen aus der Erde entstehen, so müsten alle Bäume damit befallen seyn, welches doch nicht war. Ich hatte vor 40 Jahren einen Garten unter meiner Aufsicht, in welchem der Boden durchgängig fruchtbar und gut war ausser einem Strich von ohngefehr zwey Ruthen, der Mitten durch den Garten und das daran stossende Ackerfeld ging, nichts rechts wachsen wollte. Man sahe es an dem alda stehenden Getreide, wie weit der Strich gieng, welches viel kleiner und kümmerlicher aussahe. Ich suchte diesen unfruchtbaren Fleck in meinem Garten zu verbessern, ich ließ die Erde drey Fuß tief herausnehmen, und andere gute gemischte dahin bringen, in der Hofnung, nun würde es besser alda wachsen, allein es war umsonst, es blieb wie vor, so auch hernach. Muste mich dieses nicht glaubend machen, es müste eine mineralische Ader dadurch streichen, deren schädliche Ausdünstungen solches verursachten? Doch alles dieses sind nur meine Gedanken, und ich überlasse solches Ew. ꝛc. zur Prüfung, der ich mit aller Hochachtung bin.

Von Verbesserung der Wiesen.

Will man eine Verbesserung bey dem Wiesenbau vornehmen: so muß man 2 Stücke vor allen beobachten; erstlich ihre Lage, ob sie hoch oder tief, ob sie der Ueberschwemmung unterworfen, oder ob sie eine solche Lage haben, damit man könne zufrieden seyn, ich meine die weder zu hoch noch zu tief liegen; vor das zweyte, ob gesunde und nahrhafte Kräuter darauf wachsen.

Ich will von diesen zweyen Stücken meine Gedanken eröfnen. Die hohen Wiesen tragen zwar insgemein gesundes aber nicht überflüßiges Gras, zumal bey dürren Sommern. Diese nun zu verbessern ist wohl kein anderes Mittel, als die Düng- und Wässerung. Die Düngung muß im Herbste geschehen, da der gute kurze Mist (ich sage guter kurzer, denn der strohichte taugt nicht) fein dünne und ordentlich auseinander gebreitet wird, so, daß kein leerer Fleck unbedeckt bleibet. Dieser liegt den ganzen Winter über, da sich denn durch den Schnee und Regen die darin befindliche Salze in den Erdboden einziehen, im April aber wird solcher mit einer Hurke oder Rechen wieder abgenommen, auf Haufen gebracht, und auf eben den Acker gefahren. Wolte sich aber ein guter Hauswirth die Mühe geben, und solchen wieder in seinen Hof fahren, und solchen mit Mistjauche befeuchten: so würden ihm die entgangenen Salze dadurch wieder ersetzet werden, und der Nutzen wäre sodann ergiebiger. Nichts aber übertrift die Düngung beym Grasbaue als die mit der

Asche,

Asche. Ein Hauswirth thäte wohl, wenn er im Winter, da seine Pferde ohnedem zim Stalle stehen, nach dem ihm nahe gelegenen Städten führe, alda bey den Seifensiedern einige Fuder Asche kaufte, und solche fein dünne und ordentlich auf seine hohen und dürren Wiesen streuete. Es ist solches der beste, wohlfeilste und mit weniger Mühe verbundene Dünger. Man muß sich wundern, daß lauter Klee darnach wächst, da man doch vorhero keinen gesehen; allein es ist nicht möglich, daß er von der Asche ursprünglich herkommt, den nichts entstehet von ohngefehr, sondern aus seinem eigenen Saamen. Er hat albereits daselbst gestanden, nur hat er wegen Mangel der Nahrung nicht in die Höhe kommen können, sondern ist von denjenigen Gewächsen, die mit schlechter Nahrung zu frieden sind, erstricket, so, daß man ihn nicht gesehen, hernach aber hat er solche überwachsen. Daß aber andere Asche, die nicht gebrauchet worden, viel kräftiger ist, indem solche ihre Salze noch völlig bey sich hat, als diese, ist gewiß; ja auch die Strohasche thut, wie wohl wenigere Dienste, und ich muß mich wundern, daß die Bauersleute solche um hiesiger Gegend, wo viel Stroh gebrannt wird, auf die Gasse, in Gräben und Wasser schmeissen. Bey der Düngung mit Asche habe ich nur dieses noch zu erinnern, daß es nicht zu späte im Frühjahre geschiehet, denn da thut sie keinen Nutzen, vielmehr Schaden. Wenn sie nicht durch die Winterfeuchtigkeit ausgelauget ist: so vertreibet sie das Moos völlig. Ob die Torfasche dünget, kann ich nicht sagen, indem ich kei-

ne Gelegenheit gehabt, solche zu versuchen, daß aber unsere Asche von den allhier ergrabenen Kohlen keine Wirkung, sondern vielmehr Schaden thut, habe versuchet, indem sie zu viel Schwefel bey sich führet. Noch eine Düngung des Graswuchses geben die sonst in allen Bauer- und grossen Höfen befindlichen Mistpfützen ab, welches von den mehresten Landleuten gar nicht geachtet wird, nemlich, wenn man sie zu Winterszeiten, da sie gefrohren, mit Arten aufhauet, solche Stücke Eis auf die Wiesen oder Grasgärten führet, und in kleine Stücken zerhauet, welche bey angehender Wärme zerschmelzen, und die bey sich habende Salze dem Erdboden mittheilen. Die alte Wand ist zum Düngen der Wiesen ein gutes Mittel, Hühner- und Taubenmist ist gleichfalls vortreflich, nur muß solcher erst klar gedroschen werden, damit er nicht Klumpenweise zusammenhänget, und fein dünne ausgestreuet werden, es muß auch wenigstens zu Ausgange des Februars geschehen, denn sonsten, wenn es zu spätel geschiehet, verbrennet er bey herannahender Wärme wegen seiner Hitze das Gras. Ich rede hier von hohen Wiesen, die nicht im Winter überschwemmet werden, denn sonst würde das Düngen wenig helfen.

Und dieses wäre die Verbesserung der hohen Wiesen durch das Düngen. Dieses hilft, nur muß auch Feuchtigkeit dazu kommen, dieses stehet nun nicht in unserer Macht, schenkt uns Gott Regen: so wird der Wachsthum reichlich seyn, wo nicht, so muß man, wenn anders es sonst möglich,

durch

durch Wässerung zu Hüllfe kommen. Ist die Gelegenheit dazu, daß ein vorbey fliesender Bach oder kleiner Strom in etwas gedämmet werden kann: so mache man kleine Graben, und lasse solche voll laufen, es wird sich solches einziehen, und den ganzen Boden durch wässern, man denke auch nicht, daß diese gemachten Gräben Schaden verursachen. Nein! denn in diesen wächset auch Gras, und da nun solches wegen der dabey liegenden Mühle, nicht allezeit thunlich ist: so muß man Maschinen von einer Art Handspritzen oder auch Sterrlpumpen anbringen, vermittelst derselben 2 Mann eine Menge Wassers herausschöpfen, und in leichten Rinnen, von Brettern zusammengesetzt, auf der ganzen Wiese hinleiten kann.

Ich komme nun zu der zweyten Beobachtung, diese ist: ob auch nahrhafte und dem Viehe gesunde Kräuter alda wachsen? Es ist bekannt, daß unsere grosse Arten aus einjährigen, 2 jährigen und länger daurenden Pflanzen bestehen. Die ein jährigen säen sich alle Jahre selbst von ihren Saamen aus, die 2 jährigen desgleichen, nur sind sie nicht alle nutzbar. Die wilde Pasternacwurzel, (lat. Pastinaca siluestris) die Hindläufe (Cichorea) treiben nur dürre Stengel, sind 2 jährige Pflanzen, tragen vielen Saamen, der alle Jahre häufig ausfällt, sein Kraut kann kein Vieh geniessen, sie verdrängen die nutzbaren grossen Arten, man muß also auf deren Vertilgung denken. Wie soll man es machen? Antwort, da sie hohe Stengel treiben, wovon vielfältiger Saame entstehet, muß man, wenn er blühet, solche mit ei-

ner Sense, oben über dem guten Grase, abhauen, damit er nicht zur Reife kommt, ausfällt und sich besaamet, wie wir solches etliche Jahre mit gutem Erfolg gethan, auch dieses Jahr, da eine sonst fruchtbare Wiese von dem wilden Knoblauch, (Allium silueſtre) so beraset, daß wenig andres Gras davor aufkommen konnte. Er wird nicht nur von dem Viehe nicht gerne gefressen, sondern auch bey Einerndtung sehr langsam trocken, mithinbey Einbringung des Guten, wenn man nicht darauf warten kann, erhitzet er sich, und stecket das Gute an. Dieses den Wiesen schädliche Kraut haben wir, nachdem das Heu eingeerndtet, und die Grummet herbey gewachsen, und sich seine hohen Stengel über dem guten Grase mit völligen röthlichen Blüten zeigten, durch einen Meyer mit der Sense oben abhauen lassen, damit kein Saame zur Reifung kommt. Wir hoffen dadurch, zumal wenn es das folgende Jahr wieder geschiehet, (denn dieses muß seyn) daß dem Uebel abgeholfen werde, und dieses ist bey allen 2 jährigen Grasgewächsen zu beobachten. Das Burſa paſtoris in ein jährigen Pflanzen ist ein Kraut, das an manchen Orten häufig wächset, und sehr schlechtes Futter abgiebet, solches zu vertilgen weiß ich keinen andern Rath, als solches, wenn es blühet, auszuraufen, ehe es Saamen bringet, kurz, man muß darauf sehen, daß man die schädlichen und unnützen Kräuter zu keinem Saamen kommen läßt; die perennirenden aber sind das Colchicum oder Zeitlose, deren Kraut dem Viehe schädlich, auch von solchem zu Winterszeiten bey dürren Futter

zurück-

zurückgelassen wird, und man muß auch hierin die weise Vorsicht des Schöpfers bewundern, der diesen unvernünftigen Thieren eingepräget hat, was ihnen nützlich ist, mit vielem Futter werden sie wohl etwas mitfressen, aber so es in Menge darunter ist, lassen sie es wohl zurück. Obgleich aber dieses Kraut dem Viehe schädlich ist: so ist es doch bey selbigen einigermassen mit Nutzen zu gebrauchen, z. B. haben die jungen Kälber, wie oft bey schlechter Futterung geschiehet, Läuse: so nehme man dieses Kraut, koche es in Wasser, und wasche damit das mit Läusen behaftete Vieh, sie werden gewiß davon vergehen. Noch einen Nutzen den ich bey Gelegenheit dieses Gewächses nicht vorbey gehen kann, ist dieser: die Zwiebel, welche den Tulipanen (Plantis bulbosis) gleichet, wurde ehemals von dem verstorbenen berühmten Hofrath Doctor und Professer **Wedel** zu Jena, als ein Gegengift bey giftigen und ansteckenden Krankheiten empfohlen, und es sind davon heilsame Wirkungen bekant worden. Dieses Kraut, so nützlich es ist, wie ich gesagt, ist dennoch den Wiesen ein schädliches Gewächse, zu dessen Vertilgung weiß ich keinen bessern Rath, als daß man solches im Frühjahre, welches ohngefehr im May geschiehet, zwey Querfinger unter der Erde ausraufet. Wer nur ein wenig in der Natur Erfahrung hat, wird mir Recht geben, daß selbiges in seinem Safte erstücket, folglich zurückebleibet, man muß es aber 2 Jahr hinter einander fortsetzen. Das Moos ist wie bekannt, den Wiesen und dem Graswuchse schädlich, es wird aber niemahls auf fetten Wiesen,

sondern da, wo der Hunger zu Hause ist, gefunden, es kamen dahero bey der Schwedischen Academie der Wissenschaften alle Preisschriften, die deswegen eingekommen, überein, daß der Dünger das Moos vertreibe, und ich glaubte es auch. Es versehen es aber auch die mehresten Landwirthe, daß sie ihre Wiesen im Frühjahre so lange mit den Schaafen betreiben lassen. Man bedenke nur, daß ein Schaaf sehr scharfe Zähne hat, und da zu der Zeit das Grüne ihm eine angenehme Speise ist, solches mit der Wurzel aus der Erde herausklaubet. Was folgt darauf? dünnes Gras. Und warum thut man solches, kann man nicht zu der Zeit die Schaafe auf die Braache treiben, alwo das schönste und gesundeste Gras wächset? Man wird antworten: wir müssen es sparen; aber mit was vor Vortheil? Viele Hauswirthe sehen es auch gerne, wenn die Grashauer ihre Sensen so kurz auf der Erde führen, bedenken aber nicht, wie sie ihre Wiesen, zumal die 2 schürige, dadurch verwüsten, wie wohl man sich eben nicht viel über solche Grashauer beschweren darf, vielmehr lassen sie es halb stehen. Ich könte noch mehrere Vortheile bey dem Wiesenbau anführen, wenn ich nicht wüste, daß es schon andere vor mir weitläuftiger gethan hätten. Nur noch eins muß ich bey dieser Gelegenheit gedenken, der Holzanbau ist zu unsern Zeiten (wollen wir anders unsern Nachkommen einen Gefallen thun) sehr nöthig. Die Weide, Pappel und Rüster sind vorzügliche Pflanzen, an die Enden und Graben der Wiesen zu setzen. Man darf nicht den-

ken, daß es den Graswuchs verhindere, es wundert sich zwar der Herr Ritter **von Linne** in seiner Westgothischen Reise auf der 79 und 80 Seite, über gewisse Bäume, daß sie, wenn sie auf Feldern und Wiesen stünden, der Graserey an Wachsthum mehr als sonsten schädlich wären, und meinet, es müsten die unsichtbaren Ausdünstungen Schuld daran seyn, und schiene als wenn solche manchen Grasarten schädlich, manchen aber natürlich wäre, es auch ist nicht zu läugnen, daß es Gewächse giebet, die schädliche Ausdünstungen haben, folglich diesen und jenen verderblich seyn können, wir haben aber, wie oben gemeldet, solches nicht zu befürchten, denn man siehet das Gras unter denselben so schön und noch besser wachsen, als wenn es der freyen Luft und Sonne ausgesetzet ist. Es finden sich auch wahrscheinliche Ursachen, warum das Gras unter manchen Bäumen nicht wachsen will, dieses sind solche, die ihre Wurzeln in der Oberfläche des Erdbodens fortlaufen lassen, folglich alle Feuchtigkeiten aus der Erde saugen, wie man augenscheinlich siehet, daß auch ausser der Traufe des Baumes das Gras nicht fort will, und da kann man nur denken, daß sich die Wurzeln bis dahin erstrecken, dergleichen Bäume nun sind zu vermeiden. Wenn Wünschen allemal gute Folgen hätte: so wünschte ich daß wir den Engländern nachahmeten, und künstliche Wiesen anlegeten, wir haben zu viel Acker und zu wenig Vieh, wir können unser Feld nicht gehörig in Ermangelung des Düngers bemisten, ist dieses; so folgt, daß wir zwar die Ar-

beit

beit, aber wenig einzuerndten haben. Wäre es also nicht besser, wir hätten nicht zu viel Acker, vielmehr machten wir ihn zu künstlichen Wiesen, wir könten mehr Vieh halten, und durch dasselbe den Dünger vermehren, wir würden gewiß auf wenigerm Acker, den wir besser düngen und besser bearbeiten könnten, eben so viel und noch besser Getreide erbauen, und hätten nicht so viel Arbeit, ich weiß aber wohl, daß es sich in unserer Gegend wegen Hut und Trift nicht allemal thun will, es finden sich aber doch Besitzer gewisser Güter, da es werkstellig kann gemacht werden, und für diese habe ich bey Gelegenheit solches zur Aufmunterung geschrieben, ich wünsche von Herzen, daß es von einem und dem andern befolget werden möge.

Ob man auf Ebereschen, Arlesbeeren und Weißdorn pfropfen kann?

Diese Frage ist mir ehedem aufgeworfen worden, und ich habe sie mit einem kurzen ja beantwortet, jetzo will ich meine Gedanken und Erfahrungen etwas weitläuftiger zu Tage legen, es ist wahr, daß von dem Ebereschenbaum (Sorbus aucuparia), der Arlesbeerbaum (Sorbus maior domestica et minor) eine veränderte Art ist, indem des ersten Beere roth, die letzten aber braun

erschei-

erscheinen, Holz und Blätter kommen mit einander überein, beyderley Früchte haben einen herben und anziehenden Geschmack, sie haben grosse Blätter und sind mit weiten Saftgängen versehen, da sie nun sehr saftig, so läßt sich leicht schliessen, daß sie einen in denselben eingepfropften Zweig gerne annehmen und ernähren können, es kommen also auf diesen beyden Arten Birnen und Mispeln gut fort, und der Herr Pastor Küffner in seiner neuerfundenen lebendigen Baukunst, so zu Hof im Jahre 1716 herausgekommen, sagt auf der 61sten Seite, daß er diesen Baum hochhalte, und daß er allerley annehme, wozu eben (wenn es nicht aus Neubegierde geschiehet) nicht anrathen will, indem die darauf gepfropfte Früchte herbe schmecken. Dieses kann ich aus der Erfahrung meinen lesern darthun. In einem mir ehemals anvertrauten Garten, hatte ich einen Zwergspalierbirnbaum, es war orange musque, welcher alle Jahre reichlich trug. Hingegen waren dessen Früchte herbe an Geschmack, eben dieselbe, so aber auf einem andern Orte in eben diesen Garten stand, hielt ich anfänglich vor eine andere Gattung, wäre auch bey dieser Meinung geblieben, wenn nicht nach 2 Jahren unten am Stamme (wie gewöhnlich bey vielen Zwergbäumen ist) eine Menge junge Reiser von Ebereschen ausgeschlagen wären. Hier sahe ich, daß dieser Baum auf einen solchen gepfropft war, und meine Verwunderung fiel auf einmal hinweg, warum sie aber herbe schmecken, ist wohl die natürliche Ursache diese, der Eberes-

schenbaum ist ein saftiger mit grossen Blättern versehener Baum, sein Saft ist herbe und so auch seine Früchte, er hat weite Saftröhren, sauget also durch dieselben viele grobe Theilchen an sich, die seine grossen Blätter zum Theil verzehren und ausdünsten, ehe sie in die Frucht gehen, wird aber ein andrer Zweig als Birnen darauf gesetzet, die nicht so grosse Blätter haben: so kann es ganz natürlich zugehen, daß dieselben nicht im Stande sind, die vielen groben Theilchen zu verzehren, folglich müssen solche mit in die Frucht gehen, und einen herben Geschmack verursachen, denn man weiß ja, daß die Früchte nur von den edelsten und reinesten Theilchen entstehen, und die Blätter gleichsam das Filtrirtuch sind. Man könnte hier einwenden, ein Zweig von einer süssen und schmackhaften Frucht wird in einen wilden und sauren Stamm gepfropft, und dennoch werden seine Früchte süß. Ich erkläre die Ursache aus obigen, ein wilder Apfel- und Birnbaum, hat nicht so weite Saftgänge, er ziehet folglich nicht so viel grobe Theile an sich, seine Blätter sind mit denselben verhältnismäßig, folglich dünsten sie solche aus und es bleiben nur die edelsten Säfte zurück, die hernach in die Frucht gehen. Ich rathe also an, daß man auf diese Stämme nichts weiter pfropfe, als Mispeln, diese Frucht ist, ehe sie vergährt, ohnedem herbe, und man kann dadurch die schönsten hochstämmigen Mispelnbäume ziehen. Der Weißdorn ist zu diesen Gebrauch auch vertreflich, nur nicht dauerhaft, denn da der Weißdorn kleine und

feste

feste Luftlöcher hat, die Mispeln aber grössere, so folgt, daß der unterste Stamm klein, der oberste aber groß, folglich einen Knorpel ansetzt, welcher mit der Zeit in die Fäulung geht und verdirbt.

Von Baumraupen.

Die Raupen sind Strafheere Gottes, wenn er sie ruft, uns zu züchtigen, so kommen sie, und wenn seine Barmherzigkeit, die so groß ist und niemals aufhöret, sich wieder zu uns kehret: so heist er sie gehen, und es geschiehet ohne unsre Bemühung, Künste und Wissenschaften. Es ist also wohl eine vergebliche Bemühung, wenn wir solchen wiederstehen wollen, die Erfahrung lehret es ja von Jahr zu Jahre, unsere Baumgärten können den Schaden, den sie vor etlichen Jahren erlitten, noch nicht verschmerzen. Wo sind sie jetzo, giebt es gar keine mehr? ach ja, nur der Schöpfer hat uns einige Jahre an unserm Orte gnädig damit verschonet. Wir bemühen uns, wie schon oben gedacht, vergeblich, wenn wir solche vertilgen wollen, ich habe zwar mit Vergnügen die Preisschriften der Königl. schwedischen Academie gelesen, und die Bemühungen sind rühmlich, aber noch keiner hat dieser Preiswürdigen Gesellschaft Genüge gethan, wird es auch keiner thun können, der Herr der Natur hat sich dieses vorbehalten, alle unsere Versuche sind nicht hinlänglich, ob wohl im Kleinen eines und das andere nicht zu verachten ist.

Die

Die Anschaffung der Caroben, welche sie vertilgen sollen, ist weitläuftig, und nicht hinlänglich. (Siehe der Schreberischen Sammlung 13Th.S.164.) Man bedenke, ob bey grossen Baumgärten die öfters kleine Wälder vorstellen, und deren Bäume mittelmäßigen Eichen gleich sind, auf deren jeden Blatte wohl zwey und mehrere Raupen seyn, solche von den elenden und gefräßigen Käfer vertilget werden können? es werden ihrer ja eine Menge täglich von den Vögeln, als Raben, Elstern, Sperlingen, Fliegenschneppern und anderen Fleisch fressenden Thieren aufgezehret, und dennoch bleiben ihrer genug übrig.

Das durch Wasser mit Handspritzen angegebene Mittel ist (Siehe Seite 187) eben so unzulänglich als kostbar, müste man nicht bey grossen Bäumen und Gärten Feuerspritzen gebrauchen, dazu Menschen, Pferde und Wasser genug gehören, ich glaube, daß ein solcher Strahl die Raupen mit samt den Blättern und Blüten herunter schmisse, mit was vor Vortheil aber, siehet ja ein jeder ein.

Die in Oel und Theer getunkten Lappen, (eben daselbst 197) die man um die Bäume binden soll, sind eben nicht zulänglich, ja gar schädlich, indem das Fett die Luftlöcher an den Bäumen verstopfet, wovon der Umlauf des Saftes verhindert wird, folglich ungesunde Bäume entstehen. Es ist wahr, daß keine Raupe über dergleichen kriecht, allein, bringet denn solche nicht die Luft mit, ach ja, die Erfahrung hat es leider gelehret, daß öfters an einem Orte keine Raupen,

auf

auf den benachbarten Orten genug vorhanden. Ehe man sich solches versahe, waren diese Bäume eben so voll, dieses geschahe, da ein Wird zu der Zeit, da diese Thiere noch klein waren, entstund, von dem Orte herwehete, und solche mit sich brachte. Ich bin ein Augenzeuge davon, da ich bey aufgehender Sonne gegen dieselbe eine grosse Menge, alle mit einem seidenen Faden versehen, fliegen sahe. Wo sie anstiessen, blieben sie hängen, welches auch an meiner Kleidung geschahe, und dieses waren die so genannten Stam-Kern- und Eyerraupen, weil sie ihren Saamen unter die Aeste der Bäume und Stämme, ja gar unter die Dächer anschmeissen, und ist dieses die gefährlichste Art. Was helfen nun da die Ringe um den Stamm, wenn nicht Gott dem Winde befiehlet, daß er einen Theil hievon aufheben, und denjenigen zuführen soll, die er mit gleicher Strafe belegen will? Ach ja, Gott braucht sie zur Rache als ein Herr derselben; sollen diese Strafthiere vergehen: so weiß er solche Witterung zu schicken, die diesem Inseckt auf einmal den Garaus machet. Wenn wir noch so viel Kunst und Arbeit anwenden, würden wir solches nimmermehr bewerkstelligen.

Wenn gesagt wird, (eben da Seite 139) daß man die Bäume wohl düngen und gut halten sollte, so ist solches eben so viel als nichts gesagt, denn stehet ein Baum im fetten Lande, wird er auch fettes Laub treiben, und dieses ist ein desto angenehmeres Futter vor solche, der Seidenwurm ist ein Geschlechte der Raupen, sie nähren sich

auch den Baumblättern, doch bleiben sie nur bey einerley, als den weissen und schwarzen Maulbeeren; sie werden aber allemal lieber fettte, als magere Blätter fressen, und gedeyen von solchen viel besser, deswegen die weissen Maulbeerbäume jährlich müssen geschnitten werden, damit stärkere Triebe, folglich fette Blätter anwachsen.

Daß der Geruch das Hanfes die Raupen vertreiben soll, (eben da Seite 139) ist ungegründet. An der Unstrut bey Artern und Wiehe wird auf allen Dörfern viel Hanf gebauet, die Einwohner haben daselbst grosse Gärten, in der Mitte desselben bauen sie jährlich Hanf, an den Enden herum haben solche die schönsten Obstbäume, und es ist wahr, daß der Hanf zu der Zeit, da er blühet, eine solche starke Ausdünstung giebet, der manchen Menschen unerträglich, gleich wohl werden ihre Bäume bey Raupenjahren abgefressen, und es ist auch ganz begreiflich, denn zu der Zeit, da die Raupen die Bäume anfallen, wird der Hanf erst gesäet, folglich ist da keine starke Ausdünstung zu spüren.

Daß man auf die Erstückung dieses Insekts in der Geburt anrathet, (eben da Seite 160) ist nicht allein beschwerlich, sondern fast gar unmöglich. Man soll die Schmetterlinge, die des Nachts sich sehen lassen, suchen zu tödten, wie sollen wir solches wohl machen? man sagt, man solle Feuer anzünden: so würden sie darnach fliegen, und sich selbst verbrennen, ja, ja, bey einem ganz kleinen Gärtchen möchte es wohl angehen, wie aber, wenn meine Nachbaren grosse Gärten haben, und es

nicht

nicht thun, auch nicht thunlich ist, werden sie nicht auch zu mir kommen? o ja, besser ist es also, wenn man solchen, ehe sie so weit kommen, Abbruch thun kann, und dieses ist, wenn man die Nester längstens von Februar und in der Mitte des Merz abnehmen kann, solche verbrennt, keinesweges aber unter den Bäumen liegen lässet, die so genannten Stamm- Kern- oder Eyerraupen aber im Herbste sorgfältig aufsucht, und so wohl an Bäumen, Aesten, Wänden und Häusern reine abschabet, aber nicht bis in das Frühjahr damit verweilet, denn da hilft es nichts, die Eyer werden sodann dennoch von der Sonnenwärme ausgebrütet, da hingegen die im Herbste abgemachten von der Winterfeuchtigkeit verderben, denn könnten sie diese vertragen, warum wäre denn der Schmetterling so vorsichtig, daß er seine Eyer nur dahin legte, wo sie vor allzu vieler Nässe gesichert sind? Fürwahr, ich bewundere hier die Weisheit und Vorsorge des Schöpfers vor diese uns nichtswürdig scheinende Thiere.

Die Ringelraupen, welche, nachdem sie ausgekrochen, sich zusammen gesellen, setzen sich unter die Aeste, alwo sie Schatten haben, und vor übergehende Regen gesichert sind, man kann solche, wenn man sie gewahr wird, wie sie denn auch leicht in die Augen fallen, mit einem alten Lappen zerdrücken, oder wem diese Arbeit zu schmutzig und eckelhaft wäre, der darf nur eine Pistole mit blossem Pulver laden, und sie in einiger Entfernung durch Losbrennung derselben alle tödten, ich habe auch wohl eher bey mittelmäßigen und

kleinen Bäumen zerstossenen Schwefel auf Kohlen geworfen, und vermittelst eines Kohlenbeckens bey stillem Wetter unter die Bäume gesetzet, und mit Lust angesehen, wie sie herunter gepurzelt, allein bey grossen und vielen Bäumen würde es eben nicht zulänglich seyn, jedoch käme es darauf nicht an, wenn man etliche Pfund Schwefel kaufte, denn er ist ja nicht theuer, und machet einen ganzen Schwefelgeruch in seinem Garten, aber zu Abendszeiten bey stillem Wetter, wie ich oben gesagt habe, denn bey einem Winde würde es vergeblich seyn, indem der Dunst von dem Schwefel nicht in die Höhe, sondern fortgetrieben würde.

Ich halte also davor, daß ein allgemeines Mittel ohnmöglich ist, Gott hat sich dieses wohl vorbehalten, und wie ich schon oben gedacht, er heisset kommen und wieder gehen. Ich erinnere mich mit völliger Ueberzeugung, daß dieses so ist, von letzterm Raupenjahre, da alle Bäume, Sträucher und Wände voll waren, daß man hätte meinen sollen, es würde kein grün Blat auf solchen bleiben. Ich denke noch immer an meine arbeitsame Leute, durch welche ich von den Obstbäumen in den so genannten Werdern an der Saale, wo darzwischen lauter Buschwerk von Schwarzdorn stehet, die Raupen abmachen lies, und dieses Buschwerk war so voller Raupennester, daß es nicht möglich war solche alle abzumachen, selbige sagten, sie würden wohl eine vergebliche Arbeit verrichten, wenn der Schwarzdorn nicht auch gereiniget würde, allein ich gab ihnen zur Antwort: wir wollen thun, was wir

können,

können, und das übrige Gott überlassen, und siehe, die Raupen kamen dieses Frühjahr alle hinweg, der Herr der Natur wuste schon solche Witterung zu schicken, die ihnen den Garaus machen muste. Ich weiß, daß hohe geschärfte Landesbefehle dieserhalben ergangen, denen auch genau nachgelebet worden, dennoch waren Raupen, ich will nicht sagen, daß solche nicht nöthig wären, o nein, vielmehr sind solche lobenswürdig, wenn nur die Unterthanen solche gehorsamst befolgen wollten, manche sind nachläßig genung, thun aber auch dadurch dem Nachbar den größten Schaden. Ich denke, daß ich nun genug bewiesen habe, daß kein allgemeines Mittel möglich, wohl aber, daß wir solchen Abbruch thun können, das übrige müssen wir Gott überlassen. Ehe ich von diesem abgehe, muß ich auch noch etwas weniges von den Krautraupen gedenken. Es ist bekannt genug, daß es sehr viele Raupengeschlechter giebet, die aber, welche den beträchtlichsten Schaden thun, sind die Baum- und Krautraupen. Die Krautraupen einigermassen zu vertilgen, ist wohl das sicherste Mittel, das der Herr Pastor **Ort**, der sich durch seine öconomische Versuche bekannt genug gemachet hat, und die ich (wenn ich nicht irre) in dem Hamburgischen Magazin im 3ten Bande 4tes Stück gelesen habe, vorgeschlagen hat, es bestehet darinn, daß zu der Zeit, da die weissen Schmetterlinge um das Kraut herum fliehen, man solches sorgfältig durchgehen, alle Blätter umkehren und den gelben Schmeiß, den dieselben angesetzt hätten, entweder zerdrücken, oder wie ich es mache, auf-

kneipen lasse, und dieses muß man wiederholen, so lange man noch Schmetterlinge um solche herum schwermen siehet. Es ist dieses eines von den besten Mitteln, und dadurch ich mir bey meinem Gartenbau ziemlich geholfen. Wenn nur sonst zu der Zeit Leute zu haben sind, weil selbige in die Erndtezeit einfällt. Es ist eine beschwerliche Arbeit, aber lange nicht so, als wenn man, da sie schon ausgelaufen, und eine hie und die andere dort hinläuft, solche absuchen wollte. Ich habe wahrgenommen, daß ein Schmetterling auf einmal, da er seine Eyer anschmeißet, 60 bis 70 leget, ich habe mir die Mühe genommen, solche unter ein Vergrösserungsglas gebracht, und da diese Thiere in ihrem Legen eine Ordnung halten, vermöge derer, wann sie fortrücken, auch diese Eyer in einer geraden Linie fortgehen, solche gar wohl zehlen können, bedenkt man nun solches, so kann ich auf einem Grif 60. 70. 80. ja 100 Stück vertilgen, da ich, wann solche ausgelaufen, hundert mal darnach greife, und doch nicht alle ergreife, zu geschweigen der unflätigen und ungesunden Arbeit, indem ich bey meinen Tagelöhnern gesehen habe, daß bey Ablesung derselben die Finger geschwollen, welches sie mir geklaget, aber weiter davon nichts empfunden. Es wäre also wohl dieses das sicherste und beste Mittel, nur müsten es die Nachbaren auch besorgen, welches aber leider zum Schaden des andern unterlassen wird.

Gedanken von den in den Baumknospen befindlichen Raupen.

Unter allen Uebeln, welchen die Baumgärten unterworfen sind, ist wohl der Raupenfraß das gröste und schädlichste, wenn man überleget, wie öfters ganze Gegenden von solchen verwüstet werden, da nicht allein viele 1000 Scheffel Obst also verlohren gehet, sondern was auch das schlimmste, mancher schöner Baum seinen Untergang findet, zumal wenn etliche Raupenjahre auf einander folgen, wie etwa 1750 und die folgenden geschehen, da es betrübt genug in den Baumgärten anzusehen, indem eine grosse Menge derselben darauf gingen. Wollte man fragen: wie es doch käme, daß es nicht allein bey dem Verluste des Obstes bliebe, sondern daß die Bäume auch darauf gingen: so weiß ich keine andere Ursache anzugeben, als daß solche in ihrem Safte ersticken, denn zu der Zeit, da dieses schädliche Insekt sich einfindet, stehen die Bäume in vollen angehenden Safte, dieser Saft wird durch die frisch ausschlagende Blätter, Blüten und Zweige zertheilet und vermindert, dieses kann aber nicht geschehen, wenn die Raupen so bald, als was grünes zum Vorschein kommt, solches hinwegfressen, folglich kömmt der Saft in das Stocken, und kann nicht, wie gewöhnlich, sich zertheilen, woraus eine Unordnung entstehet. Das erste Jahr stehen solche Bäume es noch wohl aus, und erholen sich wieder, aber wenn es das darauf folgende Jahr wieder kommt,

kommen sie von Kräften und verderben, zumal Bäume, die alt oder sonsten nicht recht gesund sind, ob es gleich selten geschiehet, daß ein junger Baum draufgehet. So groß nun der gedoppelte Schade ist, und so viel man Mittel anwendet, solchen zu verhüten, geschiehet es doch, und sie sind Strafen Gottes, den Undank der Menschen zu belohnen, die ihm auch wohl nicht ein einziges Dankwort davor bringen, und den Schweinen gleichen, welche die Eicheln unter den Bäumen auffressen, aber nicht in die Höhe sehen, wo sie herkommen. Da dieses nun ist, so hat der Schöpfer verschiedene solcher Geschlechter hervortreten lassen, die zu verschiedenen Zeiten des Jahres sich einfinden müssen, um so mehr beschwerlich ist es, solchen genugsamen Abbruch zu thun, die Nest- und Eyerraupen sind die gefährlichsten, doch die letzten schlimmer. Die so genannten Ringelraupen thun weniger Schaden, indem sie nicht zu häufig, auch da es eine gesellige Raupe ist, sich des Abends und Morgens, auch bey kalten und regnichten Wetter, zusammen unter die Aeste zu ihrer Sicherheit aufhält, man kann sie mit einem Lappen mit leichter Mühe todt drücken. Wer diese schmutzige Arbeit nicht über sich nehmen will, und ein Liebhaber vom Schiessen ist, darf nur eine Pistole mit blossem Pulver laden, und in einer kleinen Entfernung solche auf sie losdrücken, oder ein Becken mit brennenden Kohlen unter den Baum setzen, und auf solchen zerstossenen Schwefel streuen, so wird er mit Vergnügen sehen, wie sie werden herunterpurzeln. Diese Raupen, da

sie

sie späte kommen, da der neu angehende Saft nicht mehr so mächtig in den Bäumen ist, geben auch keine Ursache zum Verderben der Bäume. Doch wo bin ich hingerathen? ich wollte ja meine Gedanken von den in den Baumknospen befindlichen Raupen eröfnen, man verzeihe mir, daß ich, da mir auf einmal die Raupenmaterie im Kopf gekommen, davon eingenommen worden bin, glaube aber doch, daß es nicht überflüßig seyn möchte. Ich komme nun zu meiner Baumknospenraupe. Dieses Insekt wird insgemein die Made genennet, und es heist nach der gewöhnlichen Sprache: die Made ist in den Blüten, es wird wenig Obst geben. Es ist auch wahr, diese kleine Raupe oder Made sitzet schon in der Blühe-knospe, höhlet den Kern aus, und die Blüten fallen davon ab. Herr **Schmeersall** hat in den Leipziger Sammlungen des 12ten Bandes auf der 612 Seite geurtheilet, daß, nachdem die Raupen ihre Eyer in die Erde vergraben, solche hernach durch den Saft mit in die Knospen gezogen würden, er hätte solches nur an den Eichen wahrgenommen, und fragt dahero: ob es auch von andern Bäumen, als Kirschen, Aepfeln und Birnen gefunden würde, ob man nicht die Ursachen ihres Entstehens ausmachen könnte, was sie vor Schaden thun, und ob nicht daraus folge, daß die Bäume voll blühen, und doch keine oder wenige Früchte tragen, und ob man nicht ein Mittel davor erfinden können? Herr **Schmeersall** hat gegründete Ursachen zu fragen, aber seine Fragen sind schwer zu beantworten. Es ist leider

mehr als zu wohl bekannt, daß zu gewissen Jahren dieses Insekt grossen Schaden an den Baumfrüchten, als Kirschen, Birnen und Aepfeln verrichtet, aber daß es durch den Saft mit in die Baumknospen gezogen werden sollte, ist wohl nicht möglich. Diejenigen, so in der Insecktenlehre erfahren sind, werden mir wohl Recht geben, wenn ich vielmehr behaupte, daß ein gewisser Schmetterling zu der Zeit, da die Baumknospen noch weich sind, mit seinem behenden Legestachel ein Loch in dieselben bohrt, und seinen Saamen da hineinleget, welches, da die Knospe noch jung ist, verwächset, und man sich wundern muß, wo sie hineingekommen sind; allein, wie ich erst gedacht, gehet es ganz natürlich zu, ich erstaune, bleibe dabey stille stehen, und bewundere die Vorsicht des grossen Schöpfers, der auch für diese, vor uns nichtswürdige Geschöpfe, gesorget, und ihnen eingegeben, für ihre Junge zu sorgen, daß sie ihren Saamen dahin legen müssen, wo sie nicht allein Schutz und Schirm haben, sondern auch, da sie anfangen zu leben und noch zart sind, ihre Nahrung finden. Wie viele Menschen werden nicht dadurch beschämt, die, da sie doch vernünftige Geschöpfe sind, nicht vor ihre Nachkommen sorgen, da sie doch Pauli Ausspruch wissen, daß, wer die seinigen nicht versorget, ärger als ein Heide ist, und wie gereicht es dem Menschen, ich sage dem Menschen, der seinen Schöpfer erkennet und Religion besitzet, nicht zum grossen Troste, wenn er denkt, hat Gott für diese elende Thierchen gesorget, wie vielmehr wird er für dich sor-

gen,

gen, da er dich nach seinem Ebenbilde geschaffen, und du das alleredelste Geschöpfe bist. Voll Verwunderung und voller Zuversicht auf die göttliche Vorsicht bin ich ausgewichen, man verzeihe mir, ich komme nun zu meinem vorgesetzten Zweck. Ich habe gesagt, daß die in die Erde vergrabene Eyer nicht durch den Saft in die Knospen gezogen werden, es ist auch nicht wohl möglich, was durch die Saftröhren gehen soll, muß flüßig seyn. Ein Ey, es mag auch so klein seyn als Staub, ist doch nicht flüßig, folglich hält es schwer, die engen Saftröhren, zumal wenn es bis zu kleinen Tragezweigen und Knospen gehet, durchzudringen. Daß Salz, Schwefel, Eisen, auch wohl Goldtheilchen, in den Ungarischen, Tokayschen Weinbergen, in den Bäumen gefunden wird, stehet gar nicht zu läugnen, es müssen aber doch solche erstlich flüßig seyn, da sie hernach durch die Sonnenwärme erhärtet worden. Ich werde also nicht irren, wenn ich sage, daß dieses Inseckt auf oben angezeigte Art entstehet, wo kommt denn die Made in die Haselnüsse, Schoten u. d. g.? Auf eben obige Weise, ich bleibe jetzo nur bey den Gewächsen stehen, sonst könnte ich auch anzeigen, wie auf diese Art auch die in dem Rindvieh und Hirschen befindlichen so genannten Engerlinge entstehen, genug daß die Entstehung derselben, die ich gezeiget habe, wirklich ist. Nun aber wie vertilget man solche? Es ist schwer solches zu bewerkstelligen, und wir müssen es der Güte unsers gnädigen Gottes danken, daß er solche nicht alle Jahre kommen läßt, sondern wenn sie überhand

nehmen

nehmen wollen, solche Witterung schenket, daß ihre Brut verderben muß. Wie ich vor einigen Jahren bemerkte, daß die Bäume mit einem Gespinste überzogen waren, prophezeyte ich, es werde künftiges Jahr weder Strumpf noch Stiel von den Bäumen bleiben; allein es geschah nicht. Ich ließ aus Vorsorge alles Gespinnste von kleinen Bäumen abnehmen, und dieses ist auch wohl das einzige Mittel, so man im Kleinen vornehmen kann, vor das übrige müssen wir Gott sorgen lassen.

Von Vermehrung der Weinstöcke durch den Saamen.

Die Vermehrung der einmal im Besitz habenden Weinstöcke, durch das Einlegen und Knotholz, wodurch man diejenigen fortbringet, die man einmal hat, und wovon ich auch in diesen Blättern eine Vermehrung auch ausser der ordentlichen Zeit zu bewerkstelligen, gezeiget habe, ist bekannt genug. Aber neue Gattungen anzubauen, hat sich noch niemals ein Hauswirth einfallen lassen, da es doch ganz leicht ist, und hieran ist der alte Gebrauch schuld, ich habe auch schon in dieser Abhandlung geäussert, wie aus den Obstkernen viel neue, gute und nicht wilde Arten können hervorgebracht werden. Man beliebe es nachzuschlagen. Wovon kommen doch die vielen Obstarten her, als durch den Saamen? Sollten

ten nicht auch durch den Saamen der ausgepreß-
ten und weggeschmissenen Weindrösten neue gezo-
gen werden? O ja, ich glaube es, die Erfah-
rung hat michs gelehret, ich freue mich, in dem
Leipziger Intelligenzblatte vom Jahre 1767, wo
ich nicht irre im 49sten Stücke, einen, der mei-
ner Meinung ist, gefunden zu haben, der da an-
frägt, und zwar mit Recht, warum man nicht den
Weinstock durch den Saamen zu vermehren such-
te? Seine Anfrage ist gerecht, nur daß man
sie nicht befolget, zu deren Bestätigung muß ich
meine Erfahrung beyfügen, ich habe nun schon
seit 15 Jahren die in hiesigen Weinbergen erbau-
ten und ausgekelterten Weintrösten auf einen
Haufen bringen lassen, ich habe sie zu Orangeer-
de gebrauchet, weil Hesse in seinem teutschen Gärt-
ner solche, und zwar mit Recht, anrühmet, sie sind
Rasen dicke aufgegangen, und ob sie gleich diese
3 Jahr gelegen, und ich solche hernach unter die
Orangeerde gemischet, dennoch aufgegangen. Ich
habe etliche davon verpflanzet, und gesehen, daß
ich schöne Stöcke, die geschwinde aufgewachsen,
und neue Arten bekommen. Sollte eines Wein-
berges Herr nicht auf dem Fusse seines Berges
einen kleinen Fleck dazu anwenden, und von den
besten Arten Kerne dahin säen, da es gar keine
grosse Arbeit erfordert? Ich sollte es meinen,
schlügen sie aus und wären schlecht, wie ich denn
nicht in Abrede bin, daß solches so wie bey andern
Obste geschiehet, kann er die besten behalten und
die schlechten wegwerfen.

Von Vertilgung des Unkrauts bey angesäeten Holzplätzen.

Es ist schon oft angefraget worden, wie ist das Unkraut bey neu angesäeten neuen Holzflecken zu vertilgen? So nöthig der Holzanbau jetziger Zeit ist, so gerecht ist diese Anfrage, aber auch schwer zu beantworten, denn Unkraut müssen wir haben, schon ein Heide Aesopus sahe es ein, und sagte: die göttliche Vorsehung schaffet es also. Freylich der Fluch des Schöpfers, den er um der Sünde Willen, die von den ersten Menschen begangen ist, gesprochen hat, verursachet, daß der Acker hinführo Dorn und Disteln, folglich Unkraut träget, und wie gütig ist doch Gott, daß diese Kräuter doch die Menschen nutzen können. Die Disteln geben ein gutes Futter vor Rind-Schweine-und Gensevieh ab, und was wollten doch die armen Leute, die keine eigenthümliche Aecker besitzen, machen, wenn sie nicht auf fremden Aeckern zum Besten der Eigenthümer solche absuchen dürften. So nützlich das so genante Unkraut, so schädlich ist es unsern angesäeten oder auch gepflanzten Gewächsen, und wir nennen es derowegen Unkraut, weil es uns Ungemach verursachet, und dieses thut es nicht allein bey andern, sondern auch bey den gesäeten neuen Holzplätzen. Ich will meine Gedanken hierüber kürzlich eröfnen, und solche andern, die mehr Einsehen in dieser Sache haben, zur Prüfung überlassen.

Ich setze demnach zum voraus, ein Hauswirth hat wüste und schlechte Plätze, die er zu kei-

nem

nem Ackerbau anwenden kann, folglich zur Holzsaat am bequemsten sind, denn gutes Ackerland dazu gebrauchen, wäre mein Bedenkens nicht wirthschaftlich gehandelt, indem der Nutzen auf viele Jahre hinwegfällt. Jetzo habe ich es mit einem schlechten Lande, das sonst zu nichts brauchbar als zum Holzanbau ist, zu thun, hätte ich nun solches, so würde ich damit wie folget, verfahren, ich würde erstlich die grösten perennirenden Pflanzen als Farrenkraut, stachlichten Ginst, Heydelbeer u.d.g. aushauen lassen, sodann die Rasen mit dem Pfluge umreissen, und Hafer darin säen lassen, dieser Hafer geräth wohl oder nicht, im letzten Fall wolte ich ihn den Schaafen und Lämmern Preis geben, durch dieses Abhüten würde dem Unkraute gewehret, daß es keinen Saamen brächte, durch das Umreisen würde das Land, da es einen ganzen Sommer lieget, vom Regen, Luft, Sonne und Thau fruchtbar gemacht. In dem darauf folgenden Herbste werde ich Achtung geben, ob noch solche grosse immerwährende Pflanzen sich erhalten, wäre es, so liesse ich sie abermal mit samt der Wurzel ausrotten, sodann nach Beschaffenheit der zu säenden Saamen entweder im Herbste oder Frühjahre meine Holzsaat aussäen, davon mir die Vorschriften verständiger Forstbedienten gnugsam Nachricht geben würden, ich bin nicht gut davor, daß auch Unkraut in grosser Menge mit hervor kommen wird, denn nicht allein im Erdboden bleiben so wohl Saamen als Wurzeln übrig, sondern es bringet die Luft verschiedene Saamen mit, und wer weiß nicht, daß der Schöpfer viele

Saa-

Saamen mit Flügeln oder Federn versehen, die von der Luft gar leichte fortgeführet werden können, und es ist dieses eine göttliche Vorsicht, die wir Menschen nicht allemal gehörig einsehen. Wären nun diese aufgehende Kräuter stark und groß, so daß ich befürchtete, daß sie meinen gesäeten Pflanzen schaden möchten, wollte ich die wenigen Kosten nicht sparen, und solche durch geschickte Tagelöhner ausraufen, in Fall sie aber klein, würde ich sie stehen lassen, denn man weiß, daß das niedrige Gras dem jungen Holzwuchs nicht schadet, sondern vielmehr beförderlich ist. Die Natur giebet uns Vorschrift, ein Saame, der von sich selber in Moos und kleines Gras fällt, wird eher hervorkommen, als der auf einem kahlen und von der Sonne allenthalben bestrahlten Erdreiche sich aussäet, denn das kleine Unkraut giebet den jungen Pflanzen nicht allein Schatten, sondern die Pflanzen erhalten auch dadurch die nöthige Feuchtigkeit. Aus diesen nun erhellet, daß es nicht möglich, aber auch nicht allezeit nützlich sey, solches Unkraut gar zu vertilgen.

Wollte nun jemand mit diesem Vorschlagenen nicht zu frieden seyn, dem kann ich kein besser Mittel rathen, als daß er solche öde Plätze aufreisset, und den Rasen, wenn er dürre, auf einem Haufen bringet, solchen anzündet und hernach ausbreitet, hierdurch geschiehet es, daß die in der Erde befindliche Wurzeln und Saamen verderben, folglich zum Aufgehen untüchtig werden, auch Dünger in das Land gebracht wird.

Ich

Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit von den auf guten aber weit entlegenen Aeckern anzulegenden kleinen Wäldern etwas weniges zu sagen. Ich habe schon oben gedacht, daß ich solches nicht vor wirthschaftlich halte, Holzwerk da anzulegen, wo der Acker mehr einbringet. Es giebt aber doch Landwirthe, die öfters solche weit entlegene Aecker haben, die sie nicht gehörig abwarten und düngen können, diese könnten sie zu kleinen Wäldern anbauen; ein Beyspiel haben wir an unserm Orte, mein verstorbener Herr, der Herr Geheimekriegesrath von Stecher, sahe den Holzmangel und den Nutzen wohl ein, welcher durch Anbauung zur Feuerung dienlicher Bäume herauskommen möchte, zu dem Ende ließ er nicht allein die Strassen und andere sonst leere Plätze mit Bäumen besetzen, sondern auch etliche Ihm eben nicht einträgliche Ackerstücke zu kleinen Wäldern anlegen, wir bepflanzten sie mit kleinen Birken und kleinen Küfern, die wir auswärtig herholen musten, nebst unsern hier gewöhnlichen Buschhölzern, als Rüstern, Liguſtrum u. d.g. die Küfern liessen wir, da sie kaum eine Elle hoch waren, gugleich mit einem Klumpen Erde ausheben, denn ohne dieselbe ist es mißlich und gefährlich, ich habe angemerket, daß das Nadelholz ohne einen ihnen anhangenden Klumpen Erde sich nicht gut verpflanzen lässet, diese aber sind gut gekommen, und nunmehro, da sie 16 Jahr gestanden, zu einer ziemlichen Höhe aufgewachsen, die Birken haben wir nun schon zweymal abgehölzet, daraus wir allezeit etliche Klafter Stangenholz ohne das

Reisig erhalten haben, da nun die zum häuslichen Gebrauch; benöthigte Besen allhier theuer sind: so hat man aus solchen dergleichen binden lassen, die vor die Oeconomie etliche Jahre hinlänglich seyn werden. In diesen kleinen Wäldern fand sich nach und nach Unkraut ein, da nun solches niemand ausgrasen durfte, ward es immer stärker, und man war genöthiget, solches von dazu bestellten Weibern nicht mit der Sichel, sondern mit der Hand ausraufen zu lassen, hierdurch ward dem groben Gras gewehrt, daß es keinen Saamen tragen, folglich das Land beschmeissen konnte, das kleinere aber konnte uns keinen Schaden thun, und nun haben wir einige kleine aber doch zuträgliche Wäldlein, die in guten Umständen sind. Es wird aber mancher einwenden und sagen, ja ich habe solche leere mir eben nicht eintragende Flecke, ich wollte sie gerne bepflanzen, allein wo nehme ich die Bäume her, wollte ich sie auch mit Gelde bezahlen, so will man solche nicht gerne ausrotten, allein mein lieber Hauswirth, du kanst dir so viel Saamen im Herbste von allerhand Bäumen und Sträuchern sammlen, daß du einen ziemlichen Fleck in deinem Küchen- oder Baumgarten davon besäen kanst, stehen sie 2 bis 3 Jahr, so werden sie tüchtig seyn zum Verpflanzen: Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß ein gewisser Gärtner, den ich nicht nennen will, ihm aber alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß derselbe geschickt in seiner Wissenschaft ist, von einem einzigen wilden Birnbaum viele tausend Stücke erzogen, und da ich solches mit Augen gesehen, erstaunet bin,

war-

warum solten wir nicht auch mit andern Saamentragenden Bäumen so zu Werke gehen, hat denn der Schöpfer den Saamen, den viele Menschen flüchtig und als überflüßig ansehen, umsonst geschaffen, o wer das sagen wollte, der würde der Weisheit und Vorsicht Gottes zu nahe treten, nur an den Menschen lieget es, daß er solchen nicht, wozu er geordnet, brauchen will.

Von Ebereschen, Arlesbeeren und Weißdorn.

Sorbus auc iparia, **Quitschen**, **Vogelbeeren**, Sorbus maior domestica, **Sperberbaum**, **Sporäpfel** und **Birnen**, die man eben nicht aller Orten antrift. In der Gegend um Nordhausen habe ich sie gefunden, auch trift man die Aepfel Sorte in den Hölzern zu Oldisleben an der Unstrut an, wie wohl eben nicht überflüßig. Nach diesen kommt Sorbus domestica minor, die **Arlesbeere**, die man in vielen Wäldern antrift, diese alle sind, um gewisse Gattungen Obst darauf zu pfropfen, zu gebrauchen. Der **Weißdorn**, Spina alba, desgleichen. Ich will das was ich davon erfahren, kürzlich anzeigen, es ist wahr, daß man auf obigen angezeigte Stämme, Birnen und Mispeln pfropfen kann, keinesweges aber Aepfel. Sie wachsen gut, bekommen aber, vornemlich Birnen, einen herben Geschmack, daß diesem so sey, weiß

ich aus der Erfahrung. In einem mir ehemals anvertrauten Garten hatte ich einen Spalierzwergbaum, es war Orange musque, er trug alle Jahr reichlich, doch der Geschmack war herber als die andern im Garten von dergleichen Gattung, ich hielt es anfänglich vor eine Abänderung der gemeldeten Art, allein nach ein paar Jahren schlugen unten am Stamme, wie gewöhnlich bey vielen Zwergbäumen geschiehet, junge Reiser aus, und dieses waren Ebereschen, hier konnte ich nun deutlich sehen, das dieser Baum auf einen solchen Stamm gepfropft worden, er gieng aber nach und nach ein, warum aber die Frucht auf solchen etwas herbe schmeckt, ist wohl die natürliche Ursache, diese Geschlächter des sorbus sind saftig mit grossen Blättern und weiten Saftröhren versehen, sie saugen also viele grobe Saftheilchen aus der Erde an sich, die in die Frucht mit gehen, dahero ihre Früchte herbe schmecken. Wer in der Naturlehre Einsicht hat, wird wissen, daß die Früchte nur aus den allereinsten und subtilen Säften bestehen, die Blätter sind gleichsam das Filtrirtuch, welche die groben Theilchen verzehren, aber hier könnte man mir einwenden und sagen, ein Zweig von einer süssen und schmackhaften Frucht es sey Birn oder Aepfel, so in einen sauren und wilden Stamm gepfropfet wird, bleibet doch süsse, und warum solte es denn auch nicht bey obigen seyn, ich antworte und erkläre solches aus obengemeldeten grossen Blättern, welche die groben Theilchen, und der Früchte herben oder angenehmen Geschmack verzehren. Der Borsdorfer

dorferapfel ist der beliebteste unter allen wegen seiner Güte, er schmeckt rein und süß, er hat eine Dauer. Was ist wohl die Ursache? Sein Holz ist hart, er hat zarte Luftlöcher, folglich können also lauter subtile und reine Säfte, die nicht wässerig sind, eindringen, grosse Aepfel und Birnen treiben auch starkes Holz, folglich grosse Saftgänge, was folgt daraus, grosse aber unschmackhafte Früchte, die viele Feuchtigkeiten mit einsaugen, daher bald in Gährung gehn, und sich nicht lange halten. Da aber Mispeln nicht eher zu essen sind, als bis sie in eine Gährung kommen, so sind solche Stämme gar wohl dazu zu gebrauchen, und so ist es auch mit dem Weißdorn, worauf die Mispeln gar füglich können gepfropft werden. Nur geschieht es, daß, da der wilde Stamm enge Luftlöcher, der darauf gesetzte Zweig aber weite hat, der Stamm unten klein bleibet, folglich einen Knorpel ansetzt und von keiner langen Dauer ist.

Von Erdflöhen und den Mitteln dagegen.

Die Erdflöhe, ein kleines aber schädliches Insekt, machen den Gärtnern und Landwirthen viele Beschwerlichkeiten. Der Schade, den solche zu mancher Zeit anrichten, ist beträchtlich genug; der in Gärten ist wohl der kleineste, wenn man bedenket, wie in manchen Jahren viele tausend Aecker Sommerrübsaamen von ihnen abgefressen

fressen werden, und dadurch auch viele 1000 Thlr. verlohren gehen. Gleichwohl können sie einem Gärtner Schaden und Verdruß genug verursachen: die Kohlpflanzen von allerhand Sorten, die weissen Rüben, Rettige, Radiese u. a. m. müssen ihnen herhalten, so, daß dem armen Gärtner vielmal nichts übrig bleibt, als daß der Saame, der manchmal theuer genug ist, als der Blumenkohl, und die Arbeit verlohren gehet.

Was also Wunder, wenn man auf allerhand Mittel bedacht ist, dem Uebel abzuhelfen? Und deren sind so viele, daß, wenn nur ein einziges zuverläßig wäre, wir die andern alle entbehren könnten. Allein es ist zu bedauren, daß noch kein einziges guten Erfolg gehabt. Das Einquellen und Bereiben des Saamens, bald mit diesem, bald mit jenem Safte; das Besprengen mit verschiedenen gekochten, stinkenden und bittern Kräutern; der von Seifensood und Asche gemachte dicke Gäscht, will alles nicht helfen; und ob gleich manches ein oder zween Tage scheinet Hülfe zu thun, so währet es doch nicht lange. Z. E. Asche darauf gestreuet, hilft nur so lange, als solche auf den kleinen Pflänzlein lieget; so bald ein Wind, Thau oder Regen darauf kommt, und die Asche abgespület, so ist es vorbey. Desgleichen, wenn man einen dicken Gäscht von Seife, Kalk oder Leimen macht, und die Pflänzlein damit begießet; so werden sie dadurch mit einer dicken Rinde überzogen, welche zwar der Erdfloh scheuet, aber wie lange währet solches? bis ein kleiner Regen oder Thau kommt.

Sollte

Sollte man nun damit wieder fortfahren, so ist zu besorgen, daß die auf den Pflänzlein gemachte Haut die Ausdünstung der Gewächse verhindere, auch die Kalk und andern scharfen Materien die zarten Theilchen der Pflanzen angreifen, da im ersten Fall ihr Wachsthum verhindert, im letzten aber selbige gar zu Grunde gerichtet würden, wie man solches wohl eher gesehen hat.

Dieses sind nun Mittel, die natürlich scheinende Hülfe thun, und zwar auf eine kurze Zeit; allein sie sind doch nicht hinreichend. Von abergläubischen Mitteln, derer so viele sind, will ich nicht einmal gedenken. Was soll man also anfangen? Ich habe so viele Versuche angestellet, keiner aber hat mir glücken wollen, ausser nachfolgender. Die lange Erfahrung hat mich belehret, daß das beste Mittel sey, wenn man neues und noch niemals gebrauchtes, sondern geruhtes Land zu seinen Pflanzenbeeten erwählet. Beyspiele und Nachdenken haben mich darinn bestärket. In Thüringen pflegen die Bauren an etlichen Orten zu Jahreszeiten, jeder ein Flecklein Rasen auf seiner Wiese, oder vor den Aeckern umzugraben, und zu ihre Pflanzensaamen dahin säen; dieses thun sie alle Jahre, doch so, daß es nicht wieder an dem Orte geschehe, wo vor dem Jahre Pflanzen gewachsen, sondern sie suchen sich einen andern Ort aus; und ich habe niemals gehöret, daß der Erdfloh solche abgefressen, da ich an eben einem solchen Orte in Bedienung stand, und im Garten immer meine Noth damit hatte. Ein dasiges benachbartes Dorf hatte drey gemeine Ra-

fenanger; auf dieser einem grub jedweder Nachbar einen Fleck um, und säete Pflanzensaamen dahin. Waren die jungen Pflanzen abgerauft, so liessen sie solchen wieder berasen, und so blieb er wieder 2 Jahre zu Hut und Trift liegen. Während dieser Zeit säeten sie auf den zweyten Anger, und das dritte Jahr auf den dritten, und so wechselten sie um, daß sie alle Jahr ein neues Pflanzenland hatten, bis sie wieder von vorne anfingen; und hierdurch geschahe es, daß sie keine Klage über Erdflöhe hatten, und immer so viel Pflanzen baueten, als sie brauchten, auch andern mit dem Ueberschusse aushelfen konnten. Ich versuchte solches gleichfalls in neuem Lande, das geruhet hatte, und war glücklich. Nachhero habe ich, wo möglich, mich dieses Vortheils bedienet.

Was mag aber wohl die Ursache seyn? Ich glaube, das dieses Inseckt da, wo es seine Nahrung findet, und sich aufhält, seinen Saamen zurücklässt, und in die Erde leget: denn der Trieb der Natur lehret es, wie alle andere Insecksten, als Raupen u. d. gl. vor ihre Nachkommen zu sorgen; und insgemein legen sie ihren Saamen dahin, wo ihre Jungen das Futter finden. Ist nun dieser Saame schon in der Erde; was Wunder, daß sie, wenn sie im Frühlinge bey angehender Wärme ausgebrütet, sogleich Nahrung verlangen, die sie nicht weit suchen dürfen? Welches bey neuem und ungebrauchtem Lande nicht zu befürchten ist. Man wird auch wahrnehmen, daß man in neuangelegten und rajolten Gärten etliche Jahre von diesem Ungeziefer befreyet bleibet;

det; hernach aber dasselbe sich gleichwohl nach und nach einfindet. Eine Erfahrung habe ich an hiesigem Orte, da man in einem Baumgarten, wo sonsten kein Grabeland war, einen wüsten und beraften Fleck zu einem Pflanzengarten anlegte. Man rajolte es, und bauete 3 Jahr hinter einander schöne Krautpflanzen ohne Abgang; hernach aber funden sich diese Feinde nach und nach ein. Man bauete nicht so viel mehr, und war genöthiget, es wieder rajolen zu lassen; und so hat man fortgefahren, und keinen Schaden von Erdflöhen verspühret. Durch das Rajolen wird die oberste Erde tief in den Grund geworfen, und damit auch zugleich der von den Erdflöhen zurückgelassene Saame, welcher verderben muß; und die unterste Erde kommt zu oberst. Ein Vortheil davon ist es auch, daß man niemals so viel Unkraut hat, weil der obenliegende und ausgefallene Saame in die Tiefe kommt, und verderben muß.

Aus diesem erhellet nun, daß ein neues Land das beste Mittel wieder die Erdflöhe ist, zumal, wenn es vom andern Küchenlande etwas abgelegen ist; und ob diese Thiere gleich nicht gar zu weit fliegen: so wird doch ihr natürlicher Trieb nach der Speise sie bald herbey locken.

Noch habe ich angemerket, daß frischer und nur vorjähriger Saame allemal eher von solchen verschonet bleibet; nicht als wenn eine heimliche Antipathie Schuld daran wäre, sondern es sind ganz natürliche Ursachen. Der frische Saame gehet geschwind, und zugleich mit einander auf, der zweyjährige aber langsam, so, daß heute ein

Korn, und morgen wieder eins aufgehet. So wie nun ein Stengel gekrochen kömmt, ist er schon weggefressen; man wird fast gar nichts gewahr, und denket, der Saame wäre nicht aufgegangen; da hingegen der erstere, wenn man ihm nur in Ermangelung nöthiger Feuchtigkeit, mit Giessen zu statten kommt, eher erhalten, und ihnen geschwinder aus den Zähnen gerissen wird. Und es ist gewiß, daß immer ein Erdreich mehr Erdflöhe zeuget, als ein anderes. Ein hitziger und trockener Boden, wie wir allhier haben, wozu wohl die unterirrdischen schwefelichten Ausdünstungen, von den allhier gegrabenen Kohlen, viel beytragen, ist allemal reicher von diesem Inseckte, als ein kalter.

Es gibet hier Bauren, die alle Jahre Pflanzen bauen; man beschuldiget sie eines Kunststückchens, und sie schmeicheln sich auch wohl damit. Allein, wenn man die Lage und Beschaffenheit ihrer Pflanzbeete betrachtet; so ist es keine Kunst. Erstlich sind es aufgeworfene Dämme zwischen den Wiesen, wo auf beyden Seiten Graben, und darneben Weiden stehen. Dieses Erdreich ist nichts anders, als Leimen oder Anlage, wie man es hier nennet, welches bey Ueberschwemmung der Saale in den Graben sitzen bleibet, und sich anleget, wovon es auch den Namen hat, ein fettes und kühlendes Erdreich. Die Weiden geben von beyden Seiten Schatten; und da das Erdreich kühle ist, so lieben die Erdflöhe solches nicht. Im Frühjahre, wenn es nöthig, die kleinen Pflänzlein zu besprengen, stehen diese Gra-

ben voll von Wasser; man kann sie alle mit leichter Mühe begiessen. Die darneben stehenden Weiden machen durch ihren Schatten, daß die Sonnenstrahlen das Land, welches ohnedem kühle ist, nicht so bald austrocknen. Des Sommers über trocknen diese Graben aus; alsdenn wirft man den sich gesetzten leimichten Schlamm heraus auf die Pflanzenbeete, und läßt es liegen, wodurch neuer Grund auf selbige gebracht wird, der hernach geschickt ist, gute Pflanzen zu ernähren.

Ich habe dieses deswegen anführen wollen, um nicht so wohl meinen Satz zu bestärken, daß der Erdfloh im kühlen Erdreiche nicht so häufig, als im hitzigen aufkomme; sondern es finden sich doch wohl gute Hauswirthe, die solche Gelegenheit haben, und sich zu Nutze machen können. Dieses ist das sicherste Mittel, die gesäeten Pflanzen vor den Erdflöhen zu verwahren, und aufzubringen, und lässet sich im Kleinen gar wohl bewerkstelligen. Allein im Grossen, als z. B. bey der Sommerrübsaat, ist es unmöglich; ob ich wohl einen Hauswirth kenne, der in der Meinung stand, in ungedüngten Acker thäte der Erdfloh dem Sommerrübsaamen nichts. Es mochte ihm auch wohl etlichemal (vielleicht aber nur von ohngefehr, und bey günstiger Witterung) gelungen seyn, jetzo aber, da er 2 Jahr hinter einander solches versuchet, ihm es aber dennoch fehl geschlagen, ist er anders Sinnes worden; und wir müssen es wohl der Gütigkeit des Himmels überlassen, wenn der uns zu der Zeit Regen giebet, daß er schnell auf-

gehet,

gehet, und diesen Thieren aus den Zähnen wächset.

Das beste Mittel ist, daß man solchen in frische Furchen säet, und sogleich, nachdem er eingeegget ist, die Walze hinter her gehen lässet: denn dadurch wird das Erdreich zusammen gedrucket, daß es die Feuchtigkeit hält, und dieser Saame, welcher ohnedem nicht lange in der Erde lieget, fein zugleich aufgehet; da sonsten, wenn ein Korn heute, das andere morgen aufgehet, selbiges auch so, wie es kommt, weggefressen wird. Und dieses ist auch bey den weissen Rüben glücklich zu beobachten. Vom Baue des Sommerrübsaamens habe ich sonst schon von Seite 63 bis 74 in dieser Sammlung gehandelt, von welchem daselbst nachgeschlagen werden kann.

Von Quecken.

Das Queckengras, (Gramen caninum,) Rehgras, Hundegras, Rechgras, und wie es noch weiter Namen hat, ist ein, den Gärtnern und Ackerleuten bekanntes, aber auch verhaßtes Gewächse, und dieses mit Recht, dieweil es sehr wuchert, das Land auszehret, und die Gartengewächse unterdrücket; es kann also nicht anders seyn, daß eine Antipathie zwischen den obgenannten Personen seyn müsse. So schädlich es aber den guten Früchten ist, so nutzbar ist es doch

dem

dem Vieh und andern menschlichen Bedürfnissen. Ich erachte es nicht vergeblich zu seyn, wenn ich, nach meiner wenigen Einsicht, den Schaden und Nutzen derselben anzeige, und Mittel an die Hand gebe, das erste zu verhüten, und von dem letztern Gebrauch zu machen. Vom Schaden, den es in der Gärtnerey und Ackerbaue thut, habe ich oben gedacht; ich werde mich also dabey nicht weiter aufhalten, sondern nur auf dessen Vertilgung denken. In Gärten ist kurz und gut kein sicheres und besseres Mittel als das Rajolen; denn da dieses Gewächs, nur in der Oberfläche des Erdbodens mit seinen Wurzeln, fortkriecht, und kaum einen Zoll Erde auf sich hat, folglich die Tiefe nicht vertragen kann: so thut man wohl, wenn bey dem Rajolen, der oberste Spatenstich und das übrige mit der Schüppe in die Tiefe gestürzet wird, da sie dann ersticken und zurücke bleiben müssen. Man muß aber auch vorsichtig damit zu Werke gehen, daß keine Wurzeln, und wenn es auch nur einen Zoll lang ist und einen Knoten hat, (der, wenn man auch dieß Würzelchen grüne auf der Heckerlingsbank schnitte, und auf das Land streuete, doch anwachsen würde,)nicht in der oberste Erde liegen bleibet; denn eine gute queer Hand tief dringen sie durch, ist es aber eine halbe Elle, so bleiben sie zurücke. Dieses ist das erste, beste und sicherste Mittel zu ihrer Vertilgung: das andere gehet dem ersten nach, und hat seine Ausnahme. Z. B. es finden sich Nesterweise Quecken in einem Flecken Grabeland, oder auch in einem Gange, welches man eben nicht

rajolen

rajolen kann. Hier ist das sicherste Mittel; wenn bey einem gelinden einfallenden Regen, man mit einem Karst das Land aufreißt, in Ermangelung aber, auch mit einer Mistgabel aufgräbet, solche sorgfältig aussucht, und hinwegschmeißt; denn mit einer Hacke oder Spaten ist es nicht rathsam, weil damit die Wurzeln, so doch in der Länge, in der Oberfläche fortlaufen, in kleine Stücken zerschnitten, folglich mühsam auszulesen sind, auch nicht möglich, alle kleine Stückchen auszulesen; denn wenn sie nicht durchstochen, so kann man sie, wenn anders der Erdboden feuchte und locker ist, Ellenweis herausziehen; auf diese Art, habe ich beym Antritte meines hiesigen Gartens verfahren müssen, und damit solche gedämpfet. Dieses gehet nur im Garten an; allein, beym Ackerbaue ist es was anders: denn hier findt kein Rajolen, kein Aushacken mit Karsten und Mistgabeln, wegen der Menge statt; es kommt hier nur auf einen fleißigen Hauswirth an, der seinen Acker fleißig, der Länge und der Queere, bey dazu erfoderlicher, nemlich nicht zu dürrer und nicht zu naßer Witterung, umpflüget, hernach mit der Ege, der Länge und der Queere überfähret: so werden die Queckenwurzeln herausgerissen, zumal wenn die Ege, oben mit etwas Schwerem belästiget wird, damit sie desto tiefer eingreifet, ob es gleich den Pferden etwas sauer wird, so kommt es doch nicht alle Tage; hernach müssen solche mit eisernen Rechen, durch dazu bestellte Leute, oben abgeharket, auf Haufen gebracht, und wann sie dürre, angezündet und verbrandt,

oder

oder vom Acker hinweggetragen werden. Gut ist es, wenn es der Ackersmann so treffen kann, daß nach dieser Arbeit feiner Sonnenschein und warme Tage kommen, so werden die, durch den Rechen fahrende kleine Wurzeln vertrockenen. Es ist dieß Verfahren eben keine neue und von mir entdeckte Anweisung! Nein, gute Hauswirthe haben es schon längstens gewust, und ich glaube, daß der alte Name, Rechengraß, davon her kommet, weil es mit dem Rechen, von den Ackerstücken ist abgemachet worden; nur Schade, daß es von jungen faulen Hauswirthen nicht befolget wird. Ich komme nun auf den Nutzen dieses so verhaßten Gewächses. Es ist gewiß, daß der Schöpfer kein einziges Kräutlein erschaffen, so der Mensch nicht nutzen könne, auch die allerelendesten Gewächse, so wir mit flüchtigen und verachtenden Augen ansehen, sind uns nutzbar, wenn wir nur Aufmerksamkeit haben wollen. Die Moose, die Brennessel, die Distel u. a. m. verachtete Kräuter, können von Menschen genutzet werden; und so ist es auch mit diesem Grase. Wenn es nur da stehet, wo es keine andern Gewächse, die durch unsern Fleis angebauet werden, verhindert. Das Vieh, Pferde, Rinder und Schweine, fressen es mit der größten Begierde, auch so gar die Hunde, wenn sie es haben können, und wovon es auch wohl den Namen haben mag, (Hundegras) und bekömmt ihnen wohl, wenn sie nur dessen genug zu fressen hätten. Es ist also falsch, was uns einige bereden wollen, daß solches nicht wäre. Die

Erfahrung selbst, als auch Befragung aller Hirten und Viehmägde, bestätigen solches. Es ist aber auch die Wurzel ein gutes Futter im Winter, wenn dieselbe vorhero reine gewaschen, getrocknet, und im Winter auf der Heckerlingsbank, unter das andere Futter geschnitten, und mit warmen Wasser eingebrühet wird, daß sie erweichet und aufschwellet; sie schmecken süsse und sind nahrhaft. Man darf gar nicht glauben, daß der von dem Vieh wiederum ausgehende Unrath die Aecker und Mist verunreinigte, wie einige glauben: wer da weiß, was ein Magen vor Wärme hat, und wie alle Speisen durch denselben zermalmet und gekocht werden, wird solches nicht glauben. Man versuche es nur, und thue Saaamen und Wurzeln in heisses Wasser, und sehe zu, ob sie werden zu fernern Wachsthume fähig seyn; ob ich gleich nicht in Abrede bin, daß dann und wann, ein gewisser harter Saame, von einem Vogel verschlucket, aber auch bald wieder von ihm gehet, öfters, jedoch selten aufgehet; sonst müste aus dem Pferdekoth, lauter Hafer, Korn und Gerste wachsen. Man siehet oft, daß wenn alten Pferden Gerste gefüttert wird, dieselbe, wegen Ermangelung genugsamer Wärme, nicht verdauet wird, folglich ganz wieder von ihnen gehet, aber doch nicht auswächset.

Der dritte Nutzen wäre, wie uns ein gewisser Hauswirth belehren will, daß man die Quecken, vor Winters, auf die aufgegangene Rockensaat streuen, und dadurch die Kälte abhalten soll. Eine schlechte Decke, und ein gutes Mittel, die

Que-

Quecken wieder in Acker bringen; denn wird nicht auch die völlig trocken gewordene Queckenwurzel, durch die vielen Winterfeuchtigkeiten, aufschwellen, sie wird sich erhalten bis ins Frühjahr; wenn die Wärme kommt, da sie in Gährung kommt, aufkeimet und auswächset. Dieser Nutzen ist also ungegründet.

Der vierte Nutzen ist, daß solche, wann sie getrocknet, die Schaafe gerne fressen. Hier fragt sichs, ob diejenigen, so die Schaafe übrig lassen und in den Mist kommen, folglich durch denselben mit auf den Acker geführet werden, wieder anwurzeln können? ich antworte: zufälliger Weise könnte es wohl geschehen, aber sehr sparsam. Es könte kommen, daß einige Queckenwurzeln, und wann sie auch nur einen Zoll lang, in der Oberfläche des Mistes übrig blieben, und bey Ausfahrung des Mistes, im Acker wieder anwüchsen, welches doch sehr einzeln seyn wird; denn das Ueberbleibsel wird von dem Schaafvieh in den Mist getreten, die Auswürfe, die eine Schärfe bey sich führen, greifen solche an, bringen sie in eine Gährung, folglich zur Fäulung, und da ist es aus mit denenselben.

Der fünfte Nutzen ist, daß man solche bey Anlegung derer Wälle bey dem Festungsbau, mit grossem Nutzen brauchen kann, indem sie, zwischen die Rasenstücken gelegt, geschwinde anwurzeln und solche verbinden. Noch einen kleinen Nutzen thun solche denen Köchen und Küchenmägden, das Zinn darmit zu scheuren; ich habe wohl eher gesehen, daß sie von denen Bauersleuten, in grossen Städ-

ten, zu diesem Gebrauch, hausiren getragen worden. Von dem Medicinischen Nutzen lasse ich die Herrn Botaniker urtheilen; zum wenigsten weiß ich, daß sie eine Blutreinigung sind, zu dem Ende, ein wohlschmeckender Thee davon verfertiget wird. Ich habe oben vergessen zu sagen, daß es zweyerley Quecken giebet, eine grosse, von der ich geredet, und eine kleine. Ich glaube, daß es eine Abänderung von der ersten ist, sie hat viel zärtere Wurzeln und Gras, und man nennet sie an etlichen Orten Thüringens, nach dasiger Mundsprache Riehgras, soll aber heissen Rehgras, (weil sie, wenn sie ein Rehe nennen wollen, anstatt dessen Riehe sagen:) sie wächset meistentheils in hungrigen und tiefen Aeckern, und giebet kein so reichliches Futter, doch fressen es die Schaafe gerne, wird nicht anders vertilget, als wie ich oben gezeiget habe.

Von holländischen Zwiebel-Gewächsen.

Ich achte vor nöthig, etwas davon aus Erfahrung den Gartenfreunden mitzutheilen, da Liebhaber der Blumen jährlich viel Geld darauf verwenden, aber binnen 3 Jahren solche zu Grunde richten, was ist wohl die Ursache? die Liebhaber pflanzen ihre Zwiebeln alle Jahr auf einen neuen Standort, und bedenken nicht, daß solche, die

ihnen

ihnen gehörigen Salze ausgezogen haben. Wer da weiß, was mit Umwechselung der Pflanzen und Saamen den land- und Gartenliebhabern vor Schaden und Nutzen geschieht, wird mir Recht geben, ich werde mich also kurz erklären und meinen Lesern anrathen, ihre Zwiebeln, es seyn Tulipanen oder Hyacinthen, nicht alle Jahre auf einen Fleck zu pflanzen, es wäre denn, daß er entweder solchen Standplatz verändere, oder da er nicht anders könnte, auf vorigen neue und frische Erde brächte, denn die Nachrichten geben uns an die Hand, daß, wo sie ein Jahr gestanden, in zehn Jahren keine Hyacinthe oder Tulpe hinführo stehen darf, sonst werden sie schwach, wollte man ihnen mit Düngung zu statten kommen, so ist es gefehlet, reiner Kuhmist, der verfault und ohne Stroh, ist die beste Düngung, bey Leibe keinen Pferde- und Schaafmist, hat man Mangel an Kuhmist, so nehme man Erde von einem Holzplatze, die wohl verweset ist, und vermische sie mit gutem Sande und guter Gartenerde. Man nehme sie alle Jahre zu gehöriger Zeit heraus, und verpflanze sie gegen Michaelis wieder, aber länger warte man nicht, damit sie vor Winters anwurzeln, welches, wo es nicht geschieht, grossen Schaden bringet. Hiebey habe ich zufälliger Weise erinnern wollen, daß es gewiße Liebhaber giebet, die, wann ihre Tulpen verblühet und Saamenknospen ansetzen, solche abschneiden, in Meinung, der Zwiebel in der Erde eine Güte zu thun, sie bedenken aber nicht, daß dadurch der Umlauf des Saftes verhindert, folglich der Zwie-

bel kein Nutzen, sondern Schaden zugefüget wird. Bey der holländischen Hyacinthe habe ich dieses noch zu erinnern, daß so bald sie anfangen abzuwechseln und ihre Blätter die Farbe ziemlich verlieren, solche müssen ausgenommen werden. Die Erde wird als dann als ein Wall aufgeschmissen, und die herauskommende Zwiebel sogleich eingeleget, doch so, daß solche auf dem aufgeworfenen Wall mit dem Kraute unterwerts lieget, bis sie ihr Laub verliehret, und so denn man solche herausnimmt und verwahret bis zur Verpflanzung, man muß sich aber hüten, daß bey Ausnehmung derselben, die Sonnenstrahlen solche nicht zu sehr treffen, daß dieses seinen grossen Nutzen, und in der Natur, dieses Gewächses gegründet ist, hat seine vollkommene Richtigkeit, und es wäre ganz leichte, solches darzuthun.

Von Kichern und deren Nutzen.

Unter denen Hülsenfrüchten sind die Kichern an manchem Orte ein bekanntes Gewächse, an vielen aber desto unbekannter, indem der Landwirth sich nur mit den an dem Orte, wo er wohnet, gewöhnlichen Früchten, als Erbsen, Linsen und Bohnen behilft, und bey dem alten Herkommen bleibet, gleichwohl sind sie in der Wirthschaft ein vortheilhaftes Gewächse, sie werden eingetheilet in die **weissen** und **schwarzen**, Cicer album et nigrum, die ersten bauet man an vielen Orten

in

in Feldern, und sie sind ein gutes Futter vor das Vieh, werden von den armen Leuten wie Linsen gekocht und zur Speise gebrauchet, ob sie gleich einen wiedrigen Geschmack haben, sie sind mit einem mittelmäßigen Boden zufrieden, und werden im Frühjahre, zu der Zeit da man Erbsen bestellet, ausgesäet. Die Schwarzen aber werden meines Wissens nicht sonderlich in Feldern gebauet, und ich habe sie vor etlichen Jahren von einem vornehmen Arzte unter den Namen Pisum cordatum bekommen. Dieser sagte mir auch, daß sie als Coffe könnten gebrauchet werden, ich hatte dazumahl keine Lust solches zu versuchen, bis ich nach etlichen Jahren des Herrn Rathsmeister **Reicharts** zu Erfurt **Land- und Gartensalz** zu lesen bekam, ich sahe daraus, was davon geurtheilet wurde, ich schrieb so gleich an denselben, als meinen sehr hochgeschätzten und längst bekannten guten Freund, um etwas Saamen. Durch dessen Gütigkeit erhielt nicht allein etwas zum Saamen, als auch zur Probe davon einen Caffe zu kochen, ich fand, daß es also vollkommen wahr sey, was der Herr Rathsmeister an angezeigtem Orte meldet, daß es einen wohlschmeckenden Coffe gebe, und er den delicatesten Coffeliebhabern solchen zu trinken gegeben hätte, da nun der Gebrauch des Coffees ein fast unentbehrliches Uebel geworden: so hat man sich Mühe gegeben; durch allerhand Versuche einen gleichmäßigen Trank zu erfinden, welcher auch der Gesundheit mehr zuträglich als der hitzige Coffe, allein man ist gar zu sehr für den fremden eingenommen, wenn es nicht

fremd und theuer ist, so schmeckt solches nicht. Unsere teutschen aromatischen köstlichen Kräuter, als Majoran, Thymian, Basilicum!, Salbey, Dragun, Saturey u. a. m. werden verachtet, und man bezahlet lieber noch 2mal mehr so viel vor Pfeffer, Ingber, Macis u. d. g. Gewürtze, die doch der Gesundheit nicht allemal zuträglich sind. Ich habe Herrschaften gekannt die sich daran nicht kehrten, sondern in ihren Küchen keine ausländische sondern die in ihren Garten gebauete Kräuter gebrauchten. Ich habe wohl eher ein Pulver von allerhand wohlriechenden und stark schmeckenden Kräutern verfertiget, und gefunden, daß es zu vielen Speisen nützlich, auch denselben einen sehr angenehmen Geschmack gegeben, so, daß es den ausländischen Gewürzen trotz geboten. Ich bin von meinem Zweck abgekommen, da ich nur von Kichern handeln wollte, es sind also dieselben statt des Coffees mit gutem Nutzen zu gebrauchen, sie werden gebrennt, doch nicht so schwarz, sondern gelblich, wie Coffeebohnen, werden auch also gemahlen. Der Herr Rathsmeister **Reichart** saget, daß sie, wenn solche noch frisch, einen etwas bitteren Geschmack hätten, und dieses hat seine Richtigkeit, allein der Zucker verbessert solches, wer nun halb Coffeebohnen und halb Kichern nimmt, wird solches nicht schmecken, ist er in Vorrath und kann sie ein Jahr liegen lassen, so vergehet ihnen die Bitterkeit, wie belobter Herr Rathsmeister schreibet, und er hat einen guten Coffee, ich glaube dahero, daß ich nicht unrecht thue, wenn ich solches den Landwirthen anpreise,

wäre

wäre es nicht im Felde, so wäre es doch im Garten, die Wartung ist ja nicht künstlich, und machet sehr wenig Mühe, wenn sie nur im April wie die Erbsen, entweder im Garten Reihenweise, im Felde aber wie Erbsen bearbeitet, und eingeegget werden. Man kann auch im Garten mit einem Pflanzholze Löcher machen, und in ein jedes ein Korn legen, dieses aber ist gewiß, daß sie nicht zu dicke stehen wollen, gar zu mager land verlangen sie nicht, aber auch nicht allzu fettes, in welchen letztern sie immer blühen, aber nicht reifen wollen, in mittelmäßigem Erdreiche ist das Vortheilhafteste, wenn sie reif sind, solches wird ja wohl ein jeder einsehen, alsdenn sammlet man sie ein, doch so, daß sie recht dürre sind, denn ihre blasigten Saamenbehältnisse ziehen so gleich Feuchtigkeit an sich, und sie sind hernach nicht gut aus dem Stroh zu bringen. Es fraget sich aber nun, ob sie auch der Gesundheit zu träglich, die Herrn Botaniker *) sagen, daß sie eine erweichende Kraft hätten, zertheilten, linderten, trieben den Urin und Steinschmerzen, vermehreten die Milch und macheten klare Haut, wäre dieses nicht vor unsere Ammen und vor unser Frauenzimmer, da der Coffee solches nicht thut. Ich will demselben seinen Nutzen eben nicht absprechen, denn er hat seine Tugenden, aber auch seine Fehler, durch den Mißbrauch kann er schädlich werden, zum we-

*) Frank von Frankenau Kräuterlexicon Seite 141 und 142.

nigsten bringet er bey vielen Personen das Geblüte in Wallung, und ich habe Personen gekannt, die solchen nicht trinken durften, wenn sie nicht starkes Nasenbluten haben wollen, und ist es wahr, daß durch das übermäßige Coffeetrinken ein Friesel zu Wege kann gebracht werden, welches mir und andern wahrscheinlich vorkommt, indem man vorher niemals von so vielen Frieselkrankheiten gehöret, als seitdem das Coffetrinken aufgekommen ist, so wäre ja besser, wenn wir unsere Gesundheit erhalten wollten, auch unsere Geldbeutel nicht in eine schwere auszehrende Krankheit verfallen sollte, diesen unsern teutschen Coffe zu gebrauchen, es käme nur auf den bessern Anbau an. Hauswirthe, die da Ackerbau haben könnten ja solche statt der Erbsen in die Braache säen, weil doch dieselben an vielen Orten ohne dem nicht gut kochen, sie würden sie eben so theuer und noch viel vortheilhafter verkaufen. Einen Prediger, dem ich etwas von diesen Saamen gegeben, und der solche in seinem etwas weitläuftigen Kichengarten anbauete, schmecken sie eben so gut als Coffee. Da nun Coffee soll und muß getrunken seyn, so dächte ich, man suchte sich solches zu Nutze zu machen, allein ich glaube, daß es meinem Vorschlag eben so gehen wird, als denjenigen, so von Mandeln, Reis und Cichorien halben Coffee machen wollen, man bleibet lieber bey dem auswärtigen.

Vom

Vom Reygrase.

Im Merz des 1765sten Jahres säete ich zu gleicher Zeit etliche Körner, so wohl von dem französischen (Auena elatior,) als auch dem engländischen (Lolium perenne,) Reygrase in allerley Land und zu gleicher Zeit, der Erfolg war dieser, der erste ging bey Zeiten in Stengel und Saamen, ich schnitte selbigen ab, und er schlug wieder aus, trieb Stengel, kam aber nicht zur Reife. Der engländische aber bestaudete sich sehr, und ging nicht in Saamen. Ich sahe daraus, daß ersterer eine jährliche, dieser aber eine 2jährige Pflanze sey, und ob er mir gleich nicht so ergiebig, als der französische vorkam, so ist er doch zärter und dem Viehe wohlschenckender. Ich dachte anfangs, was ich für eine fremde Pflanze an dem französischen Reygrase hätte, bis ich, da es in Stengel trieb, nur 100 Schritte über die Saale auf die Wiese gieng, und mit Verwunderung alda solches in grosser Menge antraf. Ich dachte hierbey, sind wir Teutschen nicht einfältig, daß wir uns von den Ausländern verblenden lassen, und ihnen den Saamen und Unterricht theuer abkaufen, da wir solches selbst im Ueberfluß haben? Die Esparsette oder so genannter türkische Klee wächset in Thüringen an manchen Orten auf dürren Reinen wild, wie wohl kümmerlich, und gleich wohl wird es vor ein aus der Türkey herstammendes Gewächse ausgegeben. Der so genannte holländische Klee wächst auf allen unsern Wiesen nur dürftig. Die Luzerne mit blauer und gelber Blüte wächst auch hier

an vielen Orten in den Gebüschen über drey Ellen hoch, und bleibet grün bis in den December. Die französischen Pappeln, die Acacien, davon die Herrn Franzosen uns so viel vorschwatzen, sind alle bey uns einheimisch, es lieget nur an unserm Fleis, dieselben so anzubauen, wie sich die Ausländer damit Mühe geben. Wenn wir einen Fleck Landes so tief umgraben und solches zu bearbeiten suchten, wie der Herr Peele zu Sct. Moritz gethan, so sollten unsre einheimmischen Pappeln eben das thun, und wir hätten gar nicht nöthig, so viel Geld davor aus dem lande zu schicken. Wollte sich nur ein Hauswirth, der dazu Gelegenheit hat, die Mühe geben, solches nach der Vorschrift des Herrn Peele zu veranstalten, er würde mit unsern hiesigen Pappeln eben so weit kommen und sein Geld behalten, davor er das Tagelohn wegen der zu der Zubereitung des Landes benöthigten Kosten hätte. So viel weiß ich, daß unsere Pappeln eben so geschwinde wachsen, als der Herr Peele zu Sanct. Moritz haben will, und versuchet hat. Die Accacien sind auch schon lange einheimisch gewesen, ob es gleich ein americanisches Gewächs ist, nur hat man sie in Gärten zur Rarität aufbehalten, aber niemals einen rechten Gebrauch davon gemacht, es ist also gewiß, was der französische Verfasser von dem schnellen Wachsthum, Nutzen und Gebrauch davon schreibet. Was liessen sich nicht vor köstliche Hecken daraus anlegen, davon der Verfasser nichts gedacht, indem sein Holz so stachlicht ist, daß weder Menschen noch Vieh dadurch kommen kann? Es ist wahr, dieser Baum wächset schnell, er hat ein

sehr

sehr festes und zu allem Gebrauch nützliches Holz, er lässet sich nach des Verfassers Vorschrift gar leichte vermehren, um desto mehr sollen wir darauf bedacht seyn. Allein wie nachläßig sind wir Teutschen, die Ausländer müssen uns solches zu unsrer größten Beschämung lehren. Ich dächte wir wären eben so klug als sie, und es ist auch also, nur der Faulheit und Nachläßigkeit ist es zuzuschreiben. Bey dieser Gelegenheit fällt mir etwas ein, davon ich nicht gedacht hätte, daß es dem gemeinen Wesen nützlich seyn möchte: man ist sehr besorget bey jetzigem Holzmangel wegen des Gebrauches der Gerberlohe, wovon viele Eichen zu Grunde gehen. Man hat Preise darauf gesetzet, ein leichtes Mittel aus zu finden. Es ist auch geschehn. Aber warum befolgt man nicht des Herrn **Thim**. Hochfürstl. Schwarzburgischen Gärtners zu Arnstadt, die er in des Rathsmeisters Herrn **Reichart** zu Erfurt gemischten Schriften ausführlich beschreibet und angiebet, und die Sumach, Ruß oder Gerberbaum dazu angiebet. Jedoch ich habe nur von Reygrase etwas weniges melden wollen, man halte mir also diese Ausschweifung zu Gute.

Von Levkojen.

Unter den vorzüglisten Blumen sind wohl die levkojen eine der angenehmsten mit. Nicht allein ihre schöne Farbe, sondern auch ihr starker Geruch,

ruch sind reitzend genug, auf ihren Anbau zu denken. Keine Blume aber hat den Gärtnern mehr Nachsinnen und Grübeln verursachet, als diese, denn da man nur die gefüllten liebet, die einfachen aber nicht achtet, gleich wohl, da sie durch die einfachen Saamen müssen erlanget werden, und die Gefüllten keinen bringen, so ist es öfters geschehen, daß von solchen gesäeten sehr wenig zum Vergnügen des Liebhabers erhalten werden. Was Wunder, daß man auf allerhand Versuche gefallen, seinen Zweck zu erreichen, und man findet in vielen Gartenbüchern Vorschriften genug, aber ohne Nutzen, bald will man den Mond und die himmlischen Zeichen zu Hülfe nehmen; dieses ist abgeschmackt. Bald will man die besten, einanderer die Monströsen Blüten dazu erwählen, ein anderer will daß die einfachen Stöcke, wovon man Saamen ziehen will, drey Jahr seyn müssen. Wieder ein andrer sagt, man sollte die einfachen Stöcke, so 5 Blätter haben, zum Saamentragen erwählen, und ich kann nicht umhin diesem Beyfall zu geben, denn wie bekannt, alle einfach blühende Levkojen bestehen nur aus 4 Blättern, sollte mann nun einen solchen Stock finden, der 5 Blätter hätte, so wäre dieses schon eine Anzeige, daß er einen Ansatz zu gefüllten hätte, aber wie viele findet man derselben, ich habe schon lange Jahre gesuchet, aber keine finden können, es ist nicht ohnmöglich, daß ein solcher gefunden werde, aber sehr selten, ich rathe daher einem jeden Gärtner, solchen zum Saamen zu erwehlen. Wieder andre wollen die Saamenstöcke in einem ma-

gern

gren und dürren Boden erziehen, dieselben aber in ein fettes Land säen und pflanzen. Etliche wählen den Saamnen, der zu unterst in den Schoten lieget. Noch andre den, der zu oberst sitzet. Wieder andre sagen, der Saame müsse nicht über reif, sondern kümmerlich seyn, weil sie das Gefüllte vor eine Krankheit und Schwachheit halten, und was dergleichen Meinungen mehr sind. Ich habe diese und andere Versuche mit gemacht, bin aber nicht klüger geworden, bis ich einen guten Freund bekam, der alle Jahre schöne gefüllte Blumen, ohne ein Geheimnis dabey zu gebrauchen, hatte. Ich bekam von ihm Saamen, ich säete davon ohne den Mond, nach der alten Leyer, zu befragen, und ich bekam so wohl schöne und gefüllte Blumen, als er. Ich sehe hierbey, daß es nicht auf die Kunst, sondern vielmehr auf eine zum Gefüllten geneigte Art ankam, es war die niedrig wachsende rothe, die man hier die Berliner nennet. Nachhero habe ich blaue, weisse und Pfirsichblüt farbene wohlgeartete und in das Gefüllte einschlagende Gattungen erhalten, denn wenn ich sahe, daß jemand viel gute Blumen erbauete, hielt ich es vor eine zu dem Gefüllten geneigte Art, und suchte davon Saamen oder einfache Stöcke zu bekommen, wodurch ich ohne Künsteley zu guten Blumen kam, es lieget also an einer guten Art, jeder Liebhaber derselben weiß, daß es verschiedene Gattungen von Levkojen giebet, und die, wenn man Achtung giebet, gar leichte kentbar sind, denn die eine hat breite, die andere schmale, gezackte oder gekräuselte Blätter, die eine wächst niedrig,

die

die andere hoch, etliche sind Stangen weiß, etliche büschigt, alles dieses sind Levkojengeschlechter, aber es ist immer eine Art besser wie die andere. Es kommt also auf eine gute Wahl an, solche zu bauen, von denen man weiß, daß sie gerne in das Gefüllte fallen. Warum aber nicht alle gefüllt fallen, scheinet mir wohl an den innerlichen Bestandtheilchen des Saamens zu fehlen, welche nicht in gleicher Verhältniß stehen. Könnten wir diese von aussen wissen, so würden wir vielleicht glücklich fahren, das steht aber nicht in unserm Vermögen, und ob wohl einige die größten Körner haben aussuchen wollen, und vorgegeben, daß sie guten Erfolg davon gehabt hätten, so habe ich sie zwar nach geahmet, aber schlechten Nutzen gehabt. Wie man nun mit Säen und Pflanzen derselben verfahren soll, ist mein Zweck nicht, indem alle Gartenbücher davon voll sind, auch der schlechteste Gärtner solches weiß. Ich habe nur die Richtigkeit aller oben erzehlten Regeln zeigen wollen. Nur dieses muß ich noch erinnern und anfragen, wie gehet es doch zu, daß mancher Gärtner oder Liebhaber lauter gescheckte oder pikirte Levkojen bauet, da hingegen ein anderer, und ob er gleich von einerley Saamen genommen, lauter einfärbigte erhält? Es ist mir dieses selbst widerfahren. Als ich noch in meiner vorigen Station war, und ein feuchtes, kaltes und flüßiges Erdreich hatte, pflanzte ich Levkojen. Ein Freund und Gärtner, der 3 Meilen von mir wohnete, besuchte mich, es stunden noch junge Pflanzen da, er bat sich solche aus, ich willfahrte ihm, er hatte

sie

sie an seinem Orte gepflanzet, meine zeigten sich im Herbste alle einfärbig roth, denn es war von der rothen Art, da ich aber zur selben Zeit meinen Freund besuchte, und er mich in den Garten führete, sahe ich ein ganzes Beet einfache und gefüllte Levkojen stehen, die alle gescheckt und bunt waren. Ich fragte, wo er diesen Saamen bekommen hätte, er gab mir zur Antwort, es wären keine andere als die er von mir erhalten hätte. Ich konte es kaum glauben, bis er mir Versicherung genug gab, daß ich solches glauben muste, und ihm kam es fremde vor, daß meine nicht so wären. Dieser Freund, der noch sehr am Aberglauben hing, meinete, er hätte vielleicht ein gutes Zeichen getroffen, ich glaubte es dazumal selbst, bat mir von diesem schönen bunten Saamen aus, und meinete, daß wenn ich solche nun bey mir aussäete und verpflanzte, auch so schöne erhalten würde; aber vergebens, sie waren alle roth und einfärbicht. Was war wohl die Ursache? Keine als diese, sein Land war hitzig und hatte viele Salze. Ich wurde nachhero darinn mehr bestärket, da ich an hiesigen Ort kam, allwo gleichfalls ein solches Erdreich ist, ich brachte dort gebaueten Saamen mit, und siehe es wurden lauter bunte daraus, und dieses geschiehet alle Jahre, ja ich bin froh, wenn ich nur eine oder etliche einfärbige bekomme, und ich habe schon angemerket, daß ein hitziger und voll Salze steckender Boden bessere Blumen hervorbringt, als ein feuchter. Ich habe wohl eher gehöret, daß, wenn man einen einfärbigten rothen oder blauen Levkojenstock haben

wollte,

wolte, man von unten in einem Blumentopf Taubenmist legen sollte. Es hat dieses seine Richtigkeit, doch erfolget solches nicht eher, als bis die kleinen Wurzeln auf den Mist kommen, wenn ich nun des Taubenmistes hitzige und salzige Theile erwege: so bestätiget solches meinen obigen Satz. Noch eins, ein gewisser Gärtner zeugte alle Jahre schöne bunte Levkojen, ohngeachtet sein Erdreich nicht dazu geschickt war, er machte es aber also, er sahe sich nach einer alten Wand um, wo er vermuthete, daß Salze darin wären, er vermischte damit sein Land, worin er Levkojen pflanzen wollte, vorhero aber begoß er das Land, worin er solchen Saamen gesäet hatte, mit einer Lauge aus eben dieser alten Wand, bis zum Aufgehen des Saamens, länger hielte er es nicht vor gut, denn sagte er, diese Lauge griffe die zarten Pflanzen an, daß sie davon verdürben, er hatte auch recht, und über diß düngete er sein Land mit Taubenmist, der 2. Jahr in freyer Luft und Regen gelegen und zur Erde geworden war, denn sonsten wäre er zu hitzig gewesen, hierdurch ward er in seinem Verfahren glücklich und erlangte seinen Zweck, auch dieses bestätiget meine oben gedachte Meinungen, ich habe solches Verfahren mit der alten Wand auch schon bey Erzeugung guter Saamennelken an einem andern Orte gezeiget. Da ich schliessen will, fällt mir ein, was ich in den Breslauer ökonomischen vermischten Sammlungen 2ten Bandes Seite 116 gelesen, da Herr Siegesbeck saget, man hätte 1716 in allen Gärten eine Menge gefüllte weisse Levkojen gebauet, man hätte den

Saa-

Saamen von einem fremden Gärtner erhalten, wovon kamen doch diese her? Antwort, es war diejenige weisse Sorte, die gerne in das Gefüllte fällt, und die dazumal erst Mode bey uns war, es ist also gewiß, daß es an Erzeugung guter Levkojen auf eine in das Gefüllte gerne fallende Sorte ankommt, und alle Künsteley nicht nöthig ist, auch daß dazu gehöriges und oben gemeldetes Erdreich erfodert wird, daß aber aus rothen ganz weisse würden, wie ein Ungenanter in den Hannöverischen Anzeigen sagt, habe ich noch nicht erfahren, kann es auch nicht glauben. Daß die weissen, wenn sie in Scherben stehen, und bald verblühet sind, etwas in das Blaue fallen, weiß ich, aber sie werden doch nicht ganz blau.

Von Wartung und Erziehung der Nelken.

Wie begierig diese schönen Blumen von den Liebhabern gesucht werden, und wie dieselben sich so viel Mühe geben, solche zu verbessern und zu vermehren, ja zum öftern deswegen vieles Geld anwenden, ist eine sehr bekannte Sache. Und wenn jemand sein Vergnügen daran hat, so ist es ihm auch nicht zu verdenken, denn wenn man ihren unvergleichlichen Geruch, ihre mannigfaltige Farben, und ihr prächtiges Ansehen betrachtet, so muß nothwendig eine Begierde darzu erwecket werden.

Daß man aber mit Erziehung der Nelken nicht allemal glücklich ist, lehret die tägliche Erfahrung. Meines Orts habe ich mich nunmehro 50 Jahre mit ihnen bekannt gemacht, und vielmal erfahren müssen, daß meine dißfalls angewendete Mühe und Künsteley vergeblich gewesen ist, bis ich endlich mit Schaden klug geworden bin.

Ich hoffe um des willen den Nelkenliebhabern einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen das Geheimniß, ohne grosse Mühe und Kosten schöne Nelken zu erziehen, offenbare.

Ich weiß zwar wohl, daß unter dem Namen der Geheimnisse gar viele falsche Dinge in den Gartenbüchern angegeben werden. Allein, wer dieser meiner Anweisung in allen Stücken nachfolget, der wird, nachdem er es versuchet, erfahren, daß dasjenige, was ich von Erziehung der Nelken mittheilen will, Wahrheit ist.

Die lange Erfahrung hat mich gelehret, daß die allzu fette und gekünstelte Erde den Nelken vielmehr schädlich als nützlich ist. Die allzu magere aber ist noch schlimmer, indem keine Gewächse ohne ein ihm zukommendes und prorportionirliches Salz gedeyen können.

Der Rinder- und Pferdemist, ob er gleich viele Kräfte und Salze in sich hat, ist mir nicht hinlänglich genug gewesen. Todtes, und zur Erde gewordenes Aas, wie es von einigen angrathen wird, wie auch alle andere Kunststücke, welche ich dann und wann versuchet, haben mir keine Gnüge thun wollen.

Gleichwoh

Gleichwohl erfordern die Nelken etwas, so ihnen angenehm und zuträglich ist. Und nun, was ist es denn? Es ist was Altes, woraus viel Neues entstehen kann: es ist alte Wand, oder daß ich es deutlicher sage, Erde von alten Wänden, womit die Bauersleute ihre Häuser, Höfe und Gärten umgeben.

Ohne eitlem Ruhm muß ich melden, wie ich in die 50 Jahre bis hieher, durch dieses Hülfsmittel viele der schönsten Nelken aus dem Saamen erzogen habe, und noch damit fortfahre, so, daß ich von auswärtigen Liebhabern weit und breit, in der Flor bin besuchet worden. Auch habe dieserhalben viele Correspondenz führen müssen.

Wobey ich noch melden muß, daß mir meine Nelkenstöcke, deren Anzahl ziemlich hoch gestiegen, keinen Heller gekostet haben, ohne meine angewendete Mühe und Arbeit.

Mein Gemüthe ist so beschaffen, daß ich meinem Nebenmenschen alles Gute gönne, und der Neid ist aus meinem Herzen verbannet. Da ich nun ohne dieß, die mehreste Zeit in dieser Welt gelebet habe, so will ich um destomehr meine Erfahrung den Liebhabern dieser Blumen aufrichtig entdecken.

Zum voraus muß ich erinnern, daß man sich auf guten und aufrichtigen Saamen, welcher von schönen gefüllten Blumen erzogen worden, befleißigen müsse.

Es ist aber auch bekannt, daß die gefüllten Blumen nicht gerne, sondern sehr sparsam ihren Saamen bringen, und es ist genug, wenn man

nur 1 bis 2 Fingerhüte voll haben kann. Denn wo man solchen von andern Orten, und zu grösserer Menge erhält, so ist es gewiß ein Zeichen daß nicht viel Gutes darunter seyn kann.

Mit allem Fleiß habe ich gemeldet, daß der Saame von vollen, und zum wenigsten zweyfarbigen Blumen seyn soll.

Viele geben vor, daß man den Saamen von weissen Nelkenblumen nehmen sollte, diese brächten mancherley Farben hervor; allein, meine hierinnen gemachte Proben haben mich gelehret, daß es nichts sey; denn von Guten kömmt das Gute.

Doch aber habe ich angemerket, wenn man zweyjährigen Saamen säet, daß viel schönere Farben hervorkommen, als von demjenigen Saamen, welcher nur ein Jahr alt ist.

Diesen Saamen säet man in der Mitte des Aprils, auch wohl später, denn das allzu zeitige Säen hat mir niemalen gefallen, indem die Pflanzen zwar starke Stöcke geben,, welche viele Blumen bringen, aber wenig, ja wohl gar keine Absenker treiben, wodurch manche schöne Blumen vergehen, als wenn sie nicht da gewesen wären, wie mir es selbsten also widerfahren ist. Hingegen diejenigen, welche man später säet, bringen nicht so viel Blumen, aber mehr Ableger. Und dieses ist als ein nothwendiges Stück wohl zu merken.

Zu dieser Aussaat brauchet man ein kaltes Mistbette, oder sonst im Garten ein gutes zubereitetes Land, bisweillen auch einen Kasten, und

ver-

verrichtet dieselbe, ohne auf die Constellation und den Mondeswechsel zu sehen, indem alle Tage des Herrn sind.

Damit ich aber von meinem Endzwecke nicht abkomme, so will ich dieses nicht weitläuftig verfechten, sondern mich wieder zu meinem gesäeten Nelkensaamen wenden. Diesen muß man fleißig begiessen, damit, wenn dürres und heisses Wetter einfällt, die Keimen nicht vertrocknen oder verbrennen.

Sind die Pflänzlein aufgegangen, und eines Fingers lang erwachsen, so verpflanzet man sie in die Mitte des Julius, und so fort.

Hier muß ich nun das beste zu sagen nicht unterlassen. Man hat sich nemlich zu bemühen, daß man einen guten Theil alte Wand überkommen möge. Dieses muß man in kleine Stücken zerschlagen, und hernach auf einen Haufen schütten, damit sie den Winter über vom Regen, Schnee und Froste locker und mürbe gemachet werden. Es müssen aber diese Wände nicht von Thon oder Leimen, sondern von ordentlicher Erde gemacht seyn, und lange Jahre in freyer Luft und an der Sonne gestanden haben: denn eine solche Erde hat mehrentheils viel Salpeter in sich, worauf das Mehreste ankömmt.

Wenn man nun das Land oder Bette, worauf die jungen Nelkenpflanzen sollen gestecket werden, hat graben lassen, so muß 3 Zoll hoch von der alten, und fein klar durchgesiebten Wanderde darüber gebracht, mit dem Rechen eben gemacht, und mit einem kleinen Häcklein flach ein-

gehacket werden, damit sie sich mit der andern Erde vermische. Ich sage aber mit allem Fleis, daß es flach geschehen solle: denn wenn diese Erde gar zu tief unter die andere Gartenerde gebracht wird, so nimmt die Feuchtigkeit, welche dieses Salz auflöset, solches mit sich in den untern Boden, welchen die darauf gesetzten Pflanzen mit ihren Wurzeln nicht erreichen können, daß folglich diese zubereitete Erde keine sonderliche Wirkung thun kann. Und dieses Salz ist es eben welches das mehreste dabey thun muß, denn es ist, wie ein gewisser Verfasser redet, die Seele der Fruchtbarkeit.

Wenn man diese oben auf das ordentliche Gartenland gemachte Erde mit einem Rechen fein durch einander geharket, und gleich gemachet, so muß man auf ein Bette, welches 5 Schuh breit ist vier Linien, so wohl in die länge als Breite einen Schuh weit von einander machen, so, daß an jedem Ende des Bettes ein halber Schuh übrig bleibet. Und nach dieser Abtheilung müssen die Pflänzlein versetzet werden: denn wenn man sie näher oder enger setzet, so lassen sich die Stöcke in der Flor nicht wohl mit ihrer Erde, welches doch seyn muß, ausheben.

Diese neue verpflanzte Nelkenstöcke müssen fleissig begossen werden, bis sie beklieben sind, alsdenn giebt man sich keine weitere Mühe damit, nur daß sie fleissig vom Unkraute reine gehalten werden, damit solches die ihnen gewidmete Salze nicht raube.

Den

Den Winter über bleiben diese Stöcke an ihrem Orte stehen, denn sie scheuen keine Kälte, und es thun diejenigen nicht wohl, welche sie mit Stroh bedecken, auch wohl im Frühjahre verpflanzen. Gewiß, diese zwey Stücke bringen mehr Schaden als Nutzen: denn es fressen die Mäuse solche den Winter über unter dem Stroh gerne ab.

Wenn ich aber, wider vermuthen Mäuse merke, so kann ich ihnen das Handwerk bald legen. Z. B. ich nehme Möhren, Pastinat- oder auch Zuckerwurzeln, spalte sie mitten von einander, thue den inwendigen Mark oder Kern heraus, streue alsdenn an dessen Stelle Rattenpulver hinein, und lege Wurzel in ihre Löcher.

Im Frühjahre reiniget man die Stöcke fleissig vom Unkraute, bis sie zu ihrer Flor kommen, welches mehrentheils im Julius und August geschiehet. Alsdenn hebet man die schönsten, wie oben erinnert worden, mit ihrer Erde heraus, setzet sie in Scherben, und stellet sie eine Zeitlang in Schatten, alsdenn bringet man sie zu dem andern Vorrath seiner Nelken auf die Stellage, und senket hernach die daran befindlichen Fechser ein.

Dieses Säen und Pflanzen continuiret man alle Jahre, so kann man immer bey Vorrathe verbleiben. Und auf diese nemliche Art habe ich die allerschönsten Blumen von vier bis fünferley Farben, und auch sehr viele gelbe erzogen. Ja, meine gelbe Blumen erstrecken sich nunmehro über funfzig Sorten. Und ob ich gleich manches Jahr

was einbüssen muß, welches niemalen so leer abgehet, und ein Blumenliebhaber sich muß gefallen lassen, so hat doch meine junge Nelkenbrut solches hundertfach wiederum ersetzet.

Bey dieser Erziehung sehe ich, so wohl was das Säen als Pflanzen betrift, niemals auf den Mondwechsel, oder auf die Himmelszeichen, wohl aber auf des Himmels gute Witterung und verrichte solches, wenn vorher ein guter Regen gefallen, oder sonst nicht allzu heisses Wetter ist. Ich halte es vor eine Abgötterey auf etwas anderes im Säen und Pflanzen sein Vertrauen zu setzen, als auf Gott, und es wäre zu wünschen, daß alle Gärtner von diesen Vorurtheilen abstünden, und nachdem sie ihre Länderey zu rechter Zeit gedünget und gegraben, durch vergebliche Abwartung der Himmelszeichen und des Mondeswechsel, die zum Säen und Pflanzen gehörige Jahreszeit und günstige Witterung nicht vorbey streichen liessen. Ich will es lieber mit dem Herrn Rathsmeister **Reichart** in Erfurcht halten, welcher bey seiner vieljährigen und starken Oeconomie im Garten- und Ackerbau, welche ich mehr als einmal gesehen, nicht das geringste auf den Einfluß des Mondes und der Himmelszeichen hält, und solches in seinen Schriften gänzlich verwirft und widerleget.

Redlich und aufrichtig habe ich das ganze Geheimniß, schöne Nelken zu erziehen, endecket und gezeiget, worin es bestehe und verborgen liege, nemlich in einer alten Wand. Ich nenne sie mit Bedacht alt, denn neue Wanderde hat

diese

diese Wirkung bey weitem nicht, indem sie wenig Salpeter in sich fasset denn dieser ist es eben, welcher die vielen und mancherley Farben, nebst dem schönen Wachsthum, zuwegebringet.

Man versuche es, und nehme unter zwey Theile gemeiner guten Gartenerde, einen Theil solcher Wanderede, nebst einem Theil guten Sand; wer es thun will, kann auch etwas recht verfaulten und klar gemachten Rinder- oder Pferdemist, worunter sich kein Stroh befindet, und welcher einige Jahre gelegen, darunter mischen. Man vermeide dabey alle Weiden- und andere gekünstelte Erde, und setze die Nelkenfechser darin, warte sie fleissig, wie sichs gebühret, nemlich mit Begiessen und anderer erforderlichen Arbeit ab, so wird die Erfahrung lehren, daß die Nelkenstöcke nicht allein schöne und grosse Blumen, sondern auch gesunde Blätter und Senker treiben werden.

Durch dieses angeführte Mittel habe ich sie zu einer solchen Grösse gebracht, daß diejenigen, welche meine Flor nicht gesehen, mich einer Großsprecherey beschuldigen werden, wenn ich ihnen sage, daß ich vielmal einige Blumen von vier Zoll im Diameter gezogen habe, so, daß die Liebhaber, welche sie bey dem ersten Anblicke gesehen, vermeinet, ich hätte dergleichen Blumen drey zusammen gebunden, bis sie solche genauer betrachtet haben.

Daß dieses aber von obiger Erde herkomme, kann ein jeder gar eigentlich daran abnehmen, weil eben diese Blume, welche ich von einem Freunde, unter den Namen des Wappens von Dortrecht

erhielte, bey gedachtem Freunde bey weiten nicht so groß und schöne geworden, als bey mir. Ja, als ich von eben dieser Sorte andern guten Freunden einige Fechser überlassen, so haben sie solche ebenfalls zu einer solchen Grösse nicht bringen können, weil sie mein Geheimnis mit der Wanderde noch nicht wusten. Weswegen sie mich hernach beschuldigten, daß ich ihnen die rechte Sorte nicht gegeben hätte.

Da ich aber nach einigen Jahren diese Erde nicht mehr haben konnte, wie ich gerne wollte, so habe ich an meiner Nelkenflor gar oft und merklich gespüret, daß so wohl diese jetzt gemeldete, als alle meine andere Blumen, bey weiten nicht so groß und schöne geworden sind.

Ich weiß zwar wohl, daß man in vielen Gartenbüchern mancherley Kunststücke zur Vergrösserung der Nelken antrift; allein sie haben mir wenig Genüge gethan. Wer aber meiner vorgeschriebenen Art und Weise folgen will, der wird gewiß erfahren, daß ich einen wahrhaftigen Vortheil, gute Nelken zu erziehen, entdecket habe.

Von Anlegung eines ökonomischen Gartens.

Daß die Landwirthschaft an vielen Orten nicht verbessert werden könne, ist ohne Zweifel; daß es aber nicht geschiehet, daran ist die Nachlässigkeit der Menschen Schuld, und da man dieses einsiehet, so ist es ein löblich und höchstrühmlich

Ver-

Verfahren, wenn sich vornehme und gelehrte Hauswirthe mit vereinigten Kräften zusammen thun, und gemeinschaftlich, zur bessern Aufnahme derselben arbeiten. Schweden ist uns wohl mit einem guten Exempel vorgegangen; man hat den Nutzen davon lernen einsehen; man ist ihnen nachgefolgt; und wie rühmlich ist es nicht? Es ist also wohl nicht überflüßig, wenn gelehrte und erfahrne Landwirthe, auf den Einfall gerathen sind, einen ökonomischen Garten anzulegen, um darinnen allerhand hauswirthliche Versuche anzustellen. Ueber einen solchen anzulegenden Garten will ich meine Gedanken kürzlich eröfnen.

1) Dieser Garten muß simpel eingerichtet werden. Hecken, Bäume, Einfassungen von Buchsbaum müssen gänzlich wegbleiben, denn diese zehren das Land, saugen die Feuchtigkeit aus, und verhindern den freyen Zugang der Luft. Damit aber doch die Quartiere ordentlich eingefasset bleiben, so müste ein Aufseher über diesen Garten dahin sehen, daß er solche mit gewissen ökonomischen Kräutern, die sich dazu schickten, bepflanzte; z. B. Luzerne, Espersäth, Reygras, oder auch anderen Sorten Kräuter, als Wayd, Tinctura, Seratula u. d. gl. oder man könnte sie mit nützlichen Pflanzen, als Thimian, Salbey, Lavendel und Spica bepflanzen, denn diese zehren nicht so sehr, und sind in der Wirthschaft brauchbar.

2) Müssen die Quartiere in das Quadrat und nicht in Triangel angeleget werden; denn da es ein Garten zum Nutzen und Versuchen seyn soll, müssen alle Künsteleyen hinwegbleiben, in Betracht, daß durch die Triangel vieles Land unnütze wegfällt.

3) Wenn dieser Garten im Quadrate getheilet wird, so kann man, wie ich vermuthe, daß auch verschiedene ausländische Bäume und Sträucher, die einheimisch sollen gemacht werden, solche besonders dahin hinbringen. Um dieses Quartier könnte man wohl eine Hecke ziehen von niedrigen, auch zur Wirthschaft gehörigen Sträuchern.

4) Da

4) Da viele Gewächse den Schatten lieben, so wäre dahin zu sehen, (wenn anders der Garten nicht so lieget,) daß man solchen verschaffete; keinesweges aber durch Hecken oder Bäume, sondern durch Gebäude.

5) Wäre um diesen Garten eine Mauer oder Wand, so könnte man zur Veränderung Spalier von fruchtbaren fremden Bäumen, oder sonst andern anlegen und gebrauchen.

6) Verstehet es sich schon, daß die Quartiere so eingetheilet werden, daß in einem lauter wirtschaftliche Getreide, in einem andern allerhand Futter, in einem dritten Farbekräuter, wieder in einem andern Sträucher und fremde Holzarten gesäet und gepflanzet werden.

7) Die Anzeigung der Gewächse kann ich nicht genau bestimmen, indem ich selbst nicht wissen kann, was eine hochansehnliche Gesellschaft, für fremde und ausländische Saamen und Pflanzen wird kommen lassen, und die mir selbst nicht bekannt seyn würden. Ich will aber künftig, bey mehrerer Musse, so viel als meine wenige Wissenschaft hinreicht, solches mit der größten Bereitwilligkeit thun.

8) Die Eintheilung von viererley Erdreich ist höchst nöthig; in Betracht, daß es auf Versuche ankommt, und man wissen muß, in welchem Boden dieses oder jenes Gewächs am besten gedeyet. Ueberhaupt habe ich angemerket, daß alle Pflanzen, (nur wenige ausgenommen) in einem guten Erdreich beßer wachsen. Nur ist nicht aller Orten solch fruchtbares Erdreich; und man will doch solches nutzen. Dahero ist es billig, daß man Versuche damit anstellet, und dem Landmanne Anweisung darzu giebet.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rammelt, Gottlieb

Gottlieb Rammelt Kunstgärtner ... vermischte öconomische Abhandlungen zum Besten der Landwirthschaft und Gärtnerey

Bd.: 1

Halle 1768

Oecon. 1432-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298377-2
VD18 90459393